



Litth. u. Druck v. CARL MAYERS KUNSTANSTALT, Nürnberg.

Der Löwe von Flandern.

2' 320

A32

Der
Löwe von Flandern.

Eine geschichtliche Erzählung aus dem 14. Jahrhundert

von

Heinrich Conscience.

Für die deutsche Jugend bearbeitet,

sowie mit Einleitung und Erläuterungen versehen

von

Dr. G. Heinrichs,

Oberlehrer.

Mit 7 Vollbildern in Farbendruck.



Münster i. W.

Druck und Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.



1



V o r w o r t.

Conscience's „Widwe von Flandern" gehört nach Inhalt und Form anerkanntermaßen zu den wertvollsten und obendrein beliebtesten Jugendschriften. Seine Aufnahme in unsere „Prachtausgaben" bedarf deshalb keiner näheren Begründung. Selbstverständlich ist die prächtige Erzählung von uns einer sorgfältigen Bearbeitung unterzogen worden, so daß sie, wie die anderen „Prachtausgaben", ohne jegliches Bedenken der Jugend in die Hände gegeben werden darf.

Wüßte sie dieselbe günstige Aufnahme finden, welche den andern „Prachtausgaben" zuteil geworden ist! „Wüßte das herrliche Buch," um mit einem Wunsche von berufener Seite*) zu schließen, auch in dieser Gestalt „in recht vielen Volks- und Familienbibliotheken Eingang finden, damit der Patriotismus des deutschen Volkes sich an der glühenden Vaterlandsliebe der Flamländer entzünde und belebe!"

Der Herausgeber.

*) Verzeichnis von Jugend- und Volkschriften nebst Beurteilung derselben . . . herausgegeben vom Verein katholischer Lehrer Breslaus. III. G. P. Ueberholz' Buchhandlung. 1889. S. 68.

Einleitung.

I. Hendrik Conscience und „Der Löwe von Flandern“.

1. Hendrik (Heinrich) Conscience (sprich: Konstjanz) wurde am 3. Dezember 1812 zu Antwerpen geboren. Zuerst wurde er Schullehrer, dann Soldat. Nachdem er schon frühzeitig französische Liedchen gedichtet hatte, schrieb er im Jahre 1837 seine erste flämische Erzählung „Das Wunderjahr“. Dieselbe erregte ziemliches Aufsehen und trug dem Verfasser eine Schreiberstelle ein. Um sich aber ungestört dem dichterischen Schaffen widmen zu können, legte er jenes Amt wieder nieder. Indessen zwang ihn sehr bald darauf die Noth des Lebens, sich 1839 als Gärtner bei einem reichen Bürger Antwerpens zu verdingen. Da endlich beauftragte ihn die belgische Regierung, eine Geschichte Belgiens zu schreiben; zugleich ernannte ihn der Rat der Kunst-Akademie von Antwerpen zum Sekretär. 1857 wurde er Arrondissements-Kommissar (etwa Landrat) zu Kortryk (Courtrai), 1868 Kustos der königlichen Museen zu Brüssel, in welcher Stellung er am 10. September 1883 zu Antwerpen starb.

2. Conscience ist der verdienstvolle Begründer und Meister der neueren flämischen Litteratur. Ihm hauptsächlich ist es zu verdanken, daß in Belgien, wo die germanischen, die Provinzen Limburg, Antwerpen und beide Flandern nebst dem nördlichen Teile von Brabant bewohnenden Flämänder 54 Prozent der Einwohner zählen, das germanische Element noch nicht völlig von dem romanischen verdrängt werden konnte, obwohl von den höheren Ständen und für den amtlichen Gebrauch die französische Sprache angenommen ist und eine ganze Reihe belgischer Städte neben ihren alten germanischen Namen französisch gebildet geführt. Er war es, welcher durch seine in der flämischen Mundart ge-

schriebenen, weitverbreiteten Werke das Nationalgefühl der Flamländer mächtig weckte und sie bewog, sich mannhaft und nicht ohne Erfolg dem weiteren Vordringen des welschen Elementes entgegenzustellen.

3. Conscience war ein überaus fruchtbarer Novellist. Neben mehreren größeren Romanen hat er eine Menge kleinerer Erzählungen*) geschaffen, die in ihrer Art nicht minder wertvoll sind, als jene. Vor allem aber ist es der 1838 erschienene „Löwe von Flandern“, welcher mit Recht nicht nur in der Heimat des Verfassers, sondern weit darüber hinaus seinen Namen mit Ruhm bedeckt hat. Der prächtige, romantische Stoff, die geschickte novellistische Bearbeitung desselben, die trefflich gezeichneten, anziehenden Charaktere, die farbenprächtigen Schilderungen, endlich die das Ganze vom ersten bis zum letzten Kapitel durchziehende, feurige Vaterlandsliebe und hochherzige Denkungsart des Verfassers haben den „Löwen von Flandern“ auch in Deutschland, für jung und alt, zu einem der wertvollsten und vollständigsten Erzählungen gemacht.

2. Der geschichtliche Hintergrund des „Löwen von Flandern“.

1. Als König Eduard I. von England (1272—1307) gegen den ländergierigen Philipp den Schönen von Frankreich (1285—1314) einen großen Bund zustande zu bringen suchte (1293), schloß sich ihm auch Gwijde***) (Guido) Graf von Flandern an; seine Tochter Philippine wurde zur Bekräftigung des Bündnisses mit dem englischen Prinzen Eduard verlobt. König Philipp aber wußte den Grafen unter listigen Vorspiegelungen nach Paris zu locken und nahm ihn hier als Hochverräter, weil er, ein Lehensmann Frankreichs, sich mit des Königs Feinden habe verbinden wollen, in Haft. Zwar schenkte er ihm die Freiheit bald wieder, aber erst nachdem sich Philippine als Geißel für ihren Vater gestellt hatte. Obwohl nun Gwijde jeder weiteren Verbindung mit England entsagte, so weigerte sich Philipp dennoch, ihm

*) Conscience's „Ausgewählte Schriften“ (75 Bände) sind in deutscher Übersetzung in der Aschendorff'schen Buchhandlung in Münster erschienen. Preis: brosch. 56 Mk. 60 Pf., gebd. in 19 Bänden. 68 Mk. Jeder Band wird einzeln abgegeben. Bei Bezug sämtl. Bände 20 % Rabatt. Genaue Verzeichnisse unsonst.

**) Im Text ist das flämische ij (sprich „ei“) irrtümlich durch y wiedergegeben.

seine Tochter zurückzugeben; selbst Papst Bonifaz VIII. vermochte ihn nicht hierzu zu bewegen. Da kündigte der Graf endlich Philipp die Treue und verband sich aufs neue mit dessen Feinden. Aber sofort sandte Philipp ein großes Heer nach Flandern, dem Gwijde um so weniger gewachsen war, als viele seiner Lehnsmännern auf französischer Seite standen und die erwartete englische Hilfe ausblieb. Am 13. August 1297 wurden die Westfländerer von den Franzosen geschlagen, und bald waren die meisten Städte von diesen erobert. Nach einem kurzen Waffenstillstand, während dessen sich Frankreich und England vorläufig ausübten, sandte Philipp 1300 unter Karl von Valois, seinem Bruder, ein neues Heer nach Flandern. Schon näherten sich die Franzosen Gent; da bat Gwijde um Frieden. Karl von Valois versicherte ihm, Philipp werde ihm alle seine Besitzungen und Rechte zurückstellen, wenn er sich völlig unterwerfe. Vertrauensvoll zog er deshalb mit seinen Söhnen und den ersten seiner Barone nach Paris, um kniefällig den König um Gnade zu bitten. Aber alle wurden treuloserweise gefangengesetzt und Flandern als erledigtes Lehen eingezogen.

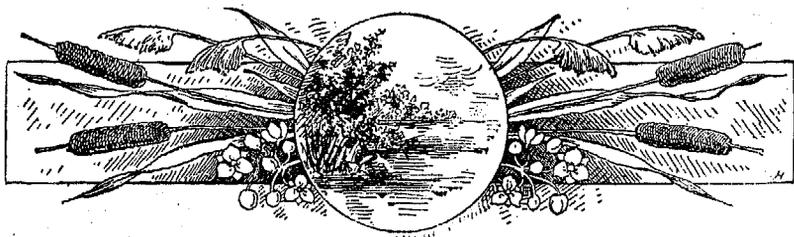
2. Den Franzosen war es gelungen, Flandern zu erobern, aber da sie das Land nur ausfogen und die Rechte seiner Bürger mit Füßen traten, so war ihre Herrschaft nicht von langer Dauer. Unter der Leitung des Webers Peter Dekoninck (eigentlich: de Koninck = der König) entstand in Flandern ein furchtbarer Aufstand. In Brügge wurden am 21. März 1302 alle Franzosen, 3200 an der Zahl, ermordet. Zwar nahte sich bald ein gewaltiges französisches Heer, um die Rebellen zu züchtigen, aber am 11. Juli 1302 wurde es bei Kortryk (Courtrai) völlig besiegt. Es war eine fürchterliche Niederlage; kaum gab es in Frankreich eine Familie, die nicht einen Toten zu beklagen gehabt hätte. Damit war Flandern für Philipp verloren; alle seine späteren Versuche, es wiederzugewinnen, scheiterten. (Im übrigen vergl. den „Anhang.“)

Der Löwe von Flandern.

~~~~~  
Eine geschichtliche Erzählung aus dem 14. Jahrhundert

von

Heinrich Conscience.



## 1. In Lebensgefahr.



Die rote Morgensonne erschien im Osten; sie war noch von einem Gewande von Nachtwolken umgeben, während ihr siebenfarbiges Bild blitzend in jedem Tautropfen wiederstrahlte; blaue Nebel hingen, wie ein dichter Schleier, an den Wipfeln der Bäume; die Kelche der Blumen öffneten sich mit Liebe, um den ersten Strahl des jungen Tages zu empfangen. Die Nachtigall hatte schon mehrere Male während der Dämmerung ihr süßes Lied ertönen lassen, aber nun machte das verworrene Gezwitzcher geringerer Sänger ihre schmelzenden Töne verstummen.

Ein Trupp Ritter sprengte schweigend durch die Felder von Rousselare. Das Klirren ihrer Rüstungen und das Stampfen der Hufe erschreckte die Bewohner der Wälder, denn von Zeit zu Zeit sprang ein Hirsch aus dem niedern Gehölz und floh schneller, als der Wind, von dannen.

Die Kleidung und Rüstung der Ritter war so kostbar, daß man unter ihnen auf den ersten Blick vornehme Herren vermuten mußte. Ein seidenes Wams hing in leichten Falten um ihre Schultern, während ein versilberter Helm, mit blauen und roten Federn, ihr Haupt bedeckte. Ihre Handschuhe waren mit eisernen Schuppen bedeckt, und die mit Gold verzierten Kniestücke ihrer Rüstung glänzten im Morgenlicht.

Die dampfenden Roffe schäumten mutig ins Gebiß, wobei sich die silbernen Knöpfe und seidenen Troddeln ihres Geschirrs gar lieblich bewegten. Große Schlachtschwerter hingen an den Sätteln, und die Schildknappen trugen ihren Herren mächtige Schilde nach. Jeder Ritter trug auf der Brust gestickt sein Wappen.

Die Kälte des Morgens hatte ihnen die Lust zum Sprechen genommen; die feuchte Nachtlust beschwerte ihre Augenlider; sie waren in ein träumerisches Hinbrüten versunken.

Ein junger Mann ging zu Fuß vor ihnen her. Lange, wallende Haare hingen auf seine breiten Schultern herab; blaue, glänzende Augen bligten unter seinen blonden Augenbrauen hervor, und ein junger Bart kräuselte sich um sein Kinn. Sein Anzug bestand aus einem wollenen Wams mit einem Gürtel, und ein kurzer, zweischneidiger Dolch in einer ledernen Scheide war seine ganze Bewaffnung.

Groß und ungewöhnlich kräftig gebaut, schritt der Jüngling so rasch voran, daß die Pferde Mühe hatten, mit ihm Schritt zu halten.

Plötzlich straukelte das Pferd eines Ritters über den Stumpf eines abgehauenen Baumes und stürzte zu Boden. Der Reiter fiel mit der Brust auf den Nacken des Pferdes und kam beinahe aus dem Sattel.

„Was ist das?“ rief er in französischer Sprache. „Mein Pferd schläft unter mir ein.“

„Herr von Chatillon,“ erwiderte sein Nebenmann lächelnd, „daß einer schlief, das glaube auch ich ganz sicher.“

„Freuen Sie sich nur über meinen Unfall!“ rief Chatillon aus. „Ich schlief nicht. Seit zwei Stunden sehe ich mit unverwandten Blicken nach den verwünschten Türmen da, die sich je länger, je weiter entfernen. Aber Sie können nichts als spotten.“

Während die beiden Ritter so miteinander scherzten, lachten die andern herzlich über den Vorfall, und der ganze Trupp erwachte auf einmal aus seiner stillen Träumerei.

Als Chatillon aber sah, daß man nicht aufhörte zu lachen, wurde er so aufgebracht, daß er dem Tiere den scharfen Sporn in die Weichen stieß. Hierdurch gereizt, bäumte es sich und flog endlich wie ein Pfeil gegen eine dicke Eiche, wo es, jämmerlich verwundet, zur Erde stürzte.

Ein Glück war es für Chatillon, daß er vorher aus dem Sattel

gefallen oder gesprungen war; nichts desto weniger mußte er sich aber doch sehr verletzt haben, denn er blieb regungslos liegen.

Sobald die andern ihn erreicht hatten, stiegen sie alle ab und hoben ihn mitleidig auf. Derjenige, welcher zuerst mit ihm gescherzt hatte, schien nun am meisten für ihn besorgt zu sein, und sein Gesicht verriet innige Betrübniß.

„Mein teurer Chatillon,“ seufzte er, „ich bedaure dich von Herzen; vergieb mir meine losen Worte; ich habe wirklich nicht beabsichtigt, dich zu verhöhnen!“

„Laß mich in Ruh,“ rief Chatillon, sich aus den Armen seines Gefährten losreisend, „ich bin noch nicht tot, meine Herren! Mein, Gott sei Dank, noch lebe ich, und du, St. Pol, solltest mir dein Gespött auf der Stelle büßen, wenn ich mich an dir rächen wollte.“

„O, bei Gott, du bist verwundet, mein Bruder,“ erwiderte St. Pol, „das Blut bringt durch deinen Panzer.“

Chatillon zog seinen rechten Armel etwas in die Höhe und bemerkte, daß ein Dorn ihm die Haut geritzt hatte.

„Da sieh,“ sprach er halb beruhigt, „es ist nichts — eine Schramme . . . Aber ich glaube, daß der Flamländer uns absichtlich auf diese behexten Wege bringt!“

Der Flamländer that, als verstände er die französische Sprache nicht, und sah Chatillon kühn ins Auge.

„Meine Herren,“ rief der Ritter, „seht den Kerl da, wie er mich angafft! Kommt einmal her!“

Der Jüngling näherte sich langsam und hielt seine Augen beständig auf den Ritter gerichtet. In diesem Augenblicke zeigte sich etwas Eigentümliches in seinen Zügen — ein Gemisch von List und Zorn.

„Willst du mir wohl Rede stehen,“ fragte Chatillon, „warum du uns auf solche Wege bringst?“

„Herr,“ antwortete der Flamländer in schlechtem Französisch, „ich kenne keinen andern Weg nach dem Schlosse Wynendaal und wußte nicht, daß es Ihnen beliebte, zu dieser Zeit zu schlafen!“

Bei diesen Worten verzog ein höhnißches Lächeln sein Gesicht.

„Vermessener!“ rief Chatillon ihm zu. „Du lachst, du spottest über mich? Holla, Knappen, knüpft mir den Burschen auf, damit er den Raben zur Speise diene!“

„Einen Flamländer aufhängen?“ murmelte der Jüngling hohnlachend. „Warte ein wenig!“

Hierauf ging er einige Schritte zurück, stemmte sich mit dem Rücken gegen einen Baum, streifte seine Ärmel bis an die Schultern auf und zog seinen blizenden Dolch aus der Scheide. Die vollen Muskeln seiner bloßen Arme waren gespannt, und sein Gesicht bekam einen Löwenähnlichen Ausdruck. „Wehe dem, der mich anrührt!“ rief er mit kräftiger Stimme. „Die Raben von Flandern sollen mich nicht essen; sie fressen lieber Franzosenfleisch!“

„So greift denn an, ihr Selbschnäbel!“ rief Chatillon seinen Knappen zu. „Greift an! Sieh einer diese Memmen! — Fürchtet ihr euch vor einem Messer?“

Einige der umstehenden Ritter suchten Chatillon zu besänftigen, doch die meisten hätten den Flamländer gern baumeln sehen. Ohne Zweifel würden die Knappen den Jüngling überfallen haben, aber nun näherte sich ein Ritter, der einige Schritte zurückgeblieben war. Seine Kleidung und Rüstung übertraf die der andern Ritter bei weitem an Pracht; das auf seiner Brust gestickte Wappen enthielt drei goldene Lilien in blauem Felde unter einer Grafenkrone, ein Zeichen, daß er aus königlichem Geblüte war.

„Haltet ein!“ rief er mit strenger Miene den Knappen zu, und sich gegen Chatillon wendend, sprach er: „Mein Herr! . . . Sie scheinen zu vergessen, daß ich Flandern von meinem Bruder, dem König Philipp, zum Lehen bekommen habe. Der Flamländer ist mein Unterthan; Sie haben kein Recht auf sein Leben.“

„Soll ich mich denn verspotten lassen?“ fragte Chatillon ärgerlich. „Soll der Flamländer sich rühmen, einen französischen Ritter ungestraft verhöhnt zu haben? Sagt nur selbst, meine Herren, hat er den Tod nicht verdient?“

„Herr von Valois,“ sagte St. Pol, „vergönnen Sie meinem Bruder die kleine Genugthuung, den Flamländer hängen zu sehen! Was kümmert Eure königliche Hoheit das Leben dieses starrköpfigen Burschen?“

„Hören Sie, meine Herren!“ rief Karl von Valois zornig, „Ihre Reden sind mir höchst unangenehm. Das Leben eines Unterthanen ist mir von großem Gewicht, und ich verlange, daß man den

jungen Mann ungehindert gehen lasse. Zu Pferde, meine Herren, es ist schon zuviel Zeit verloren!"

„Komm, Chatillon," murmelte St. Pol zu seinem Bruder, „steig auf das Roß deines Schildknappen, und laß uns gehen! Herr von Valois ist ein großer Volksfreund.“

Inzwischen hatten die Schildknappen ihre Schwerter in die Scheide gesteckt und waren nun damit beschäftigt, die Pferde ihren Herren vorzuführen.

„Sind Sie fertig, meine Herren?" fragte Valois. „Nun, dann muß ich bitten, rasch voran, sonst kommen wir zu spät zur Jagd! — Du geh hier an meiner Seite! Wie weit ist es noch bis Wynendaal?"

Der Jüngling nahm ehrfurchtsvoll seine Mütze ab, beugte sich vor seinem Ketter und antwortete:

„Noch eine kurze Stunde, mein gnädiger Herr!"

„Dem Menschen traue ich nicht," sagte St. Pol. „Ich glaube, es ist ein Wolf in Schafskleidern.“

„Das habe ich schon lange gedacht," antwortete der Kanzler Pierre Flotte, „denn er besieht uns wie ein Wolf und lauscht wie ein Hase.“

„Hal hal! nun weiß ich, wer es ist," rief Chatillon. „Habt ihr noch nie von einem Weber Namens Peter Defoninc sprechen hören, der in Brügge wohnt?"

„Meine Herren, ihr täuscht euch," bemerkte Raoul von Nesle, „ich habe den berüchtigten Weber zu Brügge selbst gesprochen, und ob schon er diesen an Schlaueit noch übertrifft, so hat er doch nur ein Auge, während unser Geleitsmann deren zwei sehr große hat.“

„Genug davon, meine Herren!" fiel Chatillon ein. „Laßt uns über andere Dinge reden! Wißt ihr, was unser gnädiger König mit diesem Flandern thun wird? Wahrhaftig, wenn unser König seinen Schatz so verschlossen hielte, wie Valois seinen Mund, es wäre ein trauriges Leben an diesem Hofe.“

„Nun," antwortete Pierre Flotte, „er ist nicht gegen jedermann so schweigsam. Laßt eure Pferde etwas langsamer gehen, meine Herren, und ich werde euch Dinge erzählen, von denen ihr euch nicht träumen laßt!"

Die Ritter rückten neugierig näher zusammen und ließen den

Grafen von Valois ein wenig voraus reiten. Als er genug von ihnen entfernt war, um ihre Worte nicht verstehen zu können, sprach der Kanzler:

„Hört! Unser gnädiger König Philipp der Schöne hat kein Geld mehr. Enguerrand de Marigny hat ihm vorgespiegelt, Flandern sei eine wahre Goldgrube, und da hat er auch gar nicht so unrecht, denn in dem Land ist mehr Gold und Silber, als in ganz Frankreich.“

Die Ritter lächelten und nickten mehrmals mit dem Kopfe, zum Zeichen ihrer Beistimmung.

„Hört weiter!“ sprach Pierre Flotte. „Unsere Königin Johanna ist höchst erbittert auf die Flamänder; sie haßt dieses hochmütige Volk ganz unglaublich; ich habe es aus ihrem eigenen Munde gehört, daß sie den letzten Flamänder am Galgen sehen möchte.“

„Das heiße ich sprechen wie eine Königin!“ rief Chatillon. „Wenn ich einst Herr über dieses Land werde, wie meine gnädige Nichte mir zugesagt hat, so will ich ihre Geldkisten schon füllen und Peter Defoninck mit Handwerk, Gilden und der ganzen Volksregierung vernichten. — Aber was lauscht denn der verfluchte Perle auf unsere Reden?“

Der Flamänder hatte sich unbemerkt genähert und die Worte der Ritter sorgfältig belauscht. Sobald man ihn bemerkte, lief er mit lautem Hohngelächter zwischen die Bäume des Waldes, blieb in einiger Entfernung stehen und zog sein Messer aus der Scheide.

„Herr von Chatillon,“ rief er drohend, „beseht Euch das Messer wohl, auf daß Ihr es wieder erkennet, wenn es Euch zwischen Hals und Genick fahren wird!“

„Ist denn keiner meiner Diener, der mich rächt?“ schrie Chatillon wütend.

Ehe er noch ausgerebet hatte, stieg ein riesiger Trostknecht ab und stürzte mit gezücktem Degen auf den Jüngling los. Anstatt sich mit seinem Messer zu verteidigen, steckte er dieses in die Scheide, und mit geballter Faust erwartete er seinen Feind.

„Du bist des Todes, Flamänder!“ rief der Trostknecht, seine Waffe auf ihn richtend.

Der Jüngling antwortete nicht, heftete aber seine großen Augen gleich flammenden Pfeilen auf seinen Gegner. Dieser stuzte einen Augenblick.

„Drauf, stoß ihn nieder!“ rief Chatillon. Aber der Flamländer wartete nicht, bis sein Feind sich näherte. Er sprang mit einem Satz auf ihn, umfaßte ihn mit seinen nervigen Fäusten und schlug ihn so unbarmherzig mit dem Kopf gegen einen Baum, daß er regungslos niederstürzte.

Mit höhnischem Lächeln brachte er dann seinen Mund an das Ohr des Leblosen, indem er spottete:

„Geh, sag deinem Herrn, daß das Fleisch von Jan Breydel nicht für die Raben ist — das Fleisch der Fremden ist besseres Futter für sie!“

Und hiermit lief er ins Gesträuch und verschwand im Dickicht des Waldes.

Die Ritter hatten keine Zeit gehabt, ein Wort miteinander zu wechseln, aber sobald sie sich von ihrer Bestürzung erholt hatten, sprach St. Pol:

„Wahrhaftig, mein Bruder, ich glaube, du hast es mit einem Hexenmeister zu thun, denn das geht nicht mit natürlichen Dingen zu.“

„Ein verzaubertes Land!“ antwortete Chatillon mißmutig. „Mein Pferd bricht den Hals, und mein treuer Leibknecht bezahlt's mit seinem Leben! — Das ist ein unglücklicher Tag . . . Knappen, nehmt euren Genossen und tragt ihn, so gut ihr könnt, ins nächste Dorf, damit er geheilt oder begraben werde! — Ich bitte euch, meine Herren, daß der Graf von Valois kein Wort von dem Vorfall hört!“

„O, das versteht sich,“ fiel Pierre Flotte ein. „Aber, meine Herren, gebt euren Pferden den Sporn und eilt nur, denn da hinten sehe ich den Grafen von Valois zwischen den Bäumen verschwinden!“

Sie ließen ihren Rossen die Zügel schießen, und auf einmal stand Schloß Whuendaal vor ihnen, mit seinen himmelhohen Thürmen und riesigen Wällen.

„Sieh da,“ rief Raoul von Mesle erfreut, „das Ziel unserer Reise!“

„Ich möchte es brennen sehen,“ murkte Chatillon. „Es kostet mir ein Pferd und einen treuen Diener.“

Jetzt wandte Herr von Valois sich um und sprach:

„Meine Herren, dieses ist der Aufenthaltsort des unglücklichen Gebieters dieses Landes, Gwydes von Flandern — dem man sein Kind

entrissen hat, und dessen Land wir durch das Glück der Waffen gewonnen haben. Ich bitte, nicht als Sieger aufzutreten!"

"Aber, Graf von Valois," fiel Chatillon ärgerlich ein, "glauben Sie, daß wir die Gesetze der Ritterschaft nicht kennen? Weiß ich nicht, daß es einem französischen Ritter geziemt, sich nach dem Siege edelmütig zu zeigen?"

"Ich höre wohl, daß Sie es wissen," erwiderte Valois mit Nachdruck, "ich ersuche Sie nur, auch danach zu handeln. Nun vorwärts! Man hat uns bereits da drinnen bemerkt, denn die Brücke fällt, und das Fallgitter wird aufgezo-gen."

Das Schloß Wynendaal, von dem edlen Grafen Gwyde von Flandern erbaut, war eins der schönsten und festesten Schlösser jener Zeit.

Sobald die Ritter ankamen, gab der Wächter vom Turme ein Zeichen, und alsbald knarrten die schweren Thore in ihren Angeln. Unterdes bröhnte das Pferdegestampf wiederhallend auf der Brücke, und die französischen Ritter zogen zwischen zwei Reihen flämischer Fußsoldaten in das Schloß. Die Thore wurden hinter ihnen geschlossen, das Fallgitter mit seinen eisernen Spizen fiel nieder, und die Brücke ward langsam wieder aufgezo-gen.

## 2. Auf der Falkenjagd.

Die Luft war so durchsichtig blau, daß sie dem Auge von unermesslicher Tiefe zu sein schien. Die Sonne stieg strahlend am Horizonte auf, und die girrende Turteltaube trank den letzten Taupfen von den grünen Blättern der Bäume. Aus dem Schlosse Wynendaal erhob sich unaufhörlich das Gebell der Hunde, und das Wiehern der Pferde mengte sich in die melodischen Töne des Jagdhorns.

Endlich wurde die Brücke niedergelassen; zur selben Zeit wurde das Thor geöf-fnet, um die Jäger hinauszulassen. Der stattliche Zug, der langsam über die Brücke kam, bestand aus folgenden Herren und Damen:

Voran ritt der achtzigjährige Graf Gwyde von Flandern. Seine Züge trugen das Gepräge innerer Betrübniß und frommer Ergebung.

Sein Haupt war durch Alter und Unglück gebeugt und seine tiefgefurchten Wangen eingefallen. Ein purpurnes Wams hing von seinen Schultern bis auf den Sattel herab, und seine schneeweißen Haare waren mit einem gelben, seidnen Tuche umwunden. Auf seiner Brust sah man auf einem herzförmigen Schilde den schwarzen, springenden Löwen von Flandern in goldener Felde.

Neben ihm ritt Karl von Valois, der Bruder des Königs von Frankreich, der sich eifrig mit dem alten Gwyde unterhielt. Jetzt hing kein Schlachtschwert mehr am Sattel des französischen Feldherrn; ein langer Degen ersetzte die Stelle dieser schweren Waffe; auch seine Rüstung hatte er abgelegt.

Ihnen folgte ein Ritter von ungemein wildem und trotzigem Außern. Wenn sein Blick auf einen Franzosen fiel, preßte er seine Lippen mit solchem Ingrimm aufeinander, daß er hörbar mit den Zähnen knirschte. Ungefähr fünfzig Jahre alt, übertraf er alle andern Ritter an Größe und Stärke. Auch das Pferd, das er ritt, war viel größer, als die andern, sodaß es mit dem Kopfe über alle hervorragte. Ein blinkender Helm mit blauen und gelben Federn, ein schwerer Waffenrock und ein gebogenes Schwert waren die Bestandteile seiner Rüstung. Sein Koller trug ebenfalls den flämischen Löwen in goldenem Felde. Die Ritter dieser Zeit würden unter tausend andern in diesem Ritter Kobrecht von Bethune, den ältesten Sohn Gwydes, erkannt haben. — Seit einigen Jahren war ihm von dem Grafen, seinem Vater, die Regierung von Flandern verliehen. Bei allen Feldzügen hatte er die flämischen Scharen angeführt und sich unter den Fremden einen gefürchteten Namen erworben. Während des sicilianischen Krieges, als er mit seinen Truppen im Heere der Franzosen stand, verrichtete er so staunenswerte Waffenthaten, daß man ihn von dieser Zeit an den Löwen von Flandern nannte. Das Volk besang die Unverzagtheit des Löwen in seinen Liedern und war stolz auf den, der einst die Krone von Flandern tragen sollte.

Auf seiner rechten Seite ritt Wilhelm, sein jüngster Bruder, dessen bleiche Wangen gegen das braune Antlitz Kobrechts sehr abstachen.

Hierauf folgten viele andere Herren, sowohl Franzosen wie Flämmländer.

Der letzte war Adolf von Niculand, ein junger Ritter aus einem

der edelsten Geschlechter der reichen Stadt Brügge. Die Sonne hatte seine Wangen ein wenig gebräunt und ihm einen ernsten Anstrich gegeben. Seine Züge waren geistvoll und männlich. Die Augen trugen den Ausdruck eines tiefen Gemüths.

Auf den ersten Blick hätte man ihn für einen Sohn von Nobrecht von Bethune ansehen können; denn er hatte dieselbe Gestalt, dieselbe Haltung und dieselben Züge. Seine Kleidung hatte indessen eine andere Farbe, und das Wappen, welches auf Adolfs Brust gestickt war, zeigte drei Jungfrauen mit goldenem Haar in rotem Felde. Über dem Schilde las man den Wahlspruch: „Pulchrum pro patria mori“.

Dieser junge Edelmann war von seinen Kinderjahren an in Nobrechts Hause aufgezogen. Jetzt war er sein Vertrauter und wurde von ihm wie ein lieber Sohn behandelt. Er verehrte seinen Wohlthäter als Vater und Fürst und hatte ihm und seinen Kindern eine unbegrenzte Liebe zugewandt.

Kurz nach ihm folgten die Frauen; von dem Gold und Silber ihrer Gewänder wurden die Augen geblendet. Alle saßen auf leichten Zeltern; ein langes Reittkleid hing an der Seite des Pferdes über ihre Füße bis auf die Erde. Die Nieder waren von Goldstoff, und von ihnen mit Perlen verzierten Hauben flatterten leichte Bänder herab.

Die meisten hatten einen Falken auf der Hand.

Unter diesen Edeldamen war eine, die durch Pracht und Schönheit alle anderen verdunkelte. Es war Mathilde, Nobrechts jüngste Tochter. Sie war noch sehr jung, indem sie augenscheinlich nicht mehr als fünfzehn Jahre zählte; aber ihre große, schlanke Gestalt, der Ernst ihrer feinen Züge, ihre stattliche Haltung gaben ihrer Erscheinung etwas Königliches, Ehrfurchtgebietendes.

Lieblieh wie ein Traum saß die junge Maid auf ihrem Zelter, das Haupt majestätisch erhoben. Während ihre linke Hand mit leichtem Anstand die Zügel hielt, ruhte ein Falke mit roter Kappe und goldenen Glöckchen auf ihrer Rechten.

Unmittelbar nach diesen herrlichen Frauen kam eine Menge Schildträger und Edelknaben, alle in Seide von verschiedenen Farben gekleidet. Die Diener, die zu dem Hause des Grafen Gwyde von Flandern gehörten, konnte man leicht von den andern unterscheiden,

denn die rechte Seite ihrer Kleidung war von schwarzer Seide, die linke goldgelb. Einige waren in Purpur und Grün, andere in Rot und Blau gekleidet, je nach den Farben der Wappen ihrer Herren.

Endlich folgten die Jäger und Falkner. Vor den ersten liefen etwa fünfzig Hunde an ledernen Leitseilen; es waren Windspiele, Bracken und Spürhunde aller Art.

Merkwürdig war das Ungestüm dieser ungeduldigen Tiere; sie rissen so heftig an den Stricken, daß die Jäger zurückgelehnt sich von ihnen ziehen lassen mußten.

Die Falkner trugen auf den Querstangen allerlei Falken und Jagdvögel, wie Habichte, Steinfalken und Sperber. Diese Vögel hatten alle rote Kappen mit Glöckchen auf dem Kopf, und lederne Höschen schützten ihre Beine. Dann trugen die Falkner auch noch Lockvögel von Scharlach, um die Falken während der Jagd zurückzurufen.

Sobald der Zug auf einen breiteren Weg gelangt war, mengten sich die Herren ohne Unterschied des Standes untereinander. Jeder suchte einen Freund oder Genossen, um die Zeit durch Unterhaltung und Scherz zu verkürzen.

Desungeachtet war Gwyde von Flandern mit Karl von Valois noch an der Spitze, indem niemand so unhöflich gewesen sein würde, ihm vorzureiten. Robrecht von Bethune und Wilhelm, sein Bruder, hatten ihre Pferde auf die Seite gelenkt, desgleichen waren Raoul von Nesle und von Chatillon jetzt in der Nähe ihres Feldherrn. Dieser blickte mitleidig auf die weißen Haare von Gwydes und das niedergeschlagene Gesicht seines Sohnes Wilhelm und sprach:

„Ich bitte Sie, edler Graf, mir zu glauben, daß Ihr trauriges Los mich schmerzt. Doch alle Hoffnung ist nicht verloren; mein königlicher Bruder wird auf meine Bitte das Geschehene vergessen.“

„Herr von Valois,“ antwortete Gwyde, „Sie täuschen sich. Ihr Fürst hat bewiesen, daß Flanderns Untergang sein höchster Wunsch ist. Mein Reich ist aus! — So will es Gott.“

„Sie kennen meinen königlichen Bruder Philipp nicht,“ erwiderte Valois. „Es ist wahr, seine Thaten zeugen gegen ihn, aber ich versichere Sie, sein Herz ist so edelmütig, wie das des besten Ritters.“

Robrecht von Bethune fiel Valois in die Rede und rief mit Ungebuld:

„Was sagen Sie? Edelmüthig wie der beste Ritter? Bricht ein Ritter sein gegebenes Wort? Als wir mit unserer armen Philippine nach Corbeil kamen, hat Ihr König die Gastfreiheit verletzt und uns alle eingekerkert. Ziemte diese verräterische That einem edelgesinnten Ritter?“

„Herr von Bethune,“ antwortete von Valois mit Ernst, „Ihre Worte sind sehr scharf; Sie haben doch nicht die Absicht, mich zu kränken?“

„O nein, bei meiner Ehre! Ihre Großmuth hat mich zu Ihrem Freunde gemacht; aber Sie können doch immerhin nicht mit Überzeugung sagen, daß Ihr König ein treuer Ritter sei!“

„Ich sage Ihnen, daß Philipp der Schöne den besten Charakter von der Welt hat; aber er ist von faden Schmeichlern umgeben. Guerrand von Marigny und noch eine andere Person, die zu nennen mir die Ehrverletzung verbietet, treiben ihn zu allem Schlechten.“

„Wen meinen Sie?“ fragte Chatillon absichtlich.

„Sie fragen nach einer bekannten Sache, Herr von Chatillon!“ rief Kobrecht von Bethune. Wohlant, ich werde es Ihnen sagen: Ihre Nichte Johanna von Navarra ist es, die meine unglückliche Schwester gefangen hält. Ihre Nichte ist es, die Flandern den Untergang geschworen hat!“

Chatillon wurde rot vor Zorn, ritt rasch auf Kobrecht zu und schrie ihm ins Gesicht:

„Sie lügen niederträchtig!“

Durch diese Beschuldigung in seiner Ehre gekränkt, ließ Kobrecht sein Pferd schnell zurückgehen und zog sein gebogenes Schwertschwert aus der Scheide. In dem Augenblick, als er sich auf Chatillon stürzen wollte, bemerkte er, daß sein Feind keine Waffe hatte. Mit sichtbarem Unmuth steckte er sein Schwert wieder ein und sprach mit gedämpfter Stimme:

„Ich halte es nicht für notwendig, Ihnen meinen Handschuh zuzuwerfen. Sie wissen, daß Ihre Beschuldigung nur durch Blut getilgt werden kann. Ich werde noch vor Sonnenuntergang wegen dieser Lästerung Rechenschaft von Ihnen fordern.“

„So sei's!“ antwortete Chatillon. „Ich bin bereit, die Ehre meiner königlichen Nichte gegen alle Ritter der Welt zu verteidigen.“

Hierauf schwiegen sie und nahmen ihre vorigen Plätze wieder ein. Während dieses kurzen Zwistes hatten die anderen Ritter mit verschiedenen Gefühlen auf die stolzen Worte Kobrechts gehört. Viele der Franzosen waren darüber zornig, doch die Gesetze der Ehre hinderten sie, sich in die Angelegenheit der beiden zu mischen. Karl von Valois schüttelte ungeduldig sein Haupt, und man konnte in seinen Zügen lesen, daß ihm der Zwist höchlichst mißfiel. Ein heiteres Lächeln schwebte über dem Antlitz des Grafen Gwyde, und er sprach leise zu Valois:

„Mein Sohn Kobrecht ist ein mutiger Ritter. Die Brügger, die ihn mehr als mich lieben, nennen ihn den Löwen von Flandern, — und diesen Ehrennamen hat er in der Schlacht bei Benevent gegen Manfred wohl verdient.“

„Ich kenne Herrn Kobrecht schon lange,“ war die Antwort. „Seine Waffenthaten werden auch unter den Rittern meines Landes sehr gerühmt; der Löwe von Flandern gilt uns für unüberwindlich.“

Der alte Vater lächelte befriedigt, aber mit einem Male verfinsterte sich sein Gesicht; sein Haupt sank nieder, und er seufzte wehmütig:

„Ist es nicht ein Unglück, daß ich einem solchen Sohn kein Erbteil hinterlassen kann? O! dies und die Gefangenschaft meiner unglücklichen Tochter Philippine sind die beiden Gespenster, die mich ins Grab stoßen.“

Valois antwortete nicht auf Gwydes Klagen. Lange Zeit blieb er in tiefes Nachdenken versunken.

Plötzlich richtete er sich mit einem freundigen Lächeln im Sattel auf, legte seine Hand auf Gwydes Hand und sprach:

„Eine Eingebung des Herrn!“

Gwyde sah ihn fragend an.

„Ja,“ fuhr Valois fort, „ich will, daß mein königlicher Bruder Sie wieder auf den Thron Ihrer Väter setzt!“

„Und wie wollen Sie dieses Wunder bewirken?“

„Hören Sie, edler Graf! Unser König, Philipp der Schöne, hält offenen Hof zu Compiègne. Meine Schwägerin Johanna ist zu Paris und Enguerrand de Marigny ebenfalls. Kommen Sie mit mir nach Compiègne, lassen Sie sich von den vornehmsten Edlen Ihres Landes begleiten und fallen Sie meinem Bruder zu Füßen, um ihm als reumütiger Vasall zu huldigen!“

„Und dann?“ fragte Gwyde verwundert.

„Er wird Sie gnädig empfangen und Flandern sowie Ihre Tochter frei geben. Mein Bruder ist in der Abwesenheit der Königin der großmütigste Fürst!“

„Dank sei Ihrem guten Engel für diese glückliche Eingebung und Ihnen für Ihren Edelmut!“ sprach Gwyde erheitert. „Aber wer weiß, ob nicht die Bande des Perkers auch meiner in diesem gefährlichen Frankreich warten?“

„Seien Sie ohne Furcht, Graf!“ nahm Balois das Wort. „Ich selbst werde Ihnen beistehen. Freies Geleit, mit meinem Siegel und mit meiner Ehre bekräftigt, soll Sie zurückbringen, falls unsere Bemühungen fruchtlos wären.“

Gwyde ergriff die Hand des französischen Ritters und drückte dieselbe mit tiefem Dankgefühl.

„Sie sind ein edler Feind,“ seufzte er.

Während sie in solchem Zwiegespräch weiter ritten, kam der ganze Zug auf eine Fläche von außerordentlicher Ausdehnung. Alle machten sich fertig zur Jagd.

Jeder der flämischen Ritter nahm seinen Falken auf die Faust. Die Hunde wurden verteilt, und die Leitbänder der Falken gelöst.

Die Frauen hatten sich unter die Ritter gemengt, und es traf sich, daß Karl von Balois die schöne Mathilde zur Seite hatte.

„Ich glaube, edle Dame,“ sprach er, „Sie werden den Preis der Jagd erringen, denn noch nie sah ich einen schöneren Vogel, als diesen. Wiegt er auch schwer auf der Hand?“

„O ja, sehr schwer, mein Herr,“ antwortete Mathilde, „und obgleich er nur zu niederem Flug abgerichtet ist, würde er doch auch Reiher und Kraniche in der Luft erjagen.“

„Es scheint mir,“ bemerkte Balois, „daß Sie ihm zuviel zu fressen geben.“

„Nein,“ rief das Mädchen, „Sie irren sich höchlichst. Ich bin der Falkenzucht nicht unkundig. Ich selbst habe ihn aufgefüttert und zur Jagd abgerichtet. Aus dem Wege, Herr von Balois, aus dem Wege! Dort über jenem Sumpf fliegt eine Schnepfe!“

Während Balois die Augen nach der angedeuteten Richtung

wandte, zog Mathilde die Kappe vom Kopfe des Falken und warf ihn in die Höhe.

Der Vogel that vier oder fünf Schläge mit den Flügeln und kreiste kunstgerecht vor seiner Gebieterin in der Luft.

„So geh denn, mein lieber Falke!“ rief Mathilde.

Auf diesen Befehl stieg der Vogel wie ein Pfeil himmelwärts; das Auge konnte ihm kaum folgen.

Einige Zeit schwebte er wie bewegungslos auf seinen Fittichen und suchte mit seinen durchdringenden Augen nach dem bestimmten Wild; bald sah er die Schnepfe fliegen. Schneller, als ein Stein fällt, stieß er auf den armen Vogel und faßte ihn mit seinen scharfen Klauen.

„Sehen Sie nun, Herr von Valois,“ rief Mathilde freudig, „daß auch die Hand einer Dame Falken abrichten kann?“

Die Worte waren noch nicht gesprochen, und schon war der Falke mit seiner Beute auf ihrer Hand zurück.

„Soll ich die Ehre haben, das Wild aus Ihren schönen Händen zu empfangen?“ fragte Karl von Valois.

Bei dieser Frage wurde der Jungfrau Gesicht betrübt; sie sah den Ritter bittend an und sprach:

„O, Herr von Valois, nehmen Sie es mir nicht übel! Ich habe den ersten Fang meinem Bruder Adolf gelobt.“

„Ihrem Bruder Wilhelm, wollten Sie sagen, edles Fräulein?“

„Nein, unserm Bruder Adolf von Nieuwland. Er ist so gut, so dienstfertig gegen mich. Er hilft mir beim Abrichten meiner Falken; er reitet meine Zelter zu; er lehrt mich Lieder und Sagen, spielt mir vor auf der Harfe, und wir alle lieben ihn.“

Valois hatte während dieser Worte Mathilde mit einem durchdringenden Blick angesehen, doch fand er bei dieser Prüfung, daß nur Freundschaft in der Jungfrau wohnte.

„Dann verdient er sicher diese Gunst,“ sprach er lächelnd.

Ohne auf die Gegenwart der andern Ritter zu achten, rief Mathilde, so laut sie konnte:

„Adolf! Herr Adolf!“ und dann hielt sie fröhlich und ausgelassen wie ein Kind die Schnepfe in die Höhe.

Auf ihren Ruf kam der Junker zu ihr.

„Da, Adolf,“ rief sie, „dies ist Ihre Belohnung für die schönen Sprüche, die Sie mich gelehrt haben.“

Der junge Ritter beugte sich ehrerbietig vor ihr und empfing die Schnepfe mit sichtbarer Freude.

„Geschwind, Herr von Bethune,“ rief jetzt der Hauptsalkner, „nehmen Sie Ihrem Geierfalken die Mütze ab und werfen Sie ihn aus; da drüben läuft ein Hase!“

Einen Augenblick später schwebte der Vogel schon in den Wolken und stieß dann senkrecht auf das fliehende Tier. Merkwürdig war dies anzusehen; denn als der Falke seine Klauen in den Rücken des laufenden Hasen geschlagen hatte, blieb er auf ihm stehen, und so jagten sie zusammen wie der Wind fort. Dennoch dauerte diese Flucht nicht lange, denn sobald sie an einem kleinen Baum vorbei kamen, schlug der Falke eine seiner Klauen darin und hielt mit der andern das Wild so fest, daß es ungeachtet seines Zappelns und Ringens nicht fort konnte. Hierauf wurden einige Hunde von der Koppel losgelassen. Diese liefen flugs auf den Hasen zu und empfingen ihn vom Falken. Der mutige Vogel kreiste triumphierend über den Hunden und begleitete sie bis zu den Jägerburschen; dann flog er hoch in die Luft und gab durch seltsame Wendungen seine Freude zu erkennen.

Sobald die vornehmsten Herren ihre Falken ausgeworfen hatten, begann die allgemeine Jagd. Man fing innerhalb zweier Stunden Enten, Möwen, Reiher, Kraniche, Feldhühner und Drosseln.

Als die Sonne am höchsten stand, schallten die Jagdhörner in hellen Tönen über die Ebene, worauf sich der ganze Zug mäßigen Schrittes nach Wynendaal zurückwandte.

### 3. Die Folgen des Zweikampfes.

**A**uf der rechten Seite des gräflichen Schlosses war ein kleiner Saal, der von den übrigen Gemächern durchaus verschieden war. Auf der Tapete, womit die Wand behangen war, konnte man die ganze Geschichte des sechsten Kreuzzuges abgebildet sehen. Auf der einen Seite stand Gwyde, von Kopf bis zu Füßen in Eisen gekleidet und umgeben von Rittern, denen er das Kreuz reichte. Im Hintergrunde

bemerkte man einen Trupp Kriegsknechte, die sich bereits auf den Weg begeben hatten. Die zweite Seite stellte den Sieg bei Massura dar. Der heilige Ludwig, König von Frankreich, und Graf Gwyde waren vor allen andern kenntlich durch ihre Banner. Die dritte Seite zeigte ein schreckliches Schauspiel. Eine Menge christlicher Ritter, von der Pest ergriffen, lag sterbend in einer dünnen Steppe zwischen scheußlichen Leichen und Pferdegerippen. Schwarze Raben kreiften über diesem unglücklichen Lager. Das vierte Bild stellte die frohe Rückkehr des Grafen von Flandern dar. Seine erste Frau, Fogaats von Bethune, lag weinend an seiner Brust, während ihre Söhne, Robrecht und Balduin, seine Hände drückten.

In diesem Gemache, an dem marmornen Kamine, in welchem ein kleines Feuer brannte, saß der alte Graf von Flandern in einem schweren Armstuhl. In tiefes Nachdenken versunken, den Kopf auf seine rechte Hand gestützt, blickte er, ohne sich dessen bewußt zu sein, auf seinen Sohn Wilhelm, der aus einem Buch mit silbernen Schlüsselstein betete. Mathilde, die junge Tochter Robrechts von Bethune, stand mit ihrem Falken auf der andern Seite des Zimmers.

Nachdem Gwyde lange mit unsicherem Blicke seinen Sohn angestarrt hatte, ließ er auf einmal die Hand von seinem Haupte sinken und fragte:

„Wilhelm, mein Sohn, um was betest du denn immer so eifrig?“

„Ich bete für meine arme Schwester Philippine,“ war des Jünglings Antwort. „Gott weiß, mein Vater, ob die Königin Johanna sie nicht bereits ins Grab gestoßen hat! . . . Dann sind meine Gebete für ihre Seele!“

Er beugte sein Haupt tief bei diesen Worten, als ob er die Thränen, die seinen Augen entrannten, verbergen wollte.

Der alte Vater seufzte in stummem Schmerz; er fühlte, daß die schreckliche Ahnung Wilhelms sich verwirklichen könnte, denn Johanna von Navarra war eine böse Frau; dennoch ließ er seine Trostlosigkeit nicht merken, sondern sprach:

„Höre, Wilhelm! Heute morgen, als ich mit Herrn von Valois zur Jagd ritt, hat er mir ein Mittel angegeben, durch welches wir mit Gottes Hilfe den König Philipp versöhnen können.“

Der Jüngling schlug in freudiger Aufregung die Hände zusammen und rief:

„O Himmel — sein guter Engel hat aus ihm gesprochen! Und was sollen Sie thun, mein Vater?“

„Mit meinen Edelen den König zu Compiègne aufsuchen und ihm zu Füßen fallen.“

„Und die Königin Johanna?“

„Die unbarmherzige Johanna von Navarra ist mit Enguerrand von Marigny zu Paris. Nie war ein Augenblick günstiger, als dieser.“

„Gebe Gott, daß Ihre Hoffnung Sie nicht täusche! Wann wollen Sie den gefährlichen Zug unternehmen, mein Vater?“

„Übermorgen wird Herr von Valois mit seinem Gefolge nach Wynendaal kommen, um uns das Geleit zu geben. Ich habe die Edelen, die mir in meinem Unglück noch treu geblieben sind, entbieten lassen, um sie hiervon in Kenntnis zu setzen. Aber dein Bruder Nobrecht kommt nicht, — weshalb mag er wohl so lange abwesend bleiben?“

„Haben Sie seinen Zwist von heute morgen vergessen, mein Vater? Er hat sich von einer Anschuldigung zu reinigen; jetzt ist er gewiß bei Chatillon.“

„Du hast recht, Wilhelm, das war mir entfallen. Dieser Zwist kann uns schädlich werden; denn Chatillon ist mächtig am Hofe Philipps des Schönen.“

In jener Zeit waren Ehre und Ruf das köstlichste Gut des Ritters. Er durfte sich keine Beleidigung gefallen lassen, sondern mußte Rechenschaft fordern. Deshalb waren die Zweikämpfe alltägliche Ereignisse, und man achtete wenig darauf.

Gwyde stand auf und sprach:

„Da höre ich die Brücke fallen. Sicher sind meine Lehnsleute schon da. Komm, gehen wir in den großen Saal!“

Sie gingen aus dem Gemach und ließen die junge Mathilde allein.

Bald kamen zweiundfünfzig Ritter in den Saal. Einige derselben wohnten im Schloß, andere hatten ihre Sitze in der umliegenden Gegend.

Sie warteten alle mit Neugierde auf das, was der Graf ihnen mitteilen würde.

Dieser sprach:

„Herr von Valois hat Flandern durch das Glück der Waffen gewonnen und von seinem königlichen Bruder Philipp zum Lehen erhalten. Wäre er nicht so edelmütig, so würde ich mit euch hier nicht in Wynendaal sein; denn er selbst ist's, der mich auf diesen angenehmen Landsitz hier eingeladen hat. Noch mehr, er hat beschlossen, das Haus von Flandern wieder aufzubauen und mich wieder auf den gräflichen Stuhl zu setzen. Dies ist die Sache, über die ich mit euch zu verhandeln habe, denn ich bedarf eurer Hülfe.“

Die Herren sahen den Grafen erstaunt an, und dieser fuhr nach kurzer Pause fort:

„Meine Herren, ich zweifle nicht im geringsten an eurer Anhänglichkeit an mich; deshalb spreche ich in der zuversichtlichen Hoffnung, daß ihr meine letzte Bitte gewähren werdet. Dieselbe besteht hierin: Übermorgen ziehe ich nach Frankreich, um dem König zu Füßen zu fallen, und ich wünsche, von euch begleitet zu werden.“

Die Herren antworteten einer nach dem andern, daß sie zu der Reise bereit wären und ihren Grafen überallhin begleiten wollten. Nur einer schwieg, Dietrich der Fuchs.

„Herr Dietrich,“ fragte der Graf, „Sie werden nicht mit uns gehen?“

„Ja, ja gewiß,“ rief Dietrich, „der Fuchs geht mit und wäre es in den Rachen der Hölle. Aber ich sage Ihnen, edler Graf, — man braucht hier kein Fuchs zu sein, um zu merken, wo die Schlinge liegt. Doch ich versichere Ihnen, daß Philipp der Schöne den Fuchs nicht fangen soll.“

„Sie urteilen leichtfertig,“ erwiderte Gwyde. „Karl von Valois schreibt uns einen Geleitsbrief und gelobt uns auf seine Ehre, daß er uns ungehindert wieder nach Flandern zurückbringen wird.“

Die Herren, welche Valois und dessen geraden Sinn kannten, vertrauten auf dieses Versprechen und fuhren fort, sich mit dem Grafen zu beraten. Unterdessen schlich sich Dietrich der Fuchs unbemerkt aus dem Saal und ging nachdenkend auf dem Vorhofe auf und ab.

Einige Augenblicke nachher ward die Brücke niedergelassen, und Robrecht von Bethune trat ins Schloß. Dietrich näherte sich ihm, sobald er vom Pferde gestiegen war, und sprach:

„Es ist wohl nicht nötig, Herr Kobrecht, zu fragen, wie Sie Ihrem Feinde begegnet sind? Chatillon ist gewiß auf der Reise in die andere Welt!“

„Nein,“ antwortete Kobrecht, „mein Schwert ist zwar mit solcher Kraft auf seinen Helm gefallen, daß er in den ersten drei Tagen kein Wort sagen wird; jedoch ist er, Gott sei Dank, nicht tot; aber ein anderes Unglück hat uns betroffen. Adolf von Nieuwland, der mir beistand, socht gegen St. Pol. Er hatte diesen bereits am Kopfe verwundet, als unglücklicherweise sein Harnisch losging und die feindliche Waffe ihn traf. In einigen Augenblicken werden Sie ihn sehen, denn meine Anappen bringen ihn zum Schloß.“

„Aber, Herr von Bethune,“ sprach Dietrich, „glauben Sie nicht, daß diese Reise nach Frankreich ein höchst unbesonnenes Unternehmen ist?“

„Welche Reise? Sie setzen mich in Erstaunen!“

„Nun, wir reisen übermorgen mit unserm Grafen Gwyde nach Frankreich.“

„Sie scherzen! Wie, nach Frankreich?“

„Ja, ja, Herr Kobrecht, um dem König zu Füßen zu fallen und um Vergebung zu bitten.“

Bei dieser Neuigkeit konnte Kobrecht seinen Zorn kaum bemeistern.

„Dietrich,“ rief er, „ich bitte Sie, tragen Sie den verwundeten Adolf in meine Kammer und sorgen Sie für ihn, bis ich komme! Lassen Sie Meister Rogaert rufen, daß er die Wunde verbinde!“

Mit diesen Worten lief er voll Ungebuld nach dem Saal, worin die Herren um den Grafen versammelt waren.

Die Ritter wunderten sich sehr, denn Kobrecht war noch in voller Rüstung.

„O, mein Herr und Vater,“ sprach er, „was sagt man? Gehen Sie, sich den Feinden in die Hände zu liefern?“

„Ja, mein Sohn,“ antwortete Gwyde mit Würde, „ja, ich gehe nach Frankreich und du mit — das ist der Wille deines Vaters.“

„Wohlan, es sei so!“ nahm Kobrecht das Wort. „Ich werde mit Ihnen ziehen. Aber der Fußfall, der schändliche Fußfall?“

„Den Fußfall werde ich thun und du mit mir!“ war die unerbittliche Antwort.

„Ich?“ rief Kobrecht außer sich, „ich einen Fußfall thun? Was! der Löwe von Flandern soll sein Haupt beugen vor einem Franzosen, vor einem Falschmünzer, vor einem Meineidigen?“

„Kobrecht,“ erwiderte Gywde kaltblütig, „der Wille deines Vaters ist ein Gebot, das du nicht übertreten darfst. — Ich will es!“

„Nein,“ rief Kobrecht nochmals, „Gott allein und Sie, mein Vater, haben mein Haupt gebeugt gesehen. — Nie, nie werde ich es beugen vor einem andern Menschen auf Erden!“

Zwei Thränen glänzten auf den eingefallenen Wangen des alten Grafen. Der eigenthümliche Ausdruck seines Gesichts ließ die anwesenden Ritter in Zweifel, ob Freude oder Schmerz ihn ergriffen.

Während sie der Antwort des Grafen harreten, schloß dieser Kobrecht in seine schwachen Arme und rief mit Thränen der Freude und Liebe:

„O, mein edler Sohn! Mein Blut, — das Blut der Grafen von Flandern fließt rein in deinen Adern. Ja, Kobrecht, ja, du hast recht. Ein Graf von Flandern darf sein Haupt vor keinem Fremdling beugen. Aber ich bin alt, bin Vater der gefangenen Philippine und dein Vater, mein tapferer Sohn! Ich werde meine Kniee vor Philipp dem Schönen beugen, — so befiehlt es Gott! Ich unterwerfe mich seinem heiligen Willen. Du wirst mit mir gehen; aber beuge dein Haupt nicht, — halte es aufrecht, auf daß der Graf, der mein Nachfolger sein wird, frei von Schande sei!“

Nun ward die Vorbereitung zu der Reise weitläufig besprochen. Kobrecht von Bethune verließ den Saal und ging in das kleine Gemach, wo sich Mathilde befand.

„Meine liebe Mathilde,“ sprach er, „du liebst deinen Vater, nicht wahr?“

„O ja, das wissen Sie recht gut,“ rief das Mädchen, während sie mit ihren zarten Händen die rauhe Wange des Ritters streichelte.

„Aber,“ nahm Kobrecht das Wort, „wenn ein Mann, um mich zu verteidigen, sein Leben wagte, würdest du den nicht auch lieben?“

„Sicherlich,“ war die Antwort, „und ich würde ihm ewig dafür dankbar bleiben.“

„Nun gut, meine Tochter, ein Reiter hat deinen Vater gegen einen Feind verteidigt und ist tödlich verwundet.“

„O Gott!“ seufzte Mathilde, „ich will für ihn beten, auf daß er genese.“

„Ja, bete auch für mich, mein gutes Kind, aber ich fordere noch eins von dir!“

„Sprechen Sie, mein Vater! Ich bin Ihre gehorsame Tochter.“

„Ich gehe für einige Tage auf Reise, dein Großvater und alle die Edelen, die du kennst, gleichfalls. Wer soll dem armen, verwundeten Ritter dann zu trinken geben, wenn ihn dürstet?“

„Wer? Ich, Vater! Ich werde ihn nicht verlassen, bis Sie zurückkommen. Ich werde meinen Falken mit in seine Kammer nehmen und ihm immer Gesellschaft leisten.“

Kobrecht nahm die gute Mathilde bei der Hand und führte sie aus dem Zimmer.

„Ich werde dich den Kranken sehen lassen,“ sagte er, „aber sprich nicht laut in seiner Gegenwart!“

Adolf von Nieuwland war durch die Knappen in einen Saal von Kobrechts Wohnung getragen und auf ein Bett gelegt worden.

Zwei Ärzte hatten die Wunde verbunden und standen mit Dietrich dem Fuchs an dem Feldbette. Der Leidende gab kein Lebenszeichen von sich; sein Angesicht war bleich und seine Augen geschlossen.

„Nun, Meister Kogaert,“ fragte Kobrecht einen der Ärzte, „wie steht's mit unserem unglücklichen Freunde?“

„Schlecht,“ antwortete Kogaert, „allein ein unbestimmtes Gefühl sagt mir, daß er nicht sterben werde. Ich habe auf seine Brust einen Dorn von der wahren Krone gelegt; diese heilige Reliquie wird uns helfen.“

Während dieses Gesprächs hatte Mathilde sich allmählich dem Kranken genähert. Plötzlich erkannte sie Adolf von Nieuwland und wich mit einem kläglichen Schrei zurück.

Dann ans Bett tretend, betrachtete sie weinend den verwundeten Ritter und rief mit zitternder Stimme:

„Adolf! Herr Adolf! Mein guter Bruder!“

Als sie keine Antwort bekam, verbarg sie ihr Gesicht in beide Hände und sank weinend auf einen Stuhl.

Kobrecht ergriff die junge Mathilde bei der Hand.

„Komm, mein Kind,“ sprach er, „verlaß dieses Zimmer, bis deine Betrübniß sich etwas gelegt hat!“

Mathilde antwortete:

„O, mein Vater, laß mich hier! Ich will nicht mehr weinen. Ich will an seinem Lager feurige Gebete zum Himmel senden, die er mich selbst gelehrt hat!“

Mit diesen Worten nahm sie ein Kissen von einem Sessel, legte es auf den Boden am Kopfe des Bettes und begann im stillen zu beten, während schwere Seufzer sich ihrer Brust entwandten und Thränen aus ihren Augen stürzten.

Kobrecht von Bethune blieb bis in die Nacht am Bette Adolfs.

Unterdessen verließen die edelen Herren, die nicht in Wyhendaal wohnten, das Schloß. Die, welche im gräflichen Schlosse blieben, begaben sich in ihre Schlafgemächer. Zwei Stunden später hörte man nichts mehr in Wyhendaal, als das Rufen der Wachen, das Bellen der Hunde und das Geschrei der Eulen.

#### 4. Am französischen Hofe.

Als der Graf mit seinen Söhnen Kobrecht und Wilhelm und etwa fünfzig Edeln zu Compiègne angekommen war, wurde er durch die Vermittelung des Herrn von Valois ausgezeichnet beherbergt, bis ein königlicher Befehl ihn an den Hof berufen werde. Der edelmütige Franzose verwandte sich so kräftig bei seinem königlichen Bruder, daß dieser zur Gnade sich hinneigte und Gwyde allein an den Hof entbot.

Der alte Graf begab sich voll Hoffnung und Vertrauen zum königlichen Palaß. Hier ward er in einen großen, prachtvollen Saal geführt. Im Hintergrunde desselben stand der königliche Thron. Behänge von blauem Sammet, mit goldenen Lilien gestickt, fielen zu beiden Seiten bis auf den Boden herab, und ein Teppich, mit Gold- und Silberfäden durchwirkt, lag auf den Stufen dieses reichen Sitzes. Philipp der Schöne wandelte mit seinem Sohne Ludwig auf und ab. Ihnen folgten viele französische Herren.

Sobald Gwyde angekündigt wurde, stellte sich der König an den Thron, jedoch ohne ihn zu besteigen. Sein Sohn Ludwig blieb an sei-

ner Seite; die andern Herren stellten sich in zwei Reihen längs der Wand auf. Dann näherte sich der alte Graf von Flandern mit langsamem Schritt und ließ sich auf ein Knie vor dem König nieder.

„Basall," sprach dieser, „Ihnen ziemt diese demüthige Stellung nach all dem Verdruß, den Sie uns verursacht haben. Sie sind als ungetreuer Basall gegen Ihren Herrn aufgestanden — und sind hochmüthig genug gewesen, ihm den Krieg anzukündigen; Ihr Land ist um Ihres Ungehorsams willen eingezogen.“

„O Fürst," sprach Gwyde, „lassen Sie mich Gnade vor Ihnen finden! Möge Eure Majestät bedenken, welchen Schmerz und welchen Kummer ein Vater empfinden mußte, dem man sein Kind entriß. Wenn man Ihren Sohn, meinen zukünftigen Herrn Ludwig, Ihnen entrisse und in fremden Landen einkerkerete, würde der Schmerz Eure Majestät nicht zu jeglichem Thun hinreißen, um das Blut, welches Ihnen entsprossen, zu rächen und zu befreien? O ja, Ihr Vaterherz versteht mich; ich werde Gnade bei Ihnen finden.“

Philipp der Schöne blickte zärtlich seinen Sohn an; in diesem Augenblick fühlte er inniges Mitleiden mit dem unglücklichen Grafen.

„Sire," rief Ludwig gerührt, „o seien Sie ihm gnädig um meinetwillen! Haben Sie Mitleiden mit ihm und seinem Kinde; ich bitte Sie flehentlich!“

„Lassen Sie sich durch die Worte eines ungetreuen Vasallen nicht so leicht hinreißen, mein Sohn!" sprach Philipp. „Dennoch will ich nicht unerbittlich sein, wenn man mir beweisen kann, daß nur Vaterliebe, nicht Trotz, sein Beweggrund war.“

„Herr," fuhr Gwyde fort, „es ist Eurer Majestät bekannt, daß ich, um mein Kind wieder zu bekommen, alles mögliche versucht habe, aber keine meiner Bemühungen wollte gelingen. Was konnte ich da noch thun? Ich hatte mir mit der Hoffnung geschmeichelt, daß die Waffen die Befreiung meiner Tochter bewirken möchten; doch das Schicksal war mir nicht günstig. Eure Majestät behielten den Sieg.“

„Aber," fiel der König ein, „was können wir für Sie thun? Sie haben unseren Vasallen ein verderbliches Beispiel gegeben; wenn wir Ihnen gnädig sind, werden sie alle gegen uns aufstehen, und Sie werden sich ohne Zweifel aufs neue mit unseren Feinden vereinigen.“

„O, mein Fürst," antwortete Gwyde, „es befehle nur Eurer



Majestät, die unglückliche Philippine ihrem Vater wiederzugeben, und ich versthäre Ihnen, eine unverbrüchliche Treue wird mich Ihrer Krone verbinden!"

„Und wird Flandern die verlangten Summen aufbringen? Werden Sie uns das nötige Geld verschaffen, um die Kosten, die Ihr Ungehorsam uns verursacht hat, zu decken?“

„Die Gnade, die Eure Majestät mir erzeigen kann, wird mir nie zu teuer sein. Ihre Befehle werde ich ehrerbietig vollziehen. Aber mein Kind, o König, mein Kind!“

„Ihr Kind?“ wiederholte Philipp der Schöne unschlüssig, denn zu sehr fürchtete er den Zorn der trotigen Johanna. Willens also, in diesem Punkte nichts Bestimmtes zu versprechen, fuhr er fort:

„Nun gut, die Fürsprache unseres geliebten Bruders hat viel für Sie gethan. Seien Sie guter Hoffnung, denn Ihr Schicksal rührt mich! Dennoch beliebt es uns heute nicht, Sie zu Gnaden aufzunehmen; weitere Nachforschungen müssen in dieser wichtigen Angelegenheit stattfinden. Wir verlangen auch, daß Sie sich in Gegenwart aller unserer Vasallen unterwerfen, damit sie sich an Ihnen ein Beispiel nehmen mögen. Gehen Sie und verlassen Sie uns jetzt!“

Auf diesen Befehl verließ der Graf von Flandern den Saal.

Freude und Vertrauen besaßten nunmehr die flämischen Ritter; sie schmeichelten sich mit süßer Hoffnung und freuten sich zum voraus auf die Befreiung ihres Vaterlandes.

Der Graf Gwyde traf bereits die nötigen Vorbereitungen, um bei seiner Rückkunft nach Flandern die Befehle des Königs auszuführen und seine Unterthanen durch einen langen Frieden für die Leiden des Krieges zu entschädigen.

Selbst Robrecht von Bethune zweifelte nicht an der versprochenen Gnade; denn seit sein Vater am Hofe gewesen, waren alle französischen Herren zuvorkommend und ehrerbietig gegen die Flamländer. Dies war, ihrer Meinung nach, ein Beweis von des Königs gutem Willen.

Auch Herr von Chatillon hatte den Grafen einige Male besucht und ihn beglückwünscht; aber er verbarg ein teuflisches Geheimnis in seinem Busen und lächelte, um es zu verhehlen. Seine Nichte Johanna von Navarra hatte ihm Flandern zum Lehen versprochen. Nun verschwand diese Aussicht wie ein Traum.

Deshalb hatte er durch einen geheimen Boten die Königin und Enguerrand von Marigny von allem unterrichtet.

Sofort begaben sich diese nach Compiègne und fuhren noch am späten Abend wie ein Blitz in die Gemächer des Königs.

„Sire,“ rief Johanna, „bin ich Ihnen denn nichts mehr, daß Sie meine Feinde so in Gnaden empfangen?“

„Madame,“ antwortete Philipp der Schöne mit Ruhe, „es dürfte Ihnen ziemen, Ihrem Gemahl und König etwas mehr Ehrfurcht zu zeigen. Wenn es mir beliebt, dem alten Grafen von Flandern Gnade angedeihen zu lassen, so wird mein Wille geschehen.“

„Nein,“ rief Johanna zornglühend, „das soll nicht geschehen! Ich will es nicht, hören Sie, Sire? Ich will es nicht! Wie, sollen die Meuterer sich rühmen, die Königin von Navarra ungerächt verhöhnt zu haben?“

„Der Ärger reizt Sie hin, Madame!“ antwortete der König. „Sagen Sie mir, ist's nicht billig, daß Philippine ihrem Vater zurückgegeben wird?“

Jetzt stieg die Wut der Königin noch mehr.

„Philippine zurückgeben?“ rief sie aus. „Philippine ist meine Gefangene; es wird Ihnen nicht gelingen, sie meinen Händen zu entreißen.“

„Aber, Madame,“ rief Philipp, „Sie vergessen sich. Mein Wille ist der Wille Ihres Fürsten!“

„Und Sie wollen Flandern dem stolzen Guyde wiedergeben, — Sie wollen ihn in den Stand setzen, Sie nochmals mit Krieg zu überziehen? Diese Unbesonnenheit würde Sie schwer gereuen. Was mich angeht, so würde ich mich, da man mich so gering achtet, daß eine Sache, die mich so nahe angeht, ohne mein Zuthun beschlossen ist, in mein Königreich Navarra zurückziehen, und Philippine wird mir folgen.“

Diese letzten Worte wirkten mächtig auf des Königs Gemüt. Navarra war eine seiner reichsten Provinzen, und Philipp der Schöne würde sich derselben nicht gern beraubt gesehen haben. Nach einigen Bedenken sprach er:

„Sie ereifern sich ohne Grund, Madame! Wer sagt Ihnen, daß ich Flandern zurückgeben will? Ich habe noch nichts in dieser Sache beschlossen.“

„Ihre Worte geben Ihre Absicht hinlänglich zu erkennen,“ ant-

wortete Johanna. „Über dem sei, wie ihm wolle; ich sage Ihnen, daß, falls Sie meinen Rat verwerfen, ich Sie verlassen werde; denn ich will den Folgen Ihrer Unvorsichtigkeit nicht ausgesetzt sein. Der Krieg gegen Flandern hat des Reiches Schatzkammern erschöpft, und nun Sie die Mittel in Händen haben, sich mit allem wieder zu versorgen, nun wollen Sie die Meuterer in Gnaden empfangen! Nie hat es schlechter mit unsern Geldmitteln gestanden. Herr von Marigny kann Ihnen das beweisen.“

Bei diesen Worten trat Enguerrand von Marigny vor den König.

„Sire, es ist unmöglich, die Soldaten länger zu bezahlen,“ sprach er, „das Volk will die Lasten nicht mehr aufbringen. Bald werde ich für die Ausgaben des königlichen Hauses nicht mehr sorgen können. Flandern allein kann uns helfen.“

„Ist all das Geld, das man dem dritten Stande auferlegt hat, bereits verschwunden?“ fragte der König bekümmert.

„Ja, Sire!“ antwortete Enguerrand. „Der Reichszuschuß ist erschöpft.“

Die Königin sah mit Freude, daß diese Nachricht den König sehr betrübte. Sie näherte sich listig ihrem Gemahl und sprach:

„Wenn Sie Ihren thörichten Entschluß aufgeben wollen, so werde ich eine außergewöhnliche Auflage von meinem Königreiche Navarra erheben, und so ist Ihnen geholfen.“

Sei es nun, daß Schwäche oder Geldgier den König bewog, er willigte in Johannes Begehren, und der alte Gwyde ward ihr geopfert. Die verräterische Frau beschloß, den Grafen von Flandern den Fußfall thun, aber ihn nicht in sein Vaterland zurückkehren zu lassen.

## 5. Die Gefangennahme der flämischen Edeln.

**U**nterdessen saß Graf Gwyde mit seinen edlen Lehnsmannen in einem Saale seiner Behausung. Der Wein kreiste oft in silberbernen Schalen, und man erging sich in frohen Hoffnungen, als Dietrich der Fuchs in den Saal trat.

In seinen Zügen malte sich tiefer Schmerz und inniges Mitleid. Da er sonst stets fröhlich war, erschrafen die Ritter nicht wenig

beim Anblick seiner Traurigkeit; sie betrachteten Dietrich mit ängstlicher Neugierde. Dieser füllte einen Becher mit Wein und sprach, nachdem er getrunken hatte:

„Das soll mir den nötigen Mut geben! Vergebt es eurem Diener, dem Fuchs, daß sein Mund euch schlimme Kunde bringen muß! Johanna von Navarra und Enguerrand von Marigny sind in Compiègne.“

Diese Namen übten eine schreckliche Wirkung auf alle Ritter. Alle beugten ihr Haupt, ohne ein Wort zu sagen.

„Sehen Sie wohl, durchlachtigster Graf,“ sagte Dietrich, „daß Ihr Diener es nicht schlecht meinte, als er Sie in Wynendaal warnte?“

„Wer hat Ihnen gesagt, daß die Königin von Navarra nach Compiègne gekommen ist?“ fragte der Graf, als ob er noch an der Sache zweifelte.

„Meine eigenen Augen, ihr Herren!“ antwortete Dietrich. „Aus Furcht, daß man mit uns verräterisch zu Werke gehen möchte, habe ich beständig gewacht und gekundschaftet. Ich habe Johanna von Navarra gesehen, habe ihre Stimme gehört. Ich verpfände meine Ehre für die Wahrheit meiner Worte.“

In diesem Augenblicke trat ein Hofknappe an die Thür des Saales und rief:

„Herr von Nogaret, Gesandter des Königs!“

Eine plötzliche Bewegung verriet deutlich die Beklemmung, die sich der Flamländer bei dieser Ankündigung bemächtigte. Nogaret war der gewöhnliche Vollstrecker der geheimen Befehle des Königs, und sie glaubten, er würde jetzt in Begleitung von Leibwachen kommen, sie gefangen zu nehmen. Robrecht von Bethune zog sein Schwert und legte es vor sich auf den Tisch; die andern legten gleichfalls die Hand an die Schwerter, während sie starr auf die Thür blickten.

Nun trat Nogaret herein. Er verbeugte sich höflich vor den Rittersn und sagte, sich zu Gwyde wendend:

„Mein gnädiger König und Gebieter wünscht, daß Sie morgen vormittag gegen elf Uhr mit Ihren Lehnsmanen nach Hofe kommen mögen, um öffentlich von ihm Vergebung für Ihr Verbrechen zu ersehen. Die Ankunft der durchlachtigsten Königin von Navarra hat diesen Befehl beschleunigt. Sie hat selbst um Gnade für Sie bei dem

Fürsten, ihrem Gemahl, gebeten und mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß Ihre Unterwerfung ihr sehr angenehm sei. Also bis morgen, ihr Herren! Gott befohlen!"

Mit diesem Gruß verließ er den Saal.

"Dem Himmel sei Dank, meine Herren," sprach jetzt Gwyde, „der König ist uns gnädig, nun können wir getrost und heiter zur Ruhe gehen!"

Die Freude kehrte nun unter die Ritter zurück. Sie sprachen noch einige Zeit über den in Aussicht gestellten glücklichen Erfolg; dann wurde der letzte Becher auf das Wohl ihres Grafen geleert. Als sie sich trennen wollten, ergriff Dietrich Kobrechts Hand und sagte mit schwermlütiger Stimme:

„Leben Sie wohl, mein Freund und Gebieter! Vielleicht werde ich Ihre Hand in langer Zeit nicht mehr drücken können. Bedenken Sie aber, daß Ihr Diener Dietrich Ihnen beistehen wird, in welchem Kerker Sie sich auch befinden mögen!"

„Ich verstehe Sie, Dietrich," flüsterte Kobrecht seinem treuen Freunde ins Ohr. „Was Sie fürchten, sehe auch ich voraus; aber es giebt keinen Ausweg. Leben Sie denn wohl bis auf bessere Tage!"

„Ihr Herren," rief Dietrich fortgehend, „wenn ihr Nachrichten für eure Freunde nach Flandern zu senden habt, so rate ich euch, dieselben fertig zu machen! Ich werde euer Bote sein.“

„Was sagen Sie," riefen einige Ritter, „wollen Sie nicht mit uns nach Hofe gehen, Dietrich?"

„Jawohl, ich werde bei euch und mit euch sein, aber weder ihr, noch die Franzosen werden mich kennen. Ich habe es gesagt: Philipp soll den Fuchs nicht bekommen! Gott behüte euch, ihr Herren!"

Er war bereits zur Thür hinaus, als er ihnen diesen letzten Gruß zurief. Der Graf zog sich mit seinen Dienern zurück, und die übrigen verließen gleichfalls den Saal, um sich schlafen zu legen.

Um die bestimmte Stunde konnte man in einem weiten Saal des königlichen Palastes die flämischen Ritter mit ihrem alten Grafen sehen. Ihre Waffen hatten sie im Vorzimmer ablegen müssen. Heitere Zufriedenheit glänzte aus ihren Zügen, als ob sie sich schon im voraus auf die versprochene Gnade freuten. Nur das Antlitz Kobrechts von Bethune hatte einen wesentlich verschiedenen Ausdruck von dem all' der

andern; ein bitterer Groll, eine innere Wut waren darauf zu lesen. Der mutige Flämänder konnte die stolzen Blicke der Franzosen nicht ertragen, und wäre es nicht aus Liebe zu seinem Vater gewesen, so würde er manchen darüber zur Rechenschaft gezogen haben.

Karl von Valois stand in freundlichem Gespräche bei dem alten Gwyde, den Augenblick erwartend, wo er auf Befehl seines königlichen Bruders die Flämänder vor den Thron führen sollte. Auch einige Äbte und Prälaten waren unter den Anwesenden, ebenso manche gute Bürger von Compiègne, die man absichtlich zu dieser Feier geladen hatte.

Während sich alle über Gwydes Angelegenheit unterhielten, kam ein alter Pilger in den Saal, das Gesicht mit einem breiten Hute bedeckt, sodasß man von seinen Zügen wenig sehen konnte. Ein brauner Pilgerrock, mit Muscheln verziert, verhüllte seine Gestalt, und ein langer Stab mit einem Trinkgefäß diente seinen matten Gliedern zur Stütze. Sobald die Prälaten seiner ansichtig wurden, kamen sie zu ihm und überhäufsten ihn mit allerlei Fragen. Er erzählte so viele wunderbare Dinge vom heiligen Lande, daß ihm die Umstehenden mit Ehrerbietung und Neugierde zuhörten. Obgleich seine Rede durchgehends ernst war, so kamen doch zuweilen so drollige Worte aus seinem Munde, daß er selbst die Prälaten zu lautem Lachen brachte. Es war eben Dietrich der Fuchs, der in hohem Grade die Kunst besaß, sich in alle möglichen Gestalten zu verwandeln. Er konnte sein Gesicht durch Wasser und Farben älter und jünger machen, und zwar mit solcher Geschicklichkeit, daß selbst seine Freunde ihn nicht erkannten.

Kurze Zeit darauf kamen der König und die Königin mit einem zahllosen Gefolge von Rittern und Hofdamen in den Saal und bestiegen den Thron. Zwei Herolde mit den Bannern von Frankreich und Navarra stellten sich an beide Seiten des Thrones.

Auf ein Zeichen des Königs trat Karl von Valois mit den flämischen Edeln vor. Diese ließen sich vor dem Thron auf Sammetkissen auf ein Knie nieder und verharrten stillschweigend in dieser demüthigen Haltung. An der rechten Seite des Grafen kniete sein Sohn Wilhelm und auf der linken, auf Kobrechts Platz, Walter von Maldeghem, ein edler Herr. Kobrecht war zwischen den französischen Rittern stehen geblieben; es glückte ihm, von Philipp dem Schönen nicht bemerkt zu werden.

Die Gewänder der Fürstin Johanna glänzten von Gold und Edelsteinen, und die königliche Krone, die ihr Haupt schmückte, strahlte mit ihren tausend Diamanten heller, als das Tageslicht. Hochmüthig und eitel warf die stolze Frau verachtende Blicke auf die Flamänder, die vor ihr auf den Knien lagen. Endlich flüsterte sie Philipp dem Schönen einige Worte ins Ohr, und dieser sprach mit lauter Stimme zu Gwyde:

„Ungetreuer Vasall! In unserer königlichen Gnade haben wir es für billig erachtet, Ihre Verbrechen untersuchen zu lassen, um zu sehen, ob es uns erlaubt sei, Ihnen zu vergeben; aber wir haben gefunden, daß die Vaterliebe Ihrer Widerspenstigkeit nur zum Deckmantel gedient, und daß verbrecherischer Hochmut Sie zum Ungehorsam angespornt hat.“

Während der König diese Worte sprach, bemächtigte sich Staunen und Schrecken der Ritter. Da aber Gwyde sich nicht bewegte, verharrten auch sie noch in knieender Stellung. Der König fuhr fort:

„Ein Vasall, der treulos gegen seinen König und Landesheerrn sich auflehnt, verliert sein Leben, und der, welcher mit den Feinden Frankreichs in Verbindung tritt, verwirkt ebenfalls sein Leben. Sie haben den Befehlen Ihres Königs widerstanden; Sie haben mit Eduard von England, unserem Feinde, die Waffen gegen uns erhoben und den Krieg gegen uns geführt. Darum haben Sie als ungetreuer Lehnsman das Leben verwirkt. Dennoch wollen wir dieses Urtheil nicht voreilig zur Ausführung bringen, sondern werden die Sache noch einmal untersuchen lassen. Deshalb sollen Sie und die Edeln, die an Ihrer Widerspenstigkeit teilgenommen haben, gefangen gehalten werden, bis es uns beliebt, andere Maßregeln zu treffen!“

Da trat Karl von Valois, der diese Rede mit tiefem Herzeleid angehört hatte, vor den Thron und sprach:

„Mein König und Herr! Es ist Ihnen bekannt, mit welcher Treue ich Eurer Majestät wie der geringste Ihrer Unterthanen gedient habe. Und Sie sollten es sein, o König, der meine Ehre — die Ehre Ihres Bruders — schändete? O Sire, bedenken Sie, daß ich Gwyde freies Geleite gegeben habe, und daß Sie mich jetzt zum Meineidigen machen?“

Bei diesen Worten war Karl von Valois allmählich zur Wut entbrannt. Sein Blick hatte eine so ungeweine Kraft, daß Philipp der

Schöne auf dem Punkte war, sein Urtheil zu widerrufen. Da er selbst die Ehre für das höchste Gut eines Ritters ansah, so fühlte er in seinem Innern, welchen Schmerz er seinem Bruder bereitete. Währenddes waren die Flamländer aufgestanden und lauschten ängstlich auf den Erfolg. Die übrigen Zuschauer regten sich nicht, sondern warteten bange auf die Dinge, die da kommen würden.

Die Königin Johanna aber ließ ihrem Gemahl keine Zeit, zu antworten; aus Furcht, ihre Bente möchte ihr entgehen, rief sie mit leidenschaftlichem Eifer:

„Herr von Valois, es ist Ihnen nicht erlaubt, die Feinde Frankreichs zu verteidigen. Sie machen sich einer Untreue schuldig. Dieses ist nicht das erste Mal, daß Sie sich dem Willen Ihres Königs widersetzen.“

„Madame,“ entgegnete Karl bitter, „Ihnen ziemt es nicht, den Bruder Philipps des Schönen einer Untreue zu beschuldigen. — Ich berufe mich auf Sie, Philipp, mein Fürst und mein Bruder! Werden Sie es leiden, daß das Blut Ludwigs des Heiligen in mir befleckt werde? Soll das die Belohnung meiner treuen Dienste sein?“

Man konnte bemerken, daß der König es versuchte, Johanna zu einer Milderung des Urtheils zu bewegen; doch sie, unerbittlich in ihrem Haß gegen die Flamländer, wies die Vorstellungen des Fürsten mit Stolz zurück und rief mit Kraft:

„Holla, Leibwachen, der Wille des Königs geschehe! Man nehme die ungetreuen Lehnsleute des Königs gefangen!“

Zahlreiche Mannschaften der Leibwache drangen auf diesen Ruf in den Saal. Die flämischen Ritter ließen sich ohne Gegenwehr gefangen nehmen. Sie wußten, daß Gewalt sie nicht retten konnte, denn sie waren unbewaffnet und von zu vielen Feinden umringt.

Einer der Anführer ging auf den alten Gwyde zu und legte seine Hand auf dessen Schulter mit den Worten:

„Herr Graf, ich nehme Sie im Namen des Königs, meines Gebieters, gefangen.“

Der Graf von Flandern sah ihn traurig an und dann, nach Robrecht sich wendend, seufzte er:

„O mein unglücklicher Sohn!“

Robrecht von Bethune stand starr und bewegungslos bei den

französischen Rittern, die ihn mit fragenden Blicken ansahen. Als ob eine unsichtbare Hand ihn mit einem Zauberstabe berührt hätte, durchzuckte eine krampfhafte Bewegung seinen Körper; alle seine Muskeln spannten sich zugleich; seine Augen sprühten Blitze. Er sprang wie ein Löwe vor, und der ganze Saal dröhnte von dem Schall seiner Riesenstimme, als er rief:

„Unselige, ich habe eine unedle Hand die Schulter meines Vaters berühren sehen; sie soll davon bleiben, oder ich bin des Todes!“

Zugleich riß er einem Krieger mit Gewalt die Streitart aus den Händen. Ein furchtbarer Schrei entfuhr den anwesenden Rittern, und alle zogen ihre Degen, denn sie hielten das Leben des Königs für gefährdet. Doch bald schwand die Furcht, denn Kobrechts Schlag war gefallen. Wie er gesagt, hatte er gethan. Der Arm desjenigen, der seinen Vater berührt, lag mit der vermessenen Hand am Boden, und das Blut strömte aus der furchtbaren Wunde.

Jetzt liefen die Wachen in großer Anzahl auf Kobrecht zu, um sich seiner zu bemächtigen; doch er, blind und wahnsinnig vor Wut, schwang seine Streitart um sein Haupt, und nicht einer wagte sich in ihren Bereich. Ohne Zweifel würde noch mehr Unglück geschehen sein, aber der alte Gwyde, ängstlich besorgt um das Leben seines Sohnes, rief ihm flehend zu:

„Kobrecht, mein großmütiger Sohn! O, ergieb dich um meinethwillen! Thue es, ich ersuche dich darum, ich befehle es!“

Bei diesen Worten schlang er seine Arme um Kobrechts Hand, und dieser fühlte die Thränen seines Vaters auf seine Hand niederfallen. Jetzt sah er die Größe seiner Unbesonnenheit ein. Sich den Armen des Grafen entwindend, warf er die Streitart mit Gewalt über die Köpfe der Wachen gegen die Wand und rief:

„Kommt! Fangt jetzt den Löwen von Flandern! Fürchtet euch nicht mehr, er ergiebt sich!“

In großer Anzahl fielen die Söldner jetzt über ihn her und nahmen ihn gefangen.

Während er mit seinem Vater aus dem Saal geführt wurde, rief er Karl von Valois zu:

„Ihre Waffen sind nicht befleckt; Sie waren und sind noch der  
Conscience, Der Löwe von Flandern.

edelste Ritter von Frankreich! Dies sagt der Löwe von Flandern, auf daß man es höre."

Die französischen Ritter hatten ihre Degen wieder eingesteckt, sobald sie bemerkten, daß das Leben des Königs nicht bedroht war. Mit der Gefangennehmung der Flamländer mochten sie sich nicht befassen; dieses war etwas, was ihren Adel beschimpft haben würde.

In dem Herzen des Königs und der Königin herrschten sehr verschiedene Gefühle. Philipp der Schöne war schmerzlich ergriffen und betrauerte das gefällte Urtheil. Johanna hingegen freute sich über Robrechts Widerstand. Er hatte in der Gegenwart des Königs einen seiner Diener zu verwunden gewagt; dies war eine Handlung, die ihr in ihren rachsüchtigen Plänen vortrefflich dienen konnte.

Karl von Valois hatte lange in tiefem Nachdenken am Ende des Saales gestanden; die Ehrerbietung und Liebe, womit er seinem Bruder zugethan war, kämpften lange in ihm gegen den Mörder, den ihm dieser Verrat verursacht hatte. Auf einmal brach sein Born los; er lief wie rasend vor die Königin.

"Madame," schrie er, "Sie sollen mich nicht ungestraft entehren! Hört, meine Herren, ich spreche vor Gott, unser aller Richter: Sie, Johanna von Navarra, sind es, die das Vaterland ausplündert durch ihre Verschwendung. — Sie sind die Schande und Schmach Frankreichs. Und ich sollte Ihnen noch dienen? Nein, falsches und verrätherisches Weib!"

Wütend zog er seinen Degen aus der Scheide, brach ihn auf dem Knie entzwei und warf die Stücke mit solcher Gewalt auf den Boden, daß sie auf die Stufen des Thrones flogen.

Johanna war außer sich vor Wut und Born. Ihre Züge hatten nichts Weibliches mehr.

"Ergreift ihn, ergreift ihn!" brach sie los.

Die Leibwachen, die noch im Saale waren, wollten diesen Befehl vollziehen, und schon hatte sich ihr Hauptmann Herrn von Valois genähert; aber der König, der seinen Bruder aufs innigste liebte, wollte das nicht dulden.

"Wer Herrn von Valois anrührt, soll noch heute sterben!" rief er.

Auf diese Drohung blieben die Wachen bewegungslos stehen, und

von Valois verließ trotz des Geschreies der wütenden Königin ungehindert den Saal.

So endigte dieses stürmische Schauspiel. Gwyde ward zu Compiègne eingekerkert, Robrecht führte man nach Bourges in Berry und seinen Bruder Wilhelm nach Rouen in der Normandie. Die übrigen flämischen Herren wurden, jeder in einer besondern Stadt, gefangen gehalten, damit sie allein wären, ohne einander trösten zu können. Dietrich der Fuchs war der einzige, der nach Flandern zurückkam, denn unter seinem Pilgerrock hatte man ihn nicht erkannt.

Karl von Valois zog mit Hülfe seiner Freunde sofort nach Italien und kam nicht eher wieder nach Frankreich bis nach dem Tode Philipps des Schönen. Alsdann verklagte er Enguerrand von Marigny wegen seiner Verbrechen gegen den Staat und ließ ihn hängen, um sich so nachträglich für den an den Flamländern begangenen Verrat zu rächen.

## 5. Breydel und Dekoninck.

In dieser Zeit standen sich in Flandern zwei Parteien gegenüber, die nichts unversucht ließen, um sich gegenseitig allen möglichen Nachtheil zuzufügen. Die meisten Edeln hatten sich für die französische Regierung erklärt und bekamen deshalb, als dem Lilien-Wappen von Frankreich zugethan, den Namen Liliaarts. Folgendes waren ihre Beweggründe.

Seit einigen Jahren waren durch die kostbaren Mitterspiele, die inländischen Kriege und die weiten Kreuzfahrten die meisten Edelleute verarmt. Hierdurch wurden sie genötigt, den von ihnen beherrschten Städten Rechte und Freiheiten gegen große Summen zu verkaufen. Die Folge davon war, daß diese bald zu großer Blüte gelangten. Handel und Gewerbe erhielten einen großartigen Aufschwung, das Volk ward reich und stolz, und mehr als einmal stand es mit bewaffneter Hand gegen seine früheren Herren auf. Vergebens versuchten diese mit List und Gewalt die wachsende Macht der Gemeinden zu verhindern; denn der Reichthum der Städte setzte dieselben auch in den Stand, ein Heer aufzubieten und so die bestehenden Freiheiten zu verteidigen und ungeschmälert zu bewahren.

Da nun in Frankreich die Bürger gar keine Freiheiten besaßen, so hofften manche flandrische Edeln, daß Philipp der Schöne den Stand der Dinge auch in Flandern wieder verändern und sie in ihre vorigen Rechte wieder einsetzen würde. Infolgedessen wurden sie Verliants. Derer waren besonders zu Brügge — damals nächst Venedig die reichste Handelsstadt der Welt — sehr viele. Selbst der Bürgermeister und noch andere Verwaltungsbeamte, die durch französischen Einfluß ernannt waren, gehörten zu ihnen.

Die Gefangennahme des Grafen und der ihm tren gebliebenen Edelleute war von ihnen natürlich mit Freuden begrüßt worden.

Das Volk aber vernahm die Meineidigkeit des französischen Hofes mit der größten Bestürzung. Die Liebe, mit der es zu jeder Zeit seinem Grafen ergeben gewesen, ward noch gesteigert. Aber die französischen Besatzungstruppen und die Uneinigkeit, die unter den Bürgern selbst herrschte, machten die patriotischen „Klanwaarts“ für jetzt nutzlos.

Sobald die traurige Märe nach Flandern kam, begab sich Marie, die Schwester Adolfs von Nieuwland, mit zahlreicher Dienerschaft nach Wynendaal, um ihren verwundeten Bruder in einem Tragbette in sein väterliches Haus nach Brügge abzuholen. Die junge Mathilde, die sich nun so schmerzlich von allen ihren Blutsverwandten getrennt sah, folgte dieser neuen Freundin.

Das Nieuwlandsche Haus lag in der spanischen Straße zu Brügge. Zwei runde Türme erhoben sich zu beiden Seiten des Giebels mit ihren Wetterhähnen über das Dach und beherrschten alle umstehenden Gebäude. Zwei Pfeiler von Quadersteinen in griechischem Stil stützten den Bogen, der das Thor bildete; über demselben stand das Wappen von Nieuwland mit dem Wahlspruch: „Pulchrum pro patria mori“. An jeder Seite des Wappens stand ein Engel mit Palmzweigen in der Hand. In einem Gemach, welches entfernt genug lag, um von dem unaufhörlichen Geräusch der Straße nicht belästigt zu werden, lag der kranke Adolf auf einem kostbaren Bett. Er war außerordentlich blaß und so abgemagert, daß er kaum mehr kenntlich war. An dem Hauptende des Bettes standen auf einem Tischchen ein kleiner Krug und ein silberner Becher. An der Wand hing sein Harnisch, daneben eine Harfe mit zerrissenen Saiten. Die Fenster waren halb verhängt, das Gemach nur spärlich erleuchtet. In einer Ecke des Zimmers saß Mathilde, die Augen zu Boden gescha-

gen. Der Falke, der auf der Lehne ihres Stuhles ruhte, schien nicht gefühllos für die Betrübnis seiner Gebieterin; denn er hatte den Kopf unter die Flügel gesteckt und rührte sich nicht.

Nachdem sie einige Zeit bewegungslos geseffen, stand sie auf und nahm ihren Falken auf die Hand. Sie betrachtete den Vogel weinend und sprach mit sehr leiser Stimme, während sie von Zeit zu Zeit eine Thräne von ihren bleichen Wangen trocknete:

„O mein treuer Vogel, traure nicht so! Mein Vater wird bald wiederkommen. Ich habe so feurig für ihn zum heiligen Michael gebetet, und Gott ist immer gerecht. Darum traure nicht länger, mein lieber Vogel!“

Ein unterdrückter Seufzer ließ sich vom Bette her vernehmen. Schnell trocknete Mathilde die Thränen von ihren Wangen und eilte besorgt zu dem Kranken. Als sie das Getränk in die silberne Schale gegossen, legte sie ihre rechte Hand unter Adolfs Haupt, und es etwas aufrichtend, brachte sie die Schale an seinen Mund.

Der Ritter öffnete seine Augen weit und heftete sie mit einem Ausdruck des Erstaunens auf das junge Mädchen. Dankbarkeit lag in seinen matten Blicken, und ein unaussprechliches Lächeln verbreitete sich über seine bleichen Züge.

Der Kranke hatte seit seiner Verwundung noch nicht wieder verständlich gesprochen; es schien sogar, daß er die Worte, welche man ihm zuflüsterte, nicht hörte.

Während der verflossenen Nacht aber war eine merkliche Besserung in Adolfs Zustand eingetreten. Die Natur hatte ihm nach langem Kampfe einen heilsamen Schlaf verliehen, und er war aus demselben mit neuer Lebenskraft erwacht.

Als Mathilde den Becher von seinem Munde weggenommen, erstaunte sie nicht wenig; denn er sprach mit schwacher, aber klarer Stimme:

„O edle Jungfrau, mein Schutzengel! — Ich danke dem allgütigen Gott für den Trost, den er mir durch Sie verliehen.“

Das Mädchen sah ihn erstaunt an; dann bemerkend, wie sehr er an Lebenskraft gewonnen, schlug sie frohlockend die Hände zusammen.

„O, Sie werden genesen, Herr Adolf!“ rief sie. „Nun will ich

nicht mehr trauern; ich werde jetzt wenigstens einen Bruder haben, der mich tröstet."

Sie faltete ihre Hände und richtete ein langes Dankgebet an den Herrn, der ihren Freund und Bruder Adolf hatte genesen lassen. Aufstehend betrachtete sie noch einmal den Ritter und sprach zu ihm mit froher Stimme:

"Halten Sie sich still, Herr Adolf, rühren Sie sich nicht, denn Meister Kogaert hat's befohlen!"

"Was haben Sie nicht alles für mich gethan, durchlauchtigste Tochter meines Herrn!" sprach Adolf. "Ich habe beständig Ihre Gebete gehört; Ihre tröstende Stimme hat so manchmal mein Herz gestärkt! — Ja, es hat mir im Schlummer geschienen, daß ein Engel Gottes den Tod von meinem Bette abwehrte. Möge Gott mir einst meine Gesundheit wieder verleihen, auf daß ich mein Blut für die Ihrigen vergießen könne!"

"Herr von Nieuwland," antwortete das Mädchen, "Sie haben Ihr Leben für meinen Vater gewagt; ziemte es mir da nicht, Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen und Sie wie meinen Bruder zu behandeln? Der Engel, den Sie gesehen haben, war der heilige Michael, den ich sah, daß er Ihnen zu Hülfe kommen möge. — Nun gehe ich geschwind, um Ihre gute Schwester Marie zu rufen, damit sie sich mit mir Ihrer Besserung freue!"

Sie verließ den Ritter und kam nach einigen Augenblicken in Begleitung Mariens ins Gemach zurück.

"Mein teurer Bruder," rief Marie, ihn auf die bleiche Wange küßend, "du genesest; nun werden die trüben Träume mich verlassen. O, ich bin so froh. Willst du trinken, Bruder?"

"Mein, gute Marie," antwortete Adolf, "ich habe nie in meiner Krankheit Durst gelitten — die edelmütige Mathilde hat mich so sorglich gelabt! Es soll aber auch das erste Mal, wo ich zum heiligen Kreuz wandern kann, mein Gebet den Segen Gottes auf Sie herabfließen, daß nie ein Unglück Sie treffen möge."

Während er dies sagte, war Mathilde eusig beschäftigt, ihrem Falken von der erfreulichen Besserung zuzuflüstern. Der Vogel, der seine Gebieterin so froh sah, schüttelte seine Federn, als ob er sich zur Jagd vorbereiten müßte.

„Sieh, mein treuer Vogel,“ sagte das Mädchen, während sie ihn mit dem Kopf nach Adolf wandte, „sieh, nun genest Herr von Neuwland, den wir so lange sprachlos daliegen sahen. Nun können wir beide zusammen sprechen und werden nicht mehr immer so im dunkeln sitzen. Ja, mein schöner Falke, so endet auch einmal die bittere Gefangenschaft von . . .“

„Was sagen Sie, Mathilde?“ rief Adolf, „Gefangenschaft? Himmel, was ist Ihnen widerfahren?“

Mathilde antwortete nicht; aber Marie, die vorsichtiger war, flüsterte ihm ins Ohr:

„Die Gefangenschaft ihrer Tante Philippine! Sprich nicht mehr davon, denn sie weint beständig! Nun du besser bist, werde ich gleich, wenn Meister Kogaert es erlaubt, mit dir über wichtige Dinge sprechen; aber die junge Dame darf uns nicht hören. Ich werde Mathilde in ein anderes Zimmer bringen.“

Der Ritter ließ sein Haupt in die Kissen sinken und stellte sich, als ob er ruhe. Hierauf wendete sich Marie zu Mathilde und sprach:

„Kommen Sie, Fräulein, laßt uns gehen; denn mein Bruder wünscht etwas zu schlafen! Seine Dankbarkeit gegen Sie läßt ihn zuviel sprechen.“

Das Mädchen folgte willig ihrer Freundin. Kurz nachher trat der Wundarzt Kogaert in die Thür und wurde von Marie zu ihrem Bruder geführt.

„Nun, Herr Adolf,“ rief Kogaert, während er ihn bei der Hand faßte, „es geht gut, wie ich sehe. Nur alle Furcht beiseite, Sie sind gerettet! Jetzt erlaube ich auch, daß Fräulein Marie Sie von dem traurigen Ereignis in Kenntnis setze; aber ich bitte Sie, Herr Adolf, erschrecken Sie nicht zu sehr und verhalten Sie sich immer ruhig!“

Marie hatte bereits zwei Stühle herangezogen und setzte sich mit Meister Kogaert am Kopfende des Bettes nieder. Der kranke Ritter betrachtete sie mit gespannter Aufmerksamkeit. Als sie ihre Erzählung von der Gefangennahme Gwydes und seiner Söhne und Edeln beendet hatte, seufzte Adolf mit innigstem Mitgefühl:

„Nun begreife ich die Thränen der unglücklichen Mathilde. Ohne Vater, ohne Familie, muß die Tochter des Grafen von Flandern bei Fremden ein Unterkommen suchen!“

Dann aber nahm sein Gesicht einen begeisterten Ausdruck an, und er fuhr fort:

„Das teure Kind meines Fürsten und Gebieters hat mich wie ein Schutengel bewahrt! — Sie ist verlassen — unglücklich — der Verfolgung ausgesetzt: aber ich werde mich der Wohlthaten des Löwen erinnern; ich werde über sie wachen, wie über ein Heiligtum. Wie kostbar ist mir nun das Leben, da ich es ganz der Dankbarkeit weihen kann!“

Nach einem kurzen Augenblick tiefen Nachdenkens verfinsterte sich plötzlich sein Gesicht; er sah flehend den Arzt an und sprach:

„O Gott, wie peinlich wird mir nun meine Wunde, wie unerträglich das Bett! Mein werter Freund Rogaert, ach, machen Sie mich doch um Gotteswillen bald wieder gesund, damit auch ich etwas für die thun kann, die mich so liebevoll in meiner Krankheit gepflegt hat!“

„Aber, Herr von Rentwland,“ antwortete Rogaert, „es ist nicht möglich, die Heilung Ihrer Wunde zu beschleunigen. Geduld und Ruhe werden Ihnen besser helfen, als alle Arznei. — Aber dieses ist nicht alles, was wir Ihnen sagen wollten. Wissen Sie, daß die Franzosen mit jedem Tage übermütiger werden? Bisher haben wir die junge Mathilde ihren Augen noch entzogen, aber wir fürchten, daß sie entdeckt werde, und es ist immerhin möglich, daß dann die arme Dame auch an Johanna von Navarra ausgeliefert wird.“

„O Gott,“ rief Adolf aus, „Sie haben Recht, man würde ihrer nicht schonen; aber was sollen wir thun?“

„Ich weiß eine Stätte,“ erwiderte Rogaert, „wo Mathilde in Sicherheit sein würde.“

„O, Sie retten mich aus der Verzweiflung; nennen Sie rasch den Ort!“

„Dünkt Ihnen nicht, Adolf, daß sie im jülichischen Lande, bei ihrem Neffen Wilhelm, in aller Ruhe bleiben könnte?“

Der Ritter erschrak sichtlich bei dieser Frage. Sollte er Mathilde in fremde Lande ziehen lassen? Sollte er sich selbst die Möglichkeit rauben, ihr zu helfen, sie zu verteidigen?

Alle seine Seelenkräfte spannte er an, um ein anderes Mittel zu ihrer Rettung zu finden. Als er glaubte, dasselbe gefunden zu haben, verbreitete sich ein freudiger Ausdruck über sein Gesicht, und er antwortete:

„Wahrlich, Meister Rogaert, dieser Aufenthaltsort scheint mir sehr günstig zu sein, aber Ihren Worten zufolge sind die französischen Truppen über ganz Flandern zerstreut; deshalb ist es wohl sehr gefährlich für eine Dame, diese Reise zu unternehmen. Indessen kann sie ruhig hier bleiben. Ich habe bereits einen Beschützer für sie gefunden. — Marie, willst du nicht einen Knecht zu dem Zunftmeister der Wollweber senden, daß er zu mir kommen möchte? Meister Rogaert, ich bin willens, unsere junge Edelidame unter den Schutz der Gemeinde zu stellen. — Glauben Sie nicht, daß dies eine gute Umgebung ist?“

„O ja, das ist kein übler Einfall, aber es wird Ihnen nicht glücken, denn das Volk ist über alles, was sich adlig nennt, sehr aufgebracht. Und wahrlich, Herr Adolf, sie haben nicht unrecht, denn die meisten der Edelleute halten sich zu unsern Feinden und sind willens, die Rechte der Gemeinden zu vernichten.“

„Das kann mich an meinem Vorhaben nicht hindern, Meister Rogaert! Die Stadt Brügge hat der Fürsprache meines Vaters viele Vorrechte zu verdanken, und dies haben der Zunftmeister der Weber und seine Genossen nicht vergessen.“

Nach ungefähr einer halben Stunde trat Meister Defoninck, der Hauptvorsteher der Wollweber, in Adolfs Zimmer.

Er trug ein langes Wams von braunwollenem Tuche; dieses Kleidungsstück, ohne Bierat oder Borten, war unendlich verschieden von der stolzen Kleidung der Edeln. Man sah, daß der Vorsteher der Weber absichtlich allen Putz vermieden hatte, um seinen niedrigen Stand zu zeigen und so Hochmut gegen Hochmut zu stellen; denn das wollene Wams bedeckte den mächtigsten Mann von Flandern. Auf seinem Kopfe trug er eine platte Mütze, unter der seine Haare einen halben Fuß lang über seine Ohren herabhingen. Ein Gürtel hielt die weiten Falten seines Wamses um die Hüften zusammen, und der Griff eines Dolches glänzte an seiner Seite. Da er ein Auge verloren hatte, waren seine Züge nicht sehr angenehm. Eine außerordentliche Blässe, hervorstehende Backenknochen und eine gefurchte Stirn gaben seinem Gesicht einen düstern Ausdruck. Im gewöhnlichen Leben konnte man an ihm nichts bemerken, was ihn von anderen unterschied; aber sobald ihn etwas erregte, leuchtete ein starker, männlicher Geist aus dem einen ihm noch gebliebenen Auge, und seine Haltung wurde kühn und stolz.

Bei seinem Eintreten betrachtete er, wie ein mißtrauischer Fuchs, die Personen, welche im Zimmer waren, und ganz besonders Meister No-gaert; denn er bemerkte gleich, daß dieser listiger war, als die andern.

„Meister Dekonincq,“ sprach Adolf, „beliebe es Ihnen, mir näher zu kommen! Ich habe Sie um etwas zu bitten. Aber Sie müssen mir erst versprechen, das Geheimnis, welches ich Ihnen anvertrauen will, niemand zu entdecken.“

„Die Gerechtigkeit und das Wohlwollen des Herrn von Nieuw-land sind unter den Wollwebern noch nicht vergessen,“ antwortete Dekonincq, „deshalb mögen Ev. Edeln auf mich als einen dankbaren Diener rechnen! Dennoch, mein Herr, wenn Ihre Bitte mit den Rechten des Volkes und der Gemeinde in Widerspruch steht, würde ich Ihnen raten, das Geheimnis für sich zu behalten und von mir nichts zu verlangen.“

„Seit wann,“ rief Adolf etwas unwillig, „seit wann, Meister, haben die Herren von Nieuwland Ihre Rechte verflürzt? Diese Sprache beleidigt mich.“

„Entschuldigen Sie, mein Herr, wenn meine Worte Sie verletzt haben!“ antwortete Dekonincq. „Es ist so schwierig, die Guten von den Bösen zu unterscheiden, daß man mit Recht allen mißtraut. Erlauben Sie mir eine Frage, damit aller Zweifel in mir schwinde: Ist Euer Edel ein Veliiaart?“

„Ein Veliiaart?“ rief Adolf entrüstet aus. „Nein, Meister Dekonincq, in mir klopft ein Herz, das den Franzosen wahrlich nicht wohlgesinnt ist; meine Bitte an Sie sollte gerade gegen sie gerichtet sein.“

„O, dann sprechen Sie frei heraus, mein Herr! Ich stehe zu Ihren Diensten.“

„Nun wohl, Sie wissen, daß unser Graf Gwyde mit allen seinen Edeln gefangen ist; aber es ist noch eine in Flandern geblieben, die, nun aller Hülfe und alles Bestandes beraubt, das Mitleiden der Flauländer verdient.“

„Ihr sprecht von Jungfrau Mathilde, der Tochter des Herrn von Bethune,“ fiel Dekonincq ein.

„Wie wissen Sie das?“ fragte Adolf erstaunt.

„O, ich weiß noch mehr, mein Herr! Sie haben Mathilde nicht

so geheim in Ihre Wohnung bringen können, daß Dekoninck es nicht gewußt hätte. Aber seien Sie nur ruhig, denn ich kann Ew. Edeln versichern, daß wenige Personen in Brügge mit mir um dieses Geheimnis wissen!"

"Sie sind ein wunderbarer Mann, Meister! Indessen Ihr Edelmut bürgt mir, daß Sie die junge Tochter des Löwen von Flandern gegen die Gewalt der Franzosen beschützen werden, falls es nötig wäre."

"Ihr Ansuchen ehrt mich sehr. Nichts soll zum Schutz eines so edlen Sprößlings gespart werden. Die Weberzunft ist stark genug, um die edle Dame vor allem Unheil zu bewahren, aber ich muß dann ihr Ratgeber sein dürfen; ich muß dann darauf bestehen, daß sie sich nicht ohne mein Wissen auf die Straße begeben und sich auch nicht weigere, auszugehen, wenn ich es für nötig halte. Übrigens soll es Ihnen freistehen, mir diese Macht zu entziehen, sobald Sie an meiner Redlichkeit zweifeln."

Da Dekoninck mit Recht für einen der verständigsten Männer gehalten wurde, gestand ihm Adolf alles zu, was er verlangte, unter der Bedingung, daß er für die Dame einstehe. Der Vorsteher wünschte sodann, die edle Mathilde persönlich kennen zu lernen. Sie wurde deshalb von Marie ins Zimmer geführt.

Dekoninck verbeugte sich demütig vor ihr; inzwischen besah ihn das Mädchen mit Erstaunen, denn sie wußte nicht, wer er war. Plötzlich hörte man einen Lärm auf dem Gange, als ob zwei Menschen sich stritten.

"So warten Sie denn," rief einer von ihnen, "damit ich gehen kann, um zu fragen, ob Sie eintreten dürfen!"

"Was?" rief eine andere kräftigere Stimme, "Sie wollen die Fleischer da ausschließen, wo die Weber sind? Rasch machen Sie sich aus dem Wege, oder Sie werden es bereuen!"

Die Thür ging auf, und ein junger, kräftiger Mann mit stolzen Zügen trat ins Zimmer. Ein Wams, gleich dem Dekonincks, aber mit mehr Geschmack verziert, war seine Kleidung, und ein großer Dolch hing an seinem Gürtel. In dem Augenblick, als er ins Gemach trat, warf er seine blonden Haare zurück und blieb erstaunt an der Thür stehen. Er hatte geglaubt, den Vorsteher der Weber mit einigen seiner Genossen zu finden; aber jetzt, wo er diese herrliche Jungfrau und Dekoninck ge-

beugt vor ihr stehen sah, wußte er nicht, was er darüber denken sollte. Dennoch ließ er sich weder hierdurch, noch durch Meister Hogaerts forschende Blicke aus der Fassung bringen. Er entblühte sein Haupt, verbeugte sich hastig vor allen anwesenden Personen und ging gerade auf Defoninck zu. Ihm freundschaftlich auf die Schulter klopfend, rief er:

„Ja, Meister Peter, ich suche Sie bereits seit zwei Stunden; die ganze Stadt habe ich durchlaufen, und nirgends konnte ich Sie treffen; aber wissen Sie, welche Nachricht ich bringe?“

„Nun, Meister Brehdel?“ fragte Defoninck mit Ungebuld.

„Sehen Sie mich doch nicht so starr mit Ihrem grauen Auge an,“ rief Jan Brehdel, „denn Sie wissen wohl, daß ich mich vor Ihrem Ragenblick nicht fürchte, — doch das ist einerlei! Nun gut, König Philipp der Schöne und Johanna von Navarra kommen morgen nach Brügge, und die sauberen Herren vom Magistrat haben hundert Weber, vierzig Fleischer und ich weiß nicht, wieviel Volks mehr, zur Anfertigung von Triumphbogen, Wagen und Gerüsten verlangt.“

„Und was bedeutet denn das so Großes?“

„Wie, Meister, was das bedeutet? Mehr, als Sie denken; denn da ist nicht ein einziger Fleischer, der an irgend etwas Hand anlegen will, und es warten dreihundert Weber auf Sie vor dem Band. Was mich angeht, da sollen noch Jahre vergehen, ehe ich mich für die rühre. Die Goedendags stehen bereit, die Messer sind geschliffen. Sie wissen wohl, was das bei meiner Junft sagen will.“

Die anwesenden Personen lauschten mit Neugierde der freien Rede des Junftmeisters der Fleischer. Defoninck antwortete nach einigem Überlegen:

„Meister Jan, ich gehe mit Ihnen; wir werden unter uns die nötigen Maßregeln bestimmen. Aber erst müssen Sie in dieser edlen Dame die Tochter von unserm Herrn Nobrecht von Bethune begrüßen.“

Brehdel warf sich bestürzt vor Mathilde auf beide Kniee nieder, erhob seine Augen zu ihr und rief:

„O meine durchlauchtige Gebieterin! Vergeben Sie mir die unbesonnenen Worte, die ich unwissend vor Ihnen gesprochen habe! Die edle Tochter des Löwen von Flandern, unseres Herrn, möge es einem geringen Bürger nicht verargen!“

„Stehen Sie auf, Meister!“ antwortete Mathilde freundlich. „Ihre Worte haben mich nicht verletzt. Liebe zum Vaterland und Haß gegen unsere Feinde haben Ihnen dieselben eingegeben. Ich danke Ihnen für Ihre Treue.“

„Gnädige Gräfin,“ sprach Breydel aufstehend, „Ew. Edeln können nicht glauben, wie erboht ich gegen die Vellaarts bin. O, könnte ich das Leid, das dem Haus von Flandern angethan ist, rächen. — O, könnt' ichs! Aber der Vorsteher der Wollweber hält mir immer das Widerspiel; vielleicht hat er recht, denn aufgeschoben ist nicht aufgehoben; dennoch kann ich mich kaum zurückhalten. Morgen kommt die falsche Königin von Navarra nach Brügge, aber Gott gebe mir andere Gedanken, oder sie sieht ihr verhaßtes Frankreich nicht wieder!“

„Meister,“ sprach Mathilde, „wollen Sie mir etwas versprechen?“

„Ich Ihnen etwas versprechen, edle Dame? Wie freundlich sprechen Sie doch mit Ihrem unwürdigen Diener! Ein Gedanke von Ihnen sei mir ein heiliges Gebot, o durchlauchtige Jungfrau!“

„Gut, ich wünsche, daß Sie die Ruhe nicht stören während der Anwesenheit Ihrer neuen Fürsten.“

„Es sei so!“ sagte Breydel betrübt. „Ich hätte lieber gehört, daß Sie meinen Arm und mein Messer gewünscht hätten. Aber was nicht ist, kann kommen!“

Dann bog er nochmals ein Knie vor der jungen Mathilde und fuhr fort:

„Ich bitte, ich beschwöre Sie, o edle Tochter des Löwen, Ihren Diener Breydel nicht zu vergessen, falls Sie je mutiger Männer bedürfen! Die Fleischerzunft wird ihre Goedendags und ihre Messer zu Ihren Diensten geschliffen halten.“

Das Mädchen erschrak einigermaßen über das blutige Auerbieten; aber die Bünde dessen, der es ihr machte, gefielen ihr sehr.

„Meister,“ antwortete sie, „ich werde meinen Herrn und Vater, wenn Gott ihn mir wiedergiebt, von Ihrer Treue in Kenntnis setzen; ich kann Ihnen nur meine Dankbarkeit versichern.“

Bei diesen Worten stand der Vorsteher der Fleischer auf und zog Defonincq am Arm mit fort. Nachdem beide das Zimmer und das Nieuwlandische Haus verlassen hatten, sprachen die Zurückgebliebenen noch lange über diesen unerwarteten Besuch.

Als die beiden Vorsteher auf der Straße waren, begann Dekoninck:  
 „Meister Jan, Sie wissen, daß der Löwe von Flandern immer ein Freund des Volkes gewesen ist; deshalb ist es unsere Pflicht, seine Tochter wie ein Heiligtum zu bewachen.“

„Still nur!“ sprach Breydel. „Der erste Franzose, der sie etwas schief ansieht, soll die Bekanntschaft meines Dolches machen! Aber, Meister Peter, wenn wir die Thore schließen und Johanna nicht in die Stadt lassen, wäre das nicht besser?“

„Wozu wollen Sie die Thore schließen? Hiermit ist nichts gewonnen. Die Feinde haben die Übermacht. Geben Sie den Französischgesinnten und Veliarts lieber etwas nach, auf daß sie in ihrer Wachsamkeit etwas nachlassen!“

„Nein,“ fiel Breydel ein, „das kann nicht sein! — Sie fangen schon an, zu herrisch zu werden; sie berauben die Bauern ihrer Freiheit und behandeln uns Bürger, als ob wir ihre Sklaven wären.“

„Desto besser, Meister Jan, desto besser!“

„Desto besser? Was will das sagen? Gehen Sie, Meister! Es scheint mir fast, als wenn Sie allgemach etwas nach Lilien riechen!“

„Nein, nein, mein Freund Jan! Bedenken Sie nur mit mir, daß, je mehr die Gemüther erbittert werden, um so schneller die Befreiung naht! Wissen Sie, daß die Tyrannei der Herrscher die Freiheit des Volkes ausbrütet, wie eine Henne? Wenn sie aber die Vorrechte unserer Stadt anzugreifen wagten, würde ich dennoch der erste sein, der Sie zum Widerstande aufmunterte — aber doch noch nicht durch offene Gewalt. Es giebt andere Waffen, die man mit mehr Sicherheit gebrauchen kann.“

„Meister,“ fiel Jan Breydel ein, „ich begreife Sie. Sie haben immer recht. Ich muß es dankbar anerkennen: der Verstand ist bei den Webern.“

„Gut, Meister Breydel, wie die Unverzagtheit und der Heldennut bei den Fleischern ist. Wenn wir diese beiden Tugenden, Vorsticht und Mut, stets miteinander vereinigen, werden die Franzosen keine Zeit haben, die Ketten an unseren Füßen fest zu machen.“

Der Vorsteher der Fleischer gab durch ein lautes Lachen seine Freude über die Schmeichelei zu erkennen.

„Ja,“ antwortete er, „unter meiner Junst giebt es tapfere Leute,

Meister Peter! Und die Welschen sollen es noch einst erfahren, wenn der bittere Apfel reif sein wird. — Aber wie wollen Sie die Tochter des Löwen, unseres Herrn, den Augen der Königin entziehen?"

"Ich werde sie ihr im Sonnenlicht zeigen."

"Wie, Meister? Die Jungfrau Mathilde der Johanna von Navarra zeigen?"

"Morgen beim Einzug der fremden Herrschaften sollen alle Weber unter Waffen sein; die Fleischer werden Sie anführen. Was vermögen die Welschen dann? Nichts, das wissen Sie. — Nun gut! Dann stelle ich Jungfrau Mathilde vorn an, damit Johanna von Navarra sie wohl bemerke. So erfahre ich auch zugleich, was die Königin im Sinne hat, und was wir für Mathilde zu befürchten haben."

"Necht so, Meister Peter! Sie haben zuviel Verstand für einen sterblichen Menschen! Ich werde die Tochter des Löwen bewachen, und ich möchte wohl wünschen, daß ein Franzose sie beleidigte, denn es zuckt mir gewaltig in den Fäusten. Aber heute muß ich noch Vieh kaufen; so lange haben Sie die Wache über die junge Gräfin."

"Nun seien Sie nur ruhig, Freund Jan, und lassen Sie Ihr Blut nicht zuviel kochen! — Da sind wir ja an dem Band der Weberzunft."

Wie Breydel gesagt hatte, standen dort unzählige Weber vor der Thür. Sie hatten alle Wämser und Mützen von derselben Form, wie ihr Vorsteher.

Jan Breydel sprach noch leise einige Worte mit Dekonink und verließ ihn dann ganz befriedigt.

Bei der Annäherung ihres Vorstehers öffneten die Weber ihre Scharen, entblößten ehrerbietig das Haupt und folgten ihm in die Herberge.

## 7. Der Königin Einzug.

Die Deliaarts hatten ungewöhnliche Anstalten zur Ausschmückung der Stadt gemacht; sie dachten hierdurch die Gunst des neuen Fürsten zu gewinnen. Gold war nicht gespart, die reichsten Stoffe waren aus den Läden hervorgesucht und an den Giebeln der Häuser aufgehängt; auch hatte man eine große Menge junger Bäume abgehauen und da-

mit die Straßen besetzt. Am andern Morgen um zehn Uhr war alles fertig.

In der Mitte des großen Marktes hatte die Zunft der Zimmerleute eine prachtvolle mit blauem Sammet überzogene Bühne errichtet. Auf derselben standen Sessel mit goldenen Vorten und gestickten Kissen und daneben zwei Bildsäulen, den Frieden und die Macht darstellend, welche eine Krone von Lorbeer- und Zweigen über die Häupter Philipps des Schönen und Johannis von Navarra halten sollten. Leichte Behänge schmückten die Bühne, und rings umher war der Markt mit reichen Teppichen belegt.

Am Eingange der Steinstraße waren vier Marmoräulen errichtet; auf jeder derselben stand ein Posaunenbläser als Engel gekleidet, mit langen Flügeln und purpurnem Gewande.

Gegenüber der großen Fleischhalle in der Frauenstraße stand ein prächtiger Triumphbogen mit gotischen Pfeilern. Oben in der Spitze der Wölbung hing das Wappen von Frankreich auf purpurnem Grunde, niedriger an den Pfeilern die Wappen von Flandern und Brügge. Überall an den Leisten waren Symbole angebracht, um dem fremden Gebieter zu schmeicheln: hier kroch Flanderns schwarzer Löwe vor einer Lilie, dort waren die Sterne des Himmels mit Lilien vermenget.

Wenn Jan Breydel durch den Vorsteher der Weber nicht zurückgehalten worden wäre, so würden diese unwürdigen Darstellungen das Volk nicht lange erbittert haben, aber nun verbarg er seinen Ärger und betrachtete alles mit düsterer Ruhe. Defoninc hatte ihm begreiflich gemacht, daß der rechte Augenblick noch nicht gekommen sei.

Die Kathelinenstraße war ihrer ganzen Länge nach mit schnee-weißer Leinwand und langen Laubgewinden behangen. Die Häuser der Vellaarts schmückten Willkommens-Inschriften. Auf kleinen, viereckigen Ständern brannte allerlei Rauchwerk in prächtig getriebenen Vasen, und junge Mädchen streuten Blumen auf die Straßen. — Das Kathelinenthor, durch welches die Fürsten in die Stadt einziehen mußten, war von außen mit Behängen von kostbarem Scharlach bekleidet. Auch hier schmeichelten allegorische Darstellungen den Fremden und lästerten den Löwen, das siegreiche Zeichen der vorigen Herrscher. Acht Trompeter standen neben dem Thore auf dem Wall, um den Willkomm zu blasen und die Fürsten anzukündigen.

Auf dem großen Markte standen die Zünfte mit ihren Goedendags in Reihe und Glied längs den Häusern aufgestellt. Dekoninck, an der Spitze der Weber, lehnte sich mit seinem rechten Flügel an den Eiermarkt; Breydel mit der Fleischerzunft stand an der Steinstraße; die andern Zünfte waren in kleineren Haufen an die andere Seite verteilt. Die Beliaarts und vornehmsten Edeln der Stadt hatten sich unter der Halle auf einem prächtigen Gerüste versammelt.

Gegen elf Uhr gaben die Trompeter, die auf den Wällen standen, das Zeichen der Ankunft der Herrschaften, und endlich kam der königliche Zug durch das Rathelinenthor in die Stadt.

Vier Herolde auf schönen, weißen Pferden ritten voraus; an ihren Trompeten hing das Banner Philipps des Schönen, ihres Gebieters, mit goldenen Lilien auf blauem Felde. Sie bliesen einen schönen Marsch und entzückten die Zuhörer durch ihre prächtigen Weisen.

Zwanzig Schritte hinter diesen Herolden ritt König Philipp der Schöne auf einem hohen Rosse einher. Unter allen Rittern, die ihn begleiteten, war nicht ein einziger, der ihn an Schönheit übertroffen hätte; schönes, schwarzes Haar wallte in leichten Locken auf seine Schultern herab und spielte schmeichelnd um seine zarten Wangen. Die bräunliche Farbe, welche über sein ganzes Gesicht verbreitet war, gab demselben einen hinlänglich männlichen Ausdruck; sein Lächeln war sanft und seine ganze Erscheinung äußerst angenehm. Seine hohe schöne Gestalt und edele Haltung machten ihn zum vollkommensten Ritter seiner Zeit. Deshalb wurde er denn auch in ganz Europa der Schöne genannt. Seine Kleidung war reich mit Gold und Silber gestickt, aber dennoch nicht mit Verzierungen überladen. Der versilberte Helm, welcher sein Haupt bedeckte, war mit einem großen Federbusche geschmückt, der bis auf den Rücken seines Pferdes herabhing.

Neben ihm ritt die stolze Johanna von Navarra, seine Gemahlin. Sie saß auf einem falben Zelter und war ganz mit Gold und Edelsteinen bedeckt. Ein langes Reitkleid von Goldstoff, welches auf der Brust mit einer silbernen Schnur eingefast war, fiel in schweren Falten bis auf die Erde und glänzte lebhaft mit seinen tausend schillernden Verzierungen. Perlen und allerlei Knöpfe und Eicheln, von den köstlichsten Stoffen gemacht, hingen in Übermaß an ihr und ihrem Zelter, der diese Schätze trug. Man konnte in ihren Zügen

lesen, daß dieser siegreiche Einzug ihrem stolzen Herzen schmeichelte. Sie blickte mit Hochmuth auf das überwundene Volk, welches in die Fenster, auf die Pumpen, ja sogar auf die Dächer gestiegen war, um den Zug sehen zu können.

An der andern Seite des Königs ritt Ludwig, sein Sohn. Der junge Fürst war trotz seiner hohen Stellung bescheiden und von gutem Charakter; Wohlwollen für seine neuen Unterthanen glänzte auf seinem Gesicht, und die Bürger sahen stets ein freundliches Lächeln in seinen Zügen. Er besaß die guten Eigenschaften seines Vaters, aber nicht den häßlichen Charakter seiner Mutter.

Unmittelbar nach dem Könige kamen einige Schildknappen, Pagen und Hofdamen; dann ein ganzer Zug Ritter, aufs prächtigste gekleidet. Unter diesen waren die Herren Enguerrand von Marigny, Chatillon, St. Pol, von Nesle, von Nogaret und mehrere andere. Die königliche Standarte und eine Menge kleiner Fahnen flatterten lustig in dem Zuge der edlen Ritter.

Jetzt folgte noch ein Trupp Leibwachen, alle zu Pferde, und wohl an dreihundert Mann stark. Sie waren ganz vom Kopf bis zu den Füßen mit Eisen bedeckt; lange Speere ragten wohl zwanzig Fuß über die Schar hinaus; sie trugen Helme, Harnische, Waffenröcke, Schilde und eiserne Handschuhe. Ihre schweren Pferde waren ebenfalls mit eisernen Platten bedeckt.

Die Bürger, die überall in Menge versammelt waren, betrachteten den Zug mit feierlichem Schweigen. Kein einziger Willkommensgruß erhob sich aus den Scharen, und nicht das geringste Zeichen von Freude gab sich kund. Durch diesen kalten Empfang fühlte sich Johanna von Navarra höchlichst beleidigt, und sie ward noch mehr erbittert, als sie bemerkte, daß viele sie ganz ohne Ehrerbietung betrachteten und durch ein verächtliches Lächeln ihren Haß gegen sie zu erkennen gaben.

Sobald der Zug an den Markt kam, setzten die Engel, welche auf den Marmorsäulen standen, ihre Posaunen an den Mund und bliesen ihren Willkomm, daß es über den ganzen Platz wiederhallte. Hierauf erhoben die Herren vom Magistrat mit einigen andern Aeltern den Ruf: „Frankreich! Frankreich! Es lebe der König! Es lebe die Königin!“

Die stolze Johanna entbrannte vor innerer Wut, als sie auch nicht eine einzige Stimme aus dem Volke oder aus den Zünften sich erheben hörte. Alle Bürger blieben bewegungslos stehen, ohne auch nur das geringste Zeichen von Ehrerbietung oder Freude kund zu geben. Die zornige Königin verbiß zwar für den Augenblick ihren Ärger, aber ihr Gesicht zeigte ihre Unzufriedenheit.

Ein wenig seitwärts neben dem Thron befand sich eine Menge Edeldamen, die alle auf den auserlesensten Zehlern saßen. Um die Königin Johanna mit der gehörigen Pracht zu empfangen, hatten sie sich mit Juwelen und kostbaren Schmucksachen so behängt, daß das Auge den Glanz ihrer Kleidung kaum ertragen konnte. Mathilde, die schöne, junge Tochter des Löwen von Flandern, stand vorn an und fiel der Königin zuerst in die Augen.

Ein langer, spitzer Hut von gelber Seide, seiner ganzen Länge nach mit rotsamtenen Bändern durchflochten, saß leicht auf ihrem Kopfe; unter demselben her ging ein Tuch von der feinsten Leinwand längs ihren Wangen, über Hals und Schultern, bis auf die Mitte des Rückens herab. Oben auf dem Hut, an einem goldenen Knopfe, hing ein durchsichtiger, mit tausend goldenen und silbernen Punkten durchwirkter Schleier, der auf dem Rücken des Zehlers je nach den Bewegungen der Jungfrau hin und her wehte. Ihr Oberkleid ließ einen Saß von blauem Sammet mit silbernen Schnüren sehen; es reichte nur bis an die Kniee und war von dem kostbarsten Goldstoff. Unter diesem Oberkleid kam ein grünes Atlasgewand hervor, welches so lang war, daß es, in reichen Falten herabhängend, die Erde berührte. Auf der Brust der jungen Edel dame, wo sich die beiden Enden einer kostbaren Perlen schnur vereinigten, glänzte eine Platte von gediegenem Golde, in welche der künstlich in Achat geschnittene schwarze Löwe von Flandern gefaßt war. Ein mit goldenen Schuppen bedeckter Gürtel, woran seidene und silberne Franzen hingen, wurde in der Mitte durch ein Schloß von zwei Rubinen zusammen gehalten.

Das Geschirr des Zehlers, der die liebliche Jungfrau trug, war ebenfalls über und über mit goldenen und silbernen Plättchen und Eiheln verziert.

Ebenso kostbar und prächtig waren die andern anwesenden Franen gekleidet.

Die Königin von Navarra kam mit dem ganzen Zuge in langsamem Schritte herangeritten und wandte das Auge mit unwilliger Neugierde auf diese Frauen. Als sie sich denselben auf eine bestimmte Entfernung genähert hatten, ritten ihr die Edel Damen mit vielem Anstand entgegen und bewillkommneten ihre neue Herrin mit einer Menge höflicher Redensarten. Nur allein Mathilde schwieg und betrachtete Johanna mit ernstem Ausdruck in ihren Zügen; es war ihr nicht möglich, die Frau zu ehren, welche ihren Vater hatte in den Kerker werfen lassen. Johanna bemerkte es. Sie richtete ihre stolzen Blicke auf die Jungfrau und wollte sie dadurch einschüchtern; aber sie täuschte sich, denn die Jungfrau senkte ihre Augenlider nicht, sondern sah die Königin stolz an. Diese, bereits durch die ungewohnte Pracht der Edel Damen aufgeregt, konnte sich nicht länger bezwingen. Mit sichtbarem Ärger wandte sie ihren Zelter um und rief, das Haupt nochmals nach den Damen wendend:

„Seht, meine Herren, ich glaubte, allein Königin in Frankreich zu sein; aber mich dünkt fast, daß die Flamländer, die in unseren Gefängnissen liegen, alle zusammen Prinzen sind, weil ich ihre Frauen hier gekleidet sehe wie Königinnen und Prinzessinnen.“

Diese Worte hatte sie so laut gerufen, daß alle die umstehenden Ritter, ja selbst einige Bürger dieselben verstanden hatten. Sie fragte sodann mit schlecht verborgenem Mißvergnügen den Ritter, der ihr folgte:

„Aber, Herr von Chatillon, was ist das für eine trotzig Jungfrau, die hier vor mir steht? — Sie trägt den Löwen von Flandern auf ihrer Brust. — Was bedeutet das?“

Chatillon näherte sich ihr und antwortete:

„Das ist die Tochter des Herrn von Bethune, Mathilde.“

Bei diesen Worten legte er seinen Finger auf den Mund, um der Königin Verstellung und Stillschweigen anzuraten. Sie verstand dies und gab ihre Zustimmung durch ein Lächeln zu erkennen, ein Lächeln voll grausamer Falschheit und häßlicher Nachsicht.

Wer in diesem Augenblick den Vorsteher der Weber betrachtet hätte, würde gesehen haben, wie starr sein eines Auge auf die Königin gerichtet war; kein Fältchen war auf ihrer Stirn erschienen und verschwunden, oder Defoninck hatte es bemerkt und in seinem Gedächtnis

verzeichnet. In ihren wechselnden Zügen hatte er ihren Zorn, ihre Wünsche und ihre Vorsätze bereits gelesen. Er wußte schon, daß Cha-tilkon der Vollstrecker ihrer Befehle sein sollte, und sann gleich auf Mittel, die List und Gewalt der Feindin unschädlich zu machen.

Kurz darauf saß das Fürstenpaar ab und bestieg die Bühne, die mitten auf dem Markte errichtet war. Die Edelknaben und Hofdamen scharten sich in zwei Reihen auf den Stufen; die edlen Ritter blieben zu Pferde um das Gerüst stehen. Nachdem nun jeder den ihm bestimmten Platz eingenommen hatte, traten die Herren vom Magistrat mit den Jungfrauen, welche die Stadt Brügge vorstellen sollten, vor und überreichten auf einem kostbaren Sammetkissen die Schlüssel der Stadt. Zur selben Zeit stießen die Engel nochmals in ihre Posaunen, und die Leliaarts riefen zum zweitenmal:

„Es lebe der König! Es lebe die Königin!“

Eine Totenstille herrschte unter den Bürgern, und es schien, daß sie sich absichtlich so ruhig verhielten, damit man ihre Unzufriedenheit um so besser bemerken möge.

Trotzdem empfing Philipp den Magistrat mit dem größten Wohlwollen und gelobte, für die Wohlfahrt Flanderns möglichst Sorge zu tragen. Dieses Versprechen war aufrichtig gemeint. Philipp war ein edelmütiger Fürst und ehrenhafter Ritter und würde vielleicht das Glück seiner Unterthanen sowohl in Frankreich als in Flandern zuwege gebracht haben, aber zwei Ursachen hinderten die Ausführung seiner guten Vorsätze: seine stolze Frau Johanna und seine Verschwendung.

Nachdem die Schlüssel überreicht waren, liehen die Herrschaften noch einige Zeit der Auredede des Magistrats ein gnädiges Ohr und verließen dann den Thron. Alles stieg zu Pferde, und der Zug ritt langsam durch die übrigen Straßen der Stadt zum Prinzenhof, um hier mit den vornehmsten Herren und Leliaarts das Mittagsmahl einzunehmen.

Währenddes kehrten die Zunftgenossen nach Hause zurück, und das Fest nahm ein Ende.

Des Abends, lange Zeit nachdem die Gäste sich entfernt hatten, war die Königin allein in ihrem Schlafgemach. Sie hatte bereits die lästigen Prachtgewänder abgelegt. Ihre hastigen Bewegungen und der

unzufriedene Ausdruck ihrer Züge gaben die größte Ungeduld und Erregung zu erkennen.

Sie wandelte hastigen Schrittes im Zimmer auf und ab und bewegte ihre Hände mit heftiger Gebärde. Endlich sprach sie mit gedämpfter Stimme:

„Wie! Dies kleine, erbärmliche Volk soll mich, die Königin Frankreichs, verhöhnen dürfen? Ein trotziges Mädchen wagt es, meinen Blick zu erwidern?“

Jetzt vernahm sie Tritte im Vorzimmer.

Die aufgeregte Fürstin eilte zum Spiegel und veränderte ihre ganze Haltung; sie gab ihren Zügen einen gemessenen Ausdruck und erschien durchaus nicht mehr aufgeregt. In der Kunst der Verstellung, dieser größten Untugend der Frauen, war Johanna von Navarra vollendet.

Alsbald trat Chatillon in das Zimmer und bog ein Knie vor der Königin.

„Herr von Chatillon,“ sprach sie, ihn mit der Hand aufhebend, „es scheint, daß Sie meine Wünsche nicht sehr beachten. Habe ich Sie nicht vor zehn Uhr hierher beschieden?“

„Es ist wahr, Madame, aber der König, mein Herr, hat mich wider meinen Willen bei sich behalten, so sehr ich verlangte, Ihrem königlichen Befehle Folge zu leisten.“

„Ihre Ergebenheit, mein Herr, ist mir sehr angenehm; auch habe ich mir vorgenommen, Sie heute für Ihre treuen Dienste zu belohnen.“

„Gnädige Fürstin, es ist schon eine hohe Gnade für mich, Ew. Majestät folgen und dienen zu dürfen; ich verlange nichts weiter.“

Die Königin lächelte und sah mißbilligend auf den Schmeichler nieder; denn sie erkannte, wie sehr sein Herz seine Worte Lügen strafte. Dann sagte sie mit Nachdruck zu ihm:

„Und wenn ich das Land Flandern Ihnen als Lehen geben wollte?“

„Falls Ew. Majestät geruhen wollten, mich mit diesem Vertrauen zu beehren, so würde ich es nicht wagen dürfen, Ihrem königlichen Willen eigenmächtig zu widerstehen. Mit dankbarer Unterwerfung würde ich diese hohe Gunst hinnehmen und Ihre großmütige Hand mit ehrerbietiger Liebe küssen.“

„Hören Sie, Herr von Chatillon,“ rief die Königin mit Unge-

duld, „es beliebt mir nicht, Ihre Höflichkeit auf die Probe zu stellen; deshalb würde es mir mehr zusagen, wenn Sie Ihre Redensarten beiseite ließen. Was dünkt Ihnen von meinem Einzug hier? Hat Brügge nicht die Königin von Navarra überherrlich empfangen?“

„Ich bitte Sie, durchlauchtige Michte, lassen Sie diesen bitteren Scherz! Mir ist der Hohn, der Ihnen widerfahren, tief zu Herzen gegangen!“

„Kennen Sie Ihre Michte, Herr von Chatillon? Ist Ihnen das stolze Herz der Königin von Navarra bekannt?“

„Wahrlich, o Fürstin, der edelste und löblichste Stolz; denn wer eine Krone trägt, ohne ihr Achtung zu verschaffen, verdient nicht, sie länger zu behalten.“

„Wissen Sie auch, daß eine geringe Rache mir nicht genügt? Die Strafe derer, die mich beleidigen, muß meiner Stellung angemessen sein. Ich bin Königin und Weib: das ist genug für Sie, um zu wissen, wie Sie sich zu verhalten haben, wenn ich Sie zum Landvogt von Flandern bestelle.“

„Es ist unnötig, daß Ew. Majestät sich länger deshalb Sorge machen; seien Sie versichert, daß Ihre Rache vollständige Befriedigung finden soll!“

„Herr von Chatillon, lassen Sie die schlaueste Politik Ihre Schritte leiten! Ziehen Sie den Strick nicht mit einem Male um ihren Hals zusammen, sondern benehmen Sie ihnen den Mut durch langsame Erniedrigung! Berauben Sie sie allmählich des Geldes, welches sie zum Widerstande antreibt, — und wenn Sie sie an den Pflug gewöhnt haben, drücken Sie das Joch so fest, daß ich mich an ihrer Erniedrigung triumphierend weiden kann! Zu rascherem Erfolge wird es ratsam sein, einen gewissen Dekoninck von der Vorsteherchaft der Weber zu entfernen und nie andere, als Franzosen oder Freunde derselben, zu einflußreichen Ämtern zuzulassen.“

Chatillon horchte aufmerksam auf den Rat der Königin und verwunderte sich über ihre Schlaueit.

Er antwortete mit sichtbarer Freude:

„Ich empfangе dankbar die Ehre, die Ew. Majestät mir erzetigt, und werde nichts versäumen, um als treuer Diener dem Räte meiner Fürstin zu folgen. Haben Sie mir noch Befehle zu geben?“

Diese Frage zielte auf die junge Mathilde. Chatillon wußte wohl, daß diese Jungfrau den Bohn der Königin auf sich geladen hatte. Johanna antwortete:

„Ich glaube, es wäre wohl rätlich, die Tochter des Herrn von Bethune nach Frankreich zu führen; denn sie hat auch schon die flämische Starrköpfigkeit angenommen. Es wird mir angenehm sein, sie am Hofe zu haben. Doch hiervon nun genug! — Sie begreifen meine Pläne. Morgen verlasse ich dieses verwünschte Land, denn zu lange schon habe ich den Hohn erduldet. Raoul von Nesle folgt uns; Sie bleiben als Statthalter in Flandern mit der Vollmacht, das Land nach Ihrem Willen zu regieren.“

„Oder vielmehr dem Willen meiner königlichen Nichte gemäß,“ fiel Chatillon ihr schmeichelnd in die Rede.

„Es sei so!“ fuhr Johanna fort. „Ich freue mich Ihres guten Willens. Zwölfhundert Reiter sollen Ihnen zur Seite bleiben, um Ihren Befehlen Nachdruck zu verschaffen! — Es beliebe Ew. Edeln, mich nun die nötige Ruhe genießen zu lassen! Ich wünsche Ihnen gute Nacht, mein trefflicher Oheim!“

„Ein guter Engel bewahre Ew. Majestät!“ sprach Chatillon, sich verneigend, und hiermit verließ er das Gemach der bössartigen Frau.

## 8. Dekonincks Gefangennahme und Befreiung.

Chatillon war zu Kortryk, und der Einzug der fremden Fürsten war vergessen, als eines Morgens um zehn Uhr vor dem Stadthaus auf dem Pui ein Ausrufer erschien und mit einigen Posaunenstößen das Volk zusammenrief. Als er sich von einer gehörigen Anzahl Zuhörer umgeben sah, zog er ein Schriftstück aus der Tasche und las mit lauter Stimme:

„Es wird jedem Bürger kund und zu wissen gethan, daß der Magistrat beschlossen hat, wie folgt:

daß eine außergewöhnliche Besteuerung festgesetzt ist zur Deckung der Kosten, die durch den Einzug unseres gnädigsten Fürsten Philipp, Königs von Frankreich, entstanden sind;

daß jeder Eingeseffene der Stadt Brügge hierzu acht Groschen bezahlen soll, ohne Unterschied des Alters, für jeden Kopf;

daß die Zollbeamten am nächsten Samstag jene Gelder an den Thüren in Empfang nehmen sollen — und daß diejenigen, welche listiger oder gewaltthätiger Weise sich der Zahlung widersetzen würden, hierzu durch den Herrn Amtmann gesetzlich gezwungen werden sollen!“

Die Bürger, welche jene Bekanntmachung anhörten, sahen sich mit Verwunderung an und murrten im stillen gegen das willkürliche Gebot. Unter ihnen befanden sich auch einige Mitglieder der Weberzunft. Diese gingen ohne Verzug zu ihrem Vorsteher, um ihn schleunigst davon in Kenntniß zu setzen.

Dekoninck vernahm die Nachricht mit innerem Verdruß. Der gegen die Vorrechte der Gemeinde geführte Streich erregte in ihm großes Mißtrauen. Sofort berief er den Zunftdiener zu sich und gab ihm folgenden Befehl:

„Gehe schleunigst zu allen Meistern und entbiete sie in meinem Namen zum Pand! Augenblicklich möchten sie ihr Geschäft verlassen, denn die Sache erheische Eile!“

Der Weberpand war ein geräumiges Gebäude mit rundem Giebel. Durch ein einziges, großes Fenster, worüber das Wappen der Zunft angebracht war, fiel das Licht in das erste Stockwerk der Vorderseite. Über dem Thore war St. Georg mit dem Drachen künstlich in Stein gehauen. Im übrigen war der Giebel ohne Zierat. Schwerlich hätte man aus dem Äußern jenes Baues erraten können, daß die reichste Zunft in Flandern hier ihre Zusammenkünfte hielt; denn viele der umstehenden Häuser übertrafen denselben an Größe und Pracht.

Obgleich das Gebäude in manche größere und kleinere Räume geteilt war, so blieb doch keiner leer oder unbenutzt. In einer geräumigen Kammer des zweiten Stockwerks konnte man die Probestücke der Meister und Gesellen hängen sehen. In einem andern Gemach waren die Werkzeuge der Weber, Tuchwalter und Färber ausgestellt. Ein drittes Zimmer war zur Aufbewahrung der Prachtkleider und Festwaffen der Zunft bestimmt.

Der große Versammlungsaal der Meister lag vorn an der

Straße. Alle Veränderungen, welche die Wolle erleiden muß, vom Schafhirten bis zum Weber, vom Färber bis zu dem fremden Kaufmann, der aus fernen Landen kam, das flämische Tuch gegen Gold einzukaufen, waren auf den Wänden abgebildet. Einige eichene Tische und viele schwere Sessel standen auf dem mit Quadersteinen belegten Boden des Saales. Sechs mit Sammet ausgeschlagene Lehnstühle bezeichneten die Plätze der Vorsteher und Altmeister im Hintergrunde des Gemaches.

Kurze Zeit nach Aussendung des Dieners war schon eine große Anzahl Weber in dem Saal vereinigt. Obgleich sich die meisten in bitteren Worten über den Magistrat ausließen, waren dennoch einige da, die nicht sehr zum Widerstand geneigt schienen. Während die Zahl der Meister beständig wuchs, kam Dekoninck in den Saal und schritt langsam durch seine Genossen auf den großen Sessel zu, der für ihn bestimmt war. Die Altmeister setzten sich neben ihn; die übrigen blieben meistens bei ihren Lehnstühlen stehen, um auf der gefurchten Stirn ihres Vorstehers den Sinn seiner Worte um so besser lesen zu können. Es waren ihrer sechzig an der Zahl.

Sobald Dekoninck die Aufmerksamkeit seiner Genossen auf sich gerichtet hatte, streckte er mit einer kräftigen Bewegung seine Hand aus und sprach:

„O Brüder, achtet auf meine Worte, denn die Feinde unserer Freiheit — die Feinde unserer Wohlfahrt wollen uns von neuem in Bande schlagen! Der Magistrat und die Reliaarts haben dem fremden Gebieter mit ungewohnter Pracht geschmeichelt; sie haben uns zur Errichtung von Prunkgerüsten gezwungen, und nun verlangen sie, daß wir ihre sinnlose Verschwendung mit dem Lohne unserer Arbeit bezahlen! Dieses widerspricht den Vorrechten der Stadt und der Zunft. Meine Brüder, versteht mich wohl und werft mit mir einen Blick in die Zukunft! Wenn wir diesmal dem willkürlichen Gebot Gehorsam leisten, wird unsere Freiheit bald unter die Füße getreten werden. Dies ist der erste Versuch — das erste Stück des Sklavenjoches, welches man unserm Nacken aufbürden will.“

Hier wurde Dekoninck von einem Weber, Namens Brakels, der schon zweimal Vorsteher gewesen war, mit folgenden Worten unterbrochen:

„Sie sprechen immer von Sklaverei und Rechten! Aber wer sagt denn, daß der Magistrat uns zu kurz thun will? Ist es nicht besser, die acht Groschen zu zahlen und Ruhe zu behalten? Den Sie können doch wohl voraussehen, daß sonst Blut vergossen werden wird. Wollte man Ihnen Glauben schenken, so würden die Weber mehr mit dem Goedendag, als mit dem Weberschiff zu schaffen haben; aber ich hoffe, daß unter unsern Meistern noch mehr gescheite Leute sind, die Ihrem Räte nicht folgen.“

Mit scharfforschendem Auge hatte Dekoninc die Mienen aller beobachtet. Schmeichelhaft war für ihn die Überzeugung, daß nur wenige auf der Seite seines Gegners standen. Er antwortete:

„Es steht ausdrücklich im Gesetz, daß man dem Volke ohne dessen Zustimmung keine neue Lasten aufbürden darf. Es ist wahr, daß für einen Menschen, der nicht weiter in die Zukunft sieht, acht Groschen keine große Summe ausmachen; aber die Vorrechte, die uns zur Schutzwehr gegen die Herrschaft der Lektiaarts dienen, sollten wir die zerstören lassen? Nein, das wäre feig und höchst unvorsichtig. Wer deshalb ein Männerherz hat, bezahle die acht Groschen nicht! Wer das echte Klauwaarts-Blut in sich strömen fühlt, der erhebe den Goedendag und verteidige die Rechte des Volkes! . . . Die Abstimmung entscheide hierüber, denn mein Rat ist kein Befehl!“

Hierauf nahm Brakels nochmals das Wort:

„Sie geben uns einen verderblichen Rat. An Meuterei und Blutvergießen haben Sie Vergnügen, damit Sie als Anführer der Unnwälzung überall genannt werden; aber wäre es nicht viel weiser, uns der französischen Herrschaft als getreue Unterthanen zu unterwerfen und auf diese Weise unsern Handel auch auf dieses große Land auszudehnen?“

„Ja!“ rief Dekoninc voll heiligen Zornes, „ist denn alle Liebe zur Freiheit und zu Ihrer Vaterlande in Ihrer Brust erstorben? Wollen Sie aus Geldgier denen die Hände küssen, die Sie in Ketten schmieden? Nein, o Brüder, das leidet nicht — besleckt euren Namen nicht mit dieser Schmach! Möge das Blut der Kinder des freien Brügge nochmals für das Recht strömen! — Um so schöner prangt die rotfarbige Standarte, um so fester wird des Volkes Recht besiegelt!“

„Ich wiederhole es,“ unterbrach ihn Brakels abermals, „was

Sie auch sagen mögen, es ist keine Schande für uns, unter einem fremden Fürsten zu stehen; im Gegentheil sollten wir uns freuen, daß wir nun einen Teil des großen Frankreichs ausmachen. Was kümmert sich eine handeltreibende Nation darum, unter wem sie ihren Reichtum vermehrt? Mohammeds Gold ist so gut, wie das unsrige."

„O Schande,“ seufzte Dekoninck, schmerzlich bewegt, „ein Lellaart hat in der Versammlung der Weber gesprochen, — der Fleck ist unaus- tilgbar.“

Eine ungestüme Bewegung verbreitete sich unter den zahlreichen Webern, und die meisten blickten mit flammendem Auge auf Meister Brakels.

Auf einmal erhob sich fast allgemein der Schrei: „Er sei ausge- stoßen, der Lellaart!“

Dekoninck mußte seinen ganzen Einfluß gebrauchen, um die Ruhe wiederherzustellen. Dann ward abgestimmt, ob man Meister Brakels von der Zunft ausschließen, oder ihn zu einer Buße von vierzig Pfund Wachs verurteilen sollte.

Während der Schreiber mit der Abstimmung beschäftigt war, stand Brakels ganz ruhig vor dem Vorsteher. Er vertraute auf seine früheren Anhänger; aber er täuschte sich gewaltig, denn der Name Lellaart, der von allen als Schimpf angesehen wurde, hatte ihm keinen einzigen Freund gelassen. Alle Stimmzettel trugen das Urteil: „Ausgestoßen“, und dieses Ergebnis wurde mit allgemeinem Jubel begrüßt.

Jetzt entflammte Brakels Zorn; er stieß ungestüme Drohungen und Scheltworte gegen Dekoninck aus. Der Vorsteher blieb mit der größten Ruhe auf seinem Stuhle sitzen, ohne auf die Lästereien seines Gegners zu antworten. Hierauf kamen zwei starke Gefellen, die als Thürwarter angestellt waren, zu dem Ausgestoßenen und befahlen ihm, auf der Stelle die Versammlung zu verlassen. Voll bitterm Är- gers gehorchte er diesem Gebot und lief, von Rachsucht angetrieben, zu Johannes von Gistel, dem Oberzöllner, welchen er von dem Widerstande des Vorstehers der Weber in Kenntnis setzte.

Dekoninck sprach noch lange mit seinen Genossen, um sie zur Verteidigung ihrer Rechte zu ermutigen; dennoch verlangte er keinen Aufstand, sondern empfahl ihnen nur, sich mit der Verweigerung der acht Groschen zu begnügen, bis er sie zu den Waffen rufen würde.

Hierauf gingen sie auseinander, und ein jeder schlug den Weg nach seinem Hause ein. Defoninc ging, in tiefes Nachdenken versunken, durch die alte Sackstraße, um sich zu seinem Freunde Brehdel zu begeben. In dem Augenblicke, als er beinahe die Fleischerstraße erreicht hatte, ward er von etwa zehn Bewaffneten umringt. Die Hände wurden ihm, wie einem Missethäter, auf den Rücken gebunden, und man überhäufte ihn mit den größten Schmähungen. Dies alles ertrug er mit der größten Geduld und ohne Murren; denn er wußte wohl, daß aller Widerstand hier nutzlos war. Er ließ sich von den mit Streitärzten bewaffneten Gerichtsbedienten durch die Straßen führen, ohne auf die Ausrufungen des erstaunten Volkes zu achten. Endlich brachte man ihn in den obern Saal des Prinzenhofes.

Hier waren die vornehmsten Veltaarts und der Magistrat versammelt. Der Oberzöllner Johannes von Gistel bekleidete unter ihnen den höchsten Rang; er war auch der wärmste Freund der Franzosen. Sobald er Defoninc vor sich sah, sprach er voll Zornes:

„Wie wagen Sie es, die gesetzliche Macht des Magistrats zu verkennen, Sie stolzer Bürger? Es wird nicht lange dauern, so werden Sie Ihren Ungehorsam am Galgen büßen.“

Defoninc antwortete ruhig:

„Mir ist die Freiheit des Volkes teurer, als das Leben.“

„Das Reich des Volkes hat ein Ende. Unter der Herrschaft der Franzosen muß ein Unterthan seinem Herrn gehorchen. Die Vorrechte, welche Sie schwachen Fürsten mit Gewalt abgetrogt haben, sollen eingeschränkt werden; denn Sie werden gar zu hochmütig!“

„Die Freiheit haben wir mit dem Schweiße unseres Angesichts, mit unserm Herzblut erkaufte — und Sie sollten sie vernichten?“

„Ihre Worte und Drohungen sind leerer Dunst, Meister! Wir werden von den französischen Truppen Gebrauch machen, um Ihrer Freiheit die Flügel zu beschneiden. Andere Gesetze werden die Gemeinden beherrschen, denn die Starrköpfigkeit hat lange genug gedauert. Brügge wird demütig seinen Nacken beugen, und Sie — werden das Sonnenlicht nicht mehr erblicken.“

„Sie Tyrann,“ rief jetzt der Vorsteher der Weber, „Sie Schande von Flandern! Ist das Grab Ihrer Väter nicht in diesem Boden gegraben? Ruhen ihre heiligen Gebeine nicht in dem Schoß des Lan-

des, welches Sie den Fremden verschachern? Die Nachwelt wird das Urtheil über Sie sprechen, und Ihre Kinder werden den Fluch über Ihren Verrat in den Chroniken niederlegen."

"Es ist Zeit, Ihren lächerlichen Lasterungen ein Ende zu machen," rief von Gistel. "Man werfe ihn in den Kerker der Missethäter, bis der Galgen ihn empfängt!"

Auf diesen Befehl ward Dekoninc die Treppen des Saales hinab in ein unterirdisches Verließ geführt. Ein eiserner Gürtel umschloß ihn, und eine Kette fesselte seinen linken Fuß an seine rechte Hand. Nachdem ihm noch Wasser und Brot gegeben war, wurde der Kerker geschlossen, und er blieb allein an diesem dunklen Orte.

Die Beldiaarts hatten schon lange unter sich einen verrätherischen Anschlag entworfen; sie vermochten bisher ihrer Herrschaft in Brügge keine feste Grundlage zu verschaffen; denn da alle Bürger bewaffnet waren, konnte man dieselben nicht zur Ausführung der Befehle zwingen. Sie waren deshalb mit dem Landvogt von Chatillon übereingekommen, des andern Tages in aller Frühe die Bürgerschaft zu überfallen und zu entwaffnen. Chatillon sollte zur selben Stunde mit fünf- hundert französischen Reitern vor den Thoren stehen. Um aber das Volk seines letzten Erretters zu berauben, hatten sie Dekoninc gefangen genommen. Was Brakels ihnen über den Vorstand der Weber hinterbracht hatte, diente ihnen nur zum Deckmantel.

Die Versammlung im Prinzenhof wollte sich gerade trennen, als die Thüre des Saales aufflog und ein Mann sich mit Gewalt durch die Thürsteher drängte. Er näherte sich mit stolzen Schritten dem Magistrat und rief:

"Die Günstige von Brügge lassen Sie fragen, ob Sie Dekoninc loslassen wollen oder nicht? Bedenken Sie sich nicht lange, das rate ich Ihnen!"

"Meister Breydel," antwortete von Gistel, "Sie haben keine Erlaubnis, in diesen Saal zu treten; verlassen Sie denselben schleunigst!"

"Ich frage Sie," wiederholte Jan Breydel, "ob Sie den Vorsteher der Wollweber loslassen wollen?"

Von Gistel flüsterte leise einer der Magistratspersonen etwas ins Ohr und rief dann:



Table to Durch v. L. H. M. A. W. L. E. N. R. E. S. M. A. N. S. I. M. I. S. T. O. B. E. R. G.

Dekonincks Gefangennahme.

„Wir antworten auf die Drohungen eines starrköpfigen Schurken mit der Strafe, die sie verdienen. Man nehme ihn gefangen!“

„Ha, ha, man nehme ihn gefangen?“ rief Brehdel lachend. „Wer soll mich denn gefangen nehmen? Es sei Ihnen hiermit gesagt, daß die Bürgerschaft im Begriffe steht, sich mit Gewalt des Prinzenhofes zu bemächtigen, und daß euer aller Leben für das Leben des Vorstehers der Weber einsteht!“

Inzwischen waren einige Wachen herangekommen und hatten den Vorsteher der Fleischer beim Kragen gefaßt; ein anderer bereitete schon die Stricke, mit denen er gebunden werden sollte. Sobald aber Brehdel dieses gewahrte, entstieg ein dumpfer Laut, gleich dem Gebrüll eines Stieres, seiner Brust. Er blickte mit flammendem Auge seine Häsher an und rief:

„Denkt ihr, daß Jan Brehdel, ein Fleischer von Brügge, sich wie ein Kalb binden läßt? Ho, ho, das geschieht heute noch nicht!“

Auf diese Worte, die er mit fürchterlicher Wut ausgestoßen hatte, schlug er den Söldner, der ihn beim Wams festhielt, so gewaltig mit seiner Faust auf den Kopf, daß er wankend zu Boden stürzte. Wie ein Blitz fuhr er dann zwischen die erschrockenen Wachen und schlug eine große Menge derselben zu Boden. Als er zur Thüre gekommen war, drehte er sich um und schrie den Deliaarts heftig zu:

„Ihr sollt es büßen, ihr Halunken! Einen Fleischer von Brügge binden? O Schmach! Hört, die Trommel der Fleischer schlägt euren Todesmarsch!“

Er würde noch länger mit seinen Drohungen fortgefahren haben, aber er konnte sich gegen die herandringenden Wachen nicht mehr verteidigen und lief fluchend die Treppe hinab. Man hörte in diesem Augenblick an der anderen Seite der Stadt ein dumpfes Geräusch, wie fernen Donner. Die Deliaarts erblaßten und ließen sich durch Kriegsknechte bis zu ihren Wohnungen begleiten. Eine Stunde später war die ganze Stadt in Aufruhr. Die Sturmglocke wurde geläutet, die Trommeln der Zünfte ertönten durch alle Straßen, und ein furchtbares Getöse, gleich dem Geheul eines Orkans, verbreitete sich über die Stadt. Thüren und Fenster waren geschlossen, und die Wohnungen öffneten sich nur, um den bewaffneten Hausvater hinauszulassen. Die Hunde bellten fürchterlich, als ob sie den Nothschrei verstanden hätten, und ver-

einigten ihre rauhe Stimme mit dem Geschrei ihrer rachsüchtigen Gebieter. Zahlreiche Haufen Volkes liefen mit eiligen Schritten hin und her. Der eine hatte eine Keule, der andere einen Goedendag oder eine Streitart. Zwischen den wogenden Scharen konnte man die Fleischer leicht an ihrem blinkenden Schlachtbeil erkennen. Die Schmiede mit ihren großen Hämmern auf den Schultern begaben sich ebenfalls nach dem Versammlungsplatz bei dem Weberpand. Hier standen bereits unzählige Junftgesellen versammelt, und ihre Zahl wuchs fortwährend, je nachdem die angekommenen Freunde sich unter ihrer Fahne aufstellten.

Als der Haufen groß genug war, stieg Jan Breydel auf einen Wagen, der sich zufällig auf dem Platze befand, und schwang sein Schlachtbeil in furchtbaren Kreisen um sein Haupt.

„Männer von Brügge,“ schrie er, „es gilt hier Leben und Freiheit! Meister Defoninck liegt in Ketten; unser Blut ströme für seine Befreiung! Geschwind die Ärmel aufgestreift!“

Während die Fleischerzunft diesen Befehl ausführte, entblößte er selbst seine nervigen Arme bis an die Schultern und rief, vom Wagen springend:

„Vorwärts und Heil! Heil Defoninck!“

„Heil Defoninck!“ war der allgemeine Ruf. „Vorwärts! vorwärts!“

Die Scharen strömten gleich den rollenden Wogen der brausenden See zum Prinzenhof.

Sobald die Wachen dieser wütenden Menge ansichtig wurden, entflohen sie nach allen Seiten.

Stürmisch und wütend, wie ein gereizter Löwe, lief Breydel die Treppen hinauf und ließ die Thüren der Kerker mit Gewalt aufbrechen. Er fand sie aber alle leer. Als die Weber erfuhren, daß man ihren Vorsteher vergebens suchte, waren sie nicht mehr zurückzuhalten; statt noch ferner nach ihm zu suchen, liefen sie haufenweise nach den Wohnungen der vornehmsten Deliaarts und zertrümmerten daselbst alles. Dennoch glückte es ihnen nicht, einen einzigen Deliaart zu treffen, da diese den Besuch vorausgesehen hatten. Gerade als Breydel, voll Verzweiflung und Rachsucht, den Prinzenhof verlassen wollte, kam ein alter, greiser Tuchwaller zu ihm und sprach:

„Meister Breydel, Sie suchen nicht gut; es giebt noch einen Kerker an der andern Seite des Gebäudes, ein tiefes Loch, in dem ich schon ein Jahr meines Lebens zugebracht habe. Kommen Sie, belieben Sie mir zu folgen!“

Nachdem sie durch mehrere Gänge gekommen waren, gelangten sie an eine kleine, eiserne Thüre. Der alte Walker nahm einem der umherstehenden Schmiede einen großen Hammer aus den Händen und zertrümmerte das Schloß mit wenigen Schlägen; aber dennoch ging die Thür nicht auf. Von Ungeduld hingerissen, nahm Jan Breydel rasch den Hammer und schlug so gewaltig gegen die Thür, daß alle Klammern zugleich aus der Thür sprangen. Sobald die Thür zusammengefallen war, konnte man in den Kerker sehen.

Dekoninck stand in einem Winkel, mit einer schweren Kette an die Mauer gefesselt. Mit leidenschaftlicher Freude flog Jan Breydel auf ihn zu und umarmte seinen Freund wie einen wiedergefundenen Bruder.

„O Meister,“ rief er, „welch glückliche Stunde für mich! Ich wußte nicht, daß ich Sie so liebte.“

„Ich danke Ihnen, tapferer Freund!“ war Dekonincks Antwort, während er den Kuß des aufgeregten Fleischers erwiderte. „Ich wußte wohl, daß Sie mich nicht im Kerker sitzen lassen würden!“

Sich dann zu den Anwesenden wendend, rief er mit einer Begeisterung, welche die Herzen der Zuhörer heftig ergriff:

„O Brüder! Ihr habt mich heute vom Tode befreit. Euch weihe ich mein Blut — eurer Freiheit alle meine Seelenkräfte! Mögen die dunklen Gänge meines Gefängnisses diese Worte als einen unverbrüchlichen Eid wiederhallen: Mein Blut, mein Leben, meine Ruhe meinem Vaterlande!“

Der Ruf: „Heil Dekoninck! Heil! Heil!“ übertönte seine Stimme und hallte mächtig im Kerker wieder.

Der eiserne Gürtel ward abgeseilt, und Dekoninck trat mit Jan Breydel in das Hauptthor; aber nicht sobald hatte das harrende Volk die Fesseln an seinen Händen und Füßen bemerkt, als Thränen der Rührung und Wut den Augen der Zuschauer entströmten, und das Geschrei: „Heil Dekoninck!“ erschallte noch kräftiger. Auf einmal liefen eine Menge Weber zu Dekoninck und hoben ihn in ihrem Eifer auf den blutigen Schild eines erschlagenen Kriegsknechtes. Wie sehr sich



der Vorsteher auch gegen diese Ehrenbezeugung sträubte, so mußte er es dennoch zugeben, daß man ihn auf solche Weise triumphierend durch alle Straßen trug.

Es war ein merkwürdiges Schauspiel: Tausende von Menschen, mit Messern, Beilen, Speeren, Hämmern, Keulen und anderen zufälligen Waffen bewehrt, liefen schreiend und wie rasend über den Markt. Über ihren Häuptern auf dem Schilde saß Dekoninck, an Händen und Füßen noch gefesselt; neben ihm gingen die Fleischer mit bloßen Armen und blinkenden Beilen. Als dieses eine gute Stunde gedauert hatte, verlangte Dekoninck die Vorsteher und Anführer der Zünfte zu sprechen, da er mit ihnen über eine Sache von größter Wichtigkeit zu verhandeln habe. Er ersuche sie deshalb, am Abend in seine Wohnung zu kommen.

Kurz hierauf dankte er dem Volke und empfahl ihm, sich zu jeder Zeit gerüstet zu halten. Nachdem nun seine Hände und Füße von den Ketten befreit waren, wurde er unter dem Jauchzen der Brügger bis an die Thür seiner Wohnung in der Wollstraße begleitet.

## 9. Brügges Übergabe.

Des andern Tages vor Sonnenaufgang stand Jan von Gistel mit den Likaarts in voller Rüstung auf dem Genüßemarkte; wohl dreihundert Reiter und bewaffnete Diener waren dort versammelt. Das größte Stillschweigen herrschte unter dem kleinen Heere; denn, wenn ihr Anschlag glücken sollte, durften sie die Bürger von Brügge nicht wecken. Sie warteten geduldig die ersten Strahlen der Morgensonne ab, um das Volk zu überfallen und zu entwaffnen; demnächst wollten sie Dekoninck und Breydel wegen ihres aufrührerischen Wesens hängen lassen und die Zünfte zur Unterwerfung zwingen. Chatillon sollte desselben Tages seinen Einzug in die entwaffnete Stadt halten, und Brügge für immer eine andere Verfassung bekommen. Zum Unglück für sie hatte jedoch der schlaue Dekoninck ihr Geheimnis entdeckt und sich zum Kampfe vorbereitet. Zu der nämlichen Zeit und in derselben Stille standen die Weber und Fleischer mit den andern Zunftgenossen in der flämischen Straße. Dekoninck und Breydel gingen in einer kleinen Entfernung von der Schar auf und ab und entwarfen den Plan, nach



welchem sie handeln wollten. Während die Weber und Fleischer die Leliaarts angriffen, sollten die übrigen Gesellen sich der Stadthore bemächtigen und dieselben verschlossen halten, damit der Feind von außen keine Hilfe bekäme.

Kurz nachdem dies beschlossen war, läutete die Morgenglocke auf der St. Donatus-Kirche, und weithin schallte das Gestampf der Hufe Jans von Gistel.

Nun setzten sich auch die Zünfte in Bewegung und zogen mit der größten Stille den Leliaarts entgegen. Auf dem Markte bekamen die beiden feindlichen Haufen einander zu Gesicht. Die Französischgesinnten kamen eben aus der Breydelstraße, während die Zünfte noch in der flämischen Straße waren. Groß war die Bestürzung der Leliaarts, als sie bemerkten, daß ihr Geheimnis entdeckt war. Dennoch standen sie von ihrem Plane nicht ab, denn sie waren tapfere Ritter. Bald ließ die Kriegsdrummete ihre ermutigenden Klänge ertönen, und die Pferde flogen mit ihren Reitern gegen die noch in der flämischen Straße zusammengedrängten Bürger. Aber den gefällten Speeren der Leliaarts begegneten die Goedendags der Weber. Wie groß indessen auch der Mut und die Gewandtheit der Zunftleute war, so konnten sie dennoch wegen ihrer schlechten Stellung der Gewalt dieses stürmischen Angriffes nicht widerstehen. Fünf aus dem ersten Glied fielen tot oder verwundet zur Erde und gaben hierdurch den Reitern Gelegenheit, die Schlachordnung zu durchbrechen. Drei Abteilungen wichen zurück, und die Leliaarts, die sich bereits als Herren des Schlachtfeldes betrachteten, erhoben triumphierend den Schrei: „Frankreich! Frankreich!“ — Sie stachen und hieben links und rechts auf die Weber ein und bedeckten den Platz mit den Leichen der Bürger.

Da ersah Breydel die Gefahr der Weber. Er brüllte mit heiserer Stimme einige unverständliche Worte, und sich dann zu seinen Leuten wendend, rief er:

„Vorwärts, ihr Fleischer, vorwärts!“

Wie rasend flog er quer durch die Weber und stürmte mit all' den Seinigen auf die Reiter los. Der erste Schlag seines Beils ging durch die Nasenplatte und den Kopf eines Pferdes, und der zweite streckte dessen Reiter zu seinen Füßen hin. In einem Augenblick schritt er über vier Leichen. Dann wütete er weiter, bis er selbst eine kleine Wunde

an dem linken Arm bekam. Der Anblick seines eigenen Blutes brachte ihn ganz außer sich. Schäumend vor Wut und den Ritter, der ihn verwundet hatte, mit einem flüchtigen Blick erspähend, warf er sein Weil fort, bückte sich dann unter den Speer seines Feindes, sprang am Pferde hinauf und klammerte sich um den Sellaart. Wie fest dieser auch im Sattel saß, so mußte er doch der Gewalt des tollern Breydel weichen und fiel, aus dem Sattel gerissen, auf den Boden.

Bald konnte nichts mehr der Gewalt der Hüfte Widerstand bieten. Deshalb wandten die besiegten Ritter ihre Pferde und flohen. Die Weber und Fleischer verfolgten sie mit triumphierendem Geschrei, konnten sie jedoch nicht einholen, da alle gut beritten waren.

Beim Klang der Drommieten und dem Lärm des Kampfes war die ganze Stadt in Aufruhr geraten. Bald war alles in Bewegung. Tausende bewaffneter Bürger kamen aus allen Straßen herangelaufen, um ihren streitenden Brüdern beizustehen; aber der Sieg war bereits erfochten. Da die Sellaarts auf die Burg geflüchtet waren, wurde dieser Platz von den Junftgenossen auf allen Seiten umzingelt und bewacht.

Während dieses auf dem Markte vor sich ging, unringte der Landvogt von Chatillon die aufrührerische Stadt mit fünfhundert französischen Reitern. Er hatte vorausgesehen, daß die Brügger, ihrer alten Gewohnheit getreu, die Stadthore geschlossen haben würden, und sich deshalb auch zur Befestigung dieses Hindernisses vorbereitet. Sein Bruder, Gui von St. Pol, erschien auf seinen Befehl mit zahlreichem Fußvolk und den nötigen Sturmwerkzeugen. Die Spitzen der Speere und die Streitärzte glänzten in den ersten Strahlen der Sonne, und eine undurchdringliche Staubwolke erhob sich über den Pferden, welche die Sturmwerkzeuge zogen. Die wenigen Brügger, welche die Thore und Wällen bewachten, sahen nicht ohne Furcht die zahlreichen Haufen sich nähern. In wenigen Augenblicken verbreitete sich die traurige Märe durch die ganze Stadt, und die Herzen der Frauen ergriff Angst und Schrecken. Die bewaffneten Junftleute waren noch um die Burg versammelt, als die Nachricht von dem heranrückenden feindlichen Heere sie überraschte. Nachdem sie einige Mannschaften auf dem Platz gelassen, um einen Ausfall der verschanzten Sellaarts zu verhindern, liefen sie eiligst nach den Wällen und verteilten sich auf den bedrohten Mauern. Nicht ohne Furcht für ihre Geburtsstadt sahen sie, wie die französischen Söldner bereits be-

schäftigt waren, die Balken zu den furchtbaren Werkzeugen zusammenzufügen. Die Belagerer arbeiteten in geraumer Entfernung von den Mauern der Stadt; sie waren nicht im Bereich der Pfeile, die ihnen von denselben zugeschleudert wurden. Ruhig fuhren sie in ihren Arbeiten fort, während Chatillon mit seinen Reitern jeden Ausfall der Bürger verhinderte. Es dauerte nicht lange, als sich schon hohe Thürme mit Fallbrücken im Lager der Franzosen erhoben; Sturmrammen und Ballisten waren auch beinahe fertig, und alles verkündigte den Brüggen ein furchtbares Schicksal. Wie groß aber auch die Gefahr war, so konnte man doch in den Mienen der Kunstleute keine feige Furcht erkennen.

Ein einzelner Mann stand heiter und froh auf dem Walle. Bisweilen wandte er sein flammendes Auge vom Feinde auf das Schlachtbeil, welches in seiner starken Faust glänzte, und er streichelte dann mit zärtlicher Liebe den Mordstahl. Dieser Mann war der unverzagte Jan Breydel.

Die Vorsteher der Zünfte standen bei Defoninck und sahen stillschweigend seinem Rate und seinen Befehlen entgegen. Seiner Gewohnheit gemäß bedachte der Vorsteher der Weber sich lange und blickte ruhig und besonnen nach dem französischen Heere. Die Zeit wurde dem unruhigen Breydel sehr lang, und er rief ungeduldig:

„Nun, Meister Defoninck, was befehlen Sie denn? Sollen wir einen Ausfall machen?“

Der Vorsteher der Weber sah ein, daß es unmöglich war, der Gewalt der Feinde zu widerstehen, und daß die Stadt, wenn es zum Sturm käme, durch Feuer und Schwert vernichtet werden würde. Deshalb sprach er:

„Genossen, die Not ist dringend; unsere Stadt, die Blume von Flandern, ist verkauft gewesen, und wir haben es nicht gewußt. In dieser Lage kann allein Vorsicht uns helfen. Hier hilft kein Kämpfen . . .“

„Was? was?“ rief Breydel. „Hier hilft kein Kämpfen? Wer giebt Ihnen diese Worte ein?“

„Vorsicht und die Liebe zu meiner Vaterstadt,“ antwortete Defoninck. „Wir mögen als Flamländer auf den Trümmern unserer Stadt mit den Waffen in der Hand sterben — wir sind Männer. Aber unsere Frauen, unsere Kinder — sollen wir sie wehrlos der ausgelassenen Nach-

sucht unserer Feinde überliefern? Nein, der Mut ist dem Manne zur Beschützung seiner schwächeren Nebenmenschen verliehen . . . Wir müssen die Stadt übergeben!"

Die Umstehenden erschrakten bei diesen Worten, als wenn ein Blitz zwischen ihnen niedergefahren wäre, und sahen den Vorsteher mit zornigen Blicken an. Die Schmach schien ihnen zu groß, und alle riefen in der höchsten Aufregung:

„Die Stadt übergeben — wir?“

Dekoninck blieb kalt bei ihren vorwurfsvollen Blicken und antwortete:

„Ja, Genossen, es ist die letzte Zuflucht, unsere Stadt vor der Zerstörung zu retten.“

Jan Breydel hatte diese Worte mit bitterem Ingrimm vernommen. Als er bemerkte, daß bereits viele Vorsteher wankten und sich zur Unterwerfung neigten, trat er leidenschaftlich vor und rief:

„Den ersten von euch, Leute, der noch von Übergabe zu sprechen wagt, strecke ich als Verräter zu meinen Füßen nieder. Die Hand, die das Thor öffnet, soll nie wieder erhoben werden — mein Beil soll über die Feigheit richten!“

Voll Mut eilte er zu seinen Genossen, stürmte mit raschen Schritten vor ihren Gliedern auf und ab und brach dann los:

„Der Himmel sei uns gnädig, o Männer! Mein Blut kocht mir in den Adern, — o Schimpf, unerträglicher Schimpf! Die Weber wollen die Stadt übergeben. Ich aber beschwöre euch, Brüder, bleibt bei mir; wir wollen als echte Flamländer sterben! Seht den Boden, worauf wir stehen, — hier fielen unsere Väter! Wohlan, hier sei auch unser Grab! Ja, dies sei unser Grab und auch das der Franzosen! Unser Tod bleibe den feigen Webern eine ewige Schande! Wer kein echter Fleischer ist, mag nach Hause gehen! — Laßt hören, wer geht mit mir in den Tod?“

Die Fleischer erhoben ein furchtbares Geheul, und dreimal ertönte das furchtbare Wort: „Tod!“ aus siebenhundert wütenden Kehlen, und mit dem Rufen vermengte sich das schreckliche Getöse der Schlachtbeile, die sie auf dem stählernen Pfriem schliffen.

Unterdessen hatten sich die meisten Vorsteher durch Dekoninck überzeugen lassen. Sie beschloßen ohne Rücksicht auf Breydels Widerstand, mit dem Feinde in Unterhandlungen zu treten. Als aber der gereizte

Breydel ihre Absicht bemerkte, brüllte er vor Wut, gleich einem verwundeten Löwen, und rannte mit unverständlichem Geschrei auf Dekoninck los. Die Fleischer, die den Zorn ihres Vorstehers wahrgenommen hatten, folgten ihm voll Nachsicht.

„Tod! Tod!“ heulte der rasende Haufen. „Tod dem Verräter Dekoninck!“

Das Leben Dekonincks war in großer Gefahr; dennoch sah er die wütende Menge herankommen, ohne die geringste Furcht in seinen Zügen blicken zu lassen. Schon schwebte das Beil über dem Haupte des großen Mannes.

In diesem Augenblick verbreitete sich ein eigentümlicher Ausdruck über Jan Breydels Züge. Als ob er plötzlich aller Kraft beraubt worden wäre, ließ er das Beil schlaff an seiner Seite niedersinken. Er bewunderte die Größe des Mannes, dessen Ratschläge er nicht hatte annehmen wollen. Dies war aber nur ein flüchtiger Gedanke, da er die Gefahr seines Freundes sah. Er stieß den Fleischer, der sein Beil schon über dem Haupte Dekonincks schwang, zu Boden und schrie:

„Halt, ihr Männer! Halt!“

Dann stellte er sich drohend vor den Webevorsteher und schwang zornig sein Beil um sich. Da begriffen seine Gehülften, daß er Dekoninck schirmen wollte; sie senkten ihre Waffen und harrten mit drohendem Murren des weitem Verfolges.

In diesem Augenblick kam ein Herold aus dem französischen Lager. Er rief den Belagerten also zu:

„Im Namen des mächtigen Königs Philipp von Frankreich werdet ihr aufrührerischen Unterthanen durch meinen Feldherrn von Chatillon befragt, ob ihr die Stadt auf Gnade oder Ungnade übergeben wollt? Falls ihr nicht binnen zehn Minuten geeignete Antwort geben solltet, wird eure Feste durch Sturmwerkzeuge zerstört und alles durch Feuer und Schwert vernichtet werden.“

Alle, die diese Aufforderung vernommen hatten, wandten ihre Blicke auf Dekoninck. Denselben Mann, den sie soeben hatten töten wollen, schienen sie nun um Rat zu bitten. Selbst Breydel betrachtete ihn mit fragender Miene; doch keiner erhielt die gewünschte Antwort.

„Nun, Freund Dekoninck, wozu raten Sie denn?“ fragte er endlich. Da erst erhob der Vorsteher der Weber seine Stimme.

„Ihr alle seid meine Zeugen,“ rebete er die Menge an, „daß nur Liebe zum Vaterlande mich leitet. Für meine Vaterstadt habe ich mich eurer tollten Wut bloßgestellt, und so würde es mir auch nicht schwer werden, im Kampf mit dem Feinde zu fallen; aber die Beschützung der Perle Flanderns ist mir eine heilige Lebensaufgabe. Zum letzten Male sage ich euch: es ist unsere Pflicht, die Stadt zu übergeben.“

Wer bei dieser kurzen Rede Breydels Mienen beobachtet hätte, würde darin die leidenschaftlichsten Bewegungen wahrgenommen haben. Dann aber blieb er eine kurze Zeit wie in Gedanken verloren stehen.

Die Fleischer und die andern Zunftleute richteten ihre Augen in tiefem Schweigen wechselweise auf die beiden Vorsteher.

„Meister Breydel,“ rief Dekoninck, „wenn Sie die Ursache unseres Unterganges nicht sein wollen, so geben Sie rasch Ihr Jawort! Dort kommt der Herold der Franzosen zurück; die zehn Minuten sind vorüber!“

Breydel erwachte aus tiefem Nachsinnen und sprach mit trauriger Stimme:

„Sie wollen es, Meister? Muß es so sein? Wohlan so übergeben Sie die Stadt!“

Bei diesen Worten erfaßte er mit Rührung Dekonincks Hand; zwei Thränen innigen Schmerzes entfielen seinen Augen, und ein dumpfer Seufzer schlich über seine Lippen. Die beiden Vorsteher sahen sich mit einem Blicke an, worin sich ihr ganzer Seelenzustand spiegelte. Sie verstanden sich und schlossen einander gerührt in die Arme.

Da lagen die zwei größten Männer von Brügge — Heldennut und Vernunft — Brust an Brust, in gegenseitige Bewunderung versunken.

„O tapferer Bruder!“ rief Dekoninck. „Sie besitzen eine große Seele! Welch innern Kampf haben Sie durchgemacht! Aber Sie haben ihn bestanden!“

Angesichts dieses rührenden Auftritts durchzuckte ein Strahl der Freude die ganze Schar, und alle Uneinigkeit schwand aus den Herzen der tapfern Flamländer. Auf Dekonincks Befehl ertönte dreimal schmetternd das Horn der Weber, und ihr Herold rief den französischen Boten zu:

„Giebt Ihr Feldherr unserm Gesandten freies Geleite?“

„Er giebt sicheres Geleite nach Kriegsbrauch, auf seine Treue,“ lautete die Antwort.

Auf diese Zusicherung wurde das Fallgatter aufgezo- gen, die Brücke niedergelassen, und zwei Männer verließen die Stadt, Dekoninc und der Herold der Zünfte.

Im französischen Lager angekommen, wurden sie in das Zelt des Feldherrn von Chatillon geführt. Dekoninc näherte sich mit kühner Miene dem Landvogt und sprach:

„Herr von Chatillon, die Bürger von Brügge lassen Sie durch mich, ihren Gesandten, wissen, daß sie, um nicht vergebens Menschen- blut zu vergießen, beschlossen haben, Ihnen die Stadt zu überliefern, unter folgenden Bedingungen: daß die Kosten des königlichen Einzuges nicht durch eine neue Belastung der Bürger beschafft werden, daß der Magistrat abgesetzt und keine Untersuchung der Entstehung des Aufstuhes an- gestellt werde.“

Die Bünde des Landvogts verfinsterten sich.

„Wie wagen Sie es,“ rief er, „mir Bedingungen zu stellen, da ich nur meine Sturmwerkzeuge vorwärts zu bringen brauche, um Ihre Mauern in Trümmer zu verwandeln?“

„Das ist möglich,“ erwiderte Dekoninc „aber ich sage Ihnen, ehe ein Franzose unsere Wälle besteigt, sollen die Gräben unserer Stadt mit den Leichen Ihrer Leute gefüllt werden. Wir haben ebenfalls keinen Mangel an Kriegsgeräten, und die Geschichte bezeugt, daß die Brügger für ihre Freiheit zu sterben wissen.“

„Ja, ich kenne eure Starrköpfigkeit, aber die kümmert mich wenig, denn der Mut der Franzosen kennt keine Hindernisse. Ich will die Stadt auf Gnade und Ungnade haben, — das ist meine Antwort.“

Chatillon hatte beim Anblick der unzähligen Zunftleute und ihrer trotzigigen Haltung auf den Wällen bange Sorge gehabt. Die Vor- sicht ließ ihn die Übergabe der Stadt wünschen, und er war deshalb sehr erfreut, als die Ankunft Dekonincs seinen Wunsch zu erfüllen ver- sprach; aber die Bedingungen, die man ihm vorschlug, behagten ihm durchaus nicht. Er würde indes dieselben doch wohl zugestanden haben, wenn er dem Vorsteher der Weber nicht mißtraut hätte. Um nun zu ermitteln, ob die Brügger wirklich beabsichtigten, sich bis auf den Tod zu verteidigen, gab er mit lauter Stimme den Befehl, die Sturmwerkzeuge in Gang zu bringen.

Während der Unterhandlung hatte Dekoninck mit unverwandtem Blick den Ausdruck in des Feldherrn Zügen beobachtet und darin wahrgenommen, daß Chatillon einen Kampf nicht wünschte. Er bestand daher auf seinen Vorschlägen, ungeachtet der Anstalten, die schon zum Sturmlauf getroffen wurden.

Die kalte Standhaftigkeit Dekonincks täuschte den französischen Feldherrn. Er wurde überzeugt, daß die Brügger ihre Stadt mit Hartnäckigkeit verteidigen würden, und weil er sein ganzes Heer und das Land Flandern nicht aufs Spiel setzen wollte, so begann er mit Dekoninck über die Bedingungen der Übergabe zu unterhandeln. Nach langem Hin- und Herreden kamen sie endlich darin überein, daß der Magistrat im Amte bleiben sollte; die übrigen Punkte wurden den Brüggern zugestanden. Der Landvogt hatte seinerseits bedungen, daß er so viele Soldaten, wie er wolle, in die Stadt legen könne.

Als die Friedensverhandlung durch die beiden aufgesetzt und unterzeichnet war, kehrte Dekoninck mit dem Herold der Weber zur Stadt zurück. Die Bedingungen wurden in allen Straßen ausgerufen.

Eine halbe Stunde nachher hielt das französische Heer mit schallenden Posaunen und fliegenden Bannern einen siegesprunkenden Einzug; die Zunftleute dagegen zogen sich voll Trauer und Betrübniß in ihre Wohnungen zurück.

Der Magistrat und die Leljaarts kamen nun auch aus der Burg hervor, und über die Stadt verbreitete sich eine scheinbare Ruhe.

## 10. Ein Bote aus dem Kerker.

Da die Stadt Brügge sich jetzt ganz in der Macht der Franzosen befand, so begann Chatillon ernstlich an die Erfüllung der Wünsche der Königin zu denken. Zunächst wollte er seine Macht in Brügge befestigen und die Zünfte knechten; dann gedachte er die Tochter des Löwen von Flandern gefangen zu nehmen und der Königin zu überliefern.

Adolf von Nieuwland hatte beim Einzug der Franzosen die größte Sorge um Mathilde gehabt. Der tägliche Besuch und die ununterbrochene Wachsamkeit Dekonincks vermochten ihn anfangs nicht zu

beruhigen, und erst als mehrere Wochen hindurch von den Franzosen nichts Feindseliges unternommen wurde, begann er zu glauben, daß sie Mathilde von Bethune vergessen hätten. Sein kräftiger Körper und die sorgfältige Behandlung Meister Rogaerts hatten die Heilung seiner Wunden bewirkt; er bekam wieder Kraft und Farbe, aber eine tiefe Traurigkeit blieb ihm zurück. Der unglückliche Ritter sah nämlich die Tochter seines Fürsten und Wohlthäters täglich bleicher werden; matt und krank, wie eine welkende Blume, schwand Mathilde, von trüben Gedanken gefoltert, dahin. Bis jetzt hatte sie noch keine Kunde von ihrem Vater erhalten, und sie war wie auf immer von ihrer teuren Familie geschieden. Adolf suchte ihre Trauer zu verschuchen; er dichtete Verse und Lieder für sie, spielte auf der Harfe oder besang die Heldenthaten Kobrechts; aber dies alles hatte keine Wirkung auf die Stimmung des Mädchens; nichts konnte ihre düsteren Gedanken bannen.

Wenige Wochen nach seiner völligen Genesung wagte Adolf sich langsamen Schrittes aus der Stadt und wandelte sinnend vor den Thoren Brügges durch die Felder. Die Sonne stand schon tief am Himmel, und der Westen leuchtete in glänzenden Farben. Gesenkten Hauptes und von bitteren Gedanken erfüllt, schritt Adolf weiter, ohne auf den Weg zu achten.

Als er schon weit von der Stadt entfernt war, setzte er sich bend am Rande des Weges nieder. Während er so darsaß, kam jemand des Weges. Es war ein Mann in baumwollenem Mönchsgewande, mit einer weiten Kapuze, die bis auf den Rücken reichte; ein greiser Bart fiel auf seine Brust herab, und seine schwarzen Augen waren von starken Wimpern überdeckt; seine hohlen Wangen waren gebräunt und seine Stirn voll tiefer Furchen.

Langsamen Schrittes, wie ein müder Reisender, näherte sich der Mönch allmählich dem Plaze, worauf Adolf sich niedergelassen hatte, und blieb plötzlich vor ihm stehen. Ein Ausdruck freudiger Überraschung belebte seine Züge, die deutlich verrieten, daß jener ihm wohlbekannt war. Dennoch wurde seine Miene wieder ernst und kalt, als ob er sich verstellen wollte.

Adolf, der erst jetzt die Gegenwart des Mönches bemerkte, stand auf und begrüßte ihn mit höflichen Worten.

„Mein Herr,“ antwortete der Mönch, „eine weite Reise hat mich

ermüdet; die Annehmlichkeit Ihres Sitzes ladet auch mich zur Ruhe ein. Ich bitte, lassen Sie sich durch mich nicht stören!"

Er ließ sich auf den Rasen nieder und bedeutete Adolf mit der Hand, ein Gleiches zu thun. Dieser nahm voll Ehrfurcht seinen vorigen Platz wieder ein. Er glaubte, die Stimme des Fremdlings schon öfters gehört zu haben, schlug sich jedoch bald diesen Gedanken aus dem Sinne, weil er sich nicht des Priesters erinnern konnte.

Nach einer kleinen Weile, während welcher der Mönch den jungen Ritter mit durchdringendem Blicke ansah, fragte der erstere:

„Mein Herr, es ist schon eine geraume Zeit, daß ich Flandern verlassen habe; deshalb würde es mir angenehm sein, von Ihnen zu hören, wie es in unserer Stadt Brügge geht.“

„O mein Vater,“ antwortete Adolf, „es macht mich glücklich, Ihnen dienen zu können. In unserer Stadt Brügge geht es schlecht; die Franzosen haben sie bewältigt.“

„Das scheint Ihnen nicht zu gefallen, mein Herr? Ich habe aber doch vernommen, daß die meisten Edeln ihren rechtmäßigen Grafsen verleugnet haben.“

„Ach, das ist nur zu wahr; aber das flämische Blut ist nicht in aller Adern versiegt.“

Bei diesen Worten verbreitete sich eine sichtbare Freude über die Züge des Mönches.

Er antwortete:

„Es ist mir eine wahre Freude, einen Menschen zu finden, in welchem noch nicht alle Liebe zu dem unglücklichen Landesherrn Gwyde erloschen scheint. Gott lohne Ihnen Ihre Treue!“

„O mein Vater,“ rief Adolf, „ich schwöre Ihnen, daß der glücklichste Augenblick meines Lebens der sein würde, in welchem ich den letzten Blutstropfen für ihn dahingeben könnte.“

Der Mönch kannte das Menschenherz genug, um gewiß zu sein, daß die Worte des jungen Ritters aufrichtig gemeint waren.

Nach kurzem Nachdenken hob er an:

„Wenn ich Ihnen Gelegenheit gäbe, Ihrem eben geschworenen Eide gemäß zu handeln, würden Sie sich nicht zurückziehen?“

„Ich bitte Sie, mein Vater,“ rief Adolf flehentlich, „zweifeln Sie weder an meiner Treue, noch an meinem Mute. Sprechen Sie!“

„Hören Sie denn mit Aufmerksamkeit! Um empfangener Wohlthaten willen bin ich dem Fürsten von Flandern die größte Dankbarkeit schuldig, und diese trieb mich an, ihm in seiner Drangsal zu Hülfe zu eilen. Mit diesem Vorsatze verließ ich mein Kloster und begab mich nach Frankreich. Da gelang es mir durch Bitten, Geld und meinen geistlichen Stand, zu allen den edlen Gefangenen Zutritt zu erhalten, sodasß ich dem Vater die Worte des Sohnes und dem Sohne des Vaters Segen überbringen konnte. In dem Kerker des Louvre habe ich mit der armen Philippine geseufzt und geweint. So habe ich ihre Pein gelindert und ihre Einsamkeit auf kurze Zeit unterbrochen.“

„Seien Sie gesegnet, o edelmütiger Priester!“ rief Adolf. „Der Himmel wird's Ihnen lohnen; aber ich bitte Sie, wie geht's Herrn von Bethune?“

„Er sitzt im Turme zu Bourges, im Lande Berry. Sein Los könnte wohl noch schlechter sein, denn er ist von Banden und Ketten frei. Sein Gefangenwärter ist ein alter Soldat, der in dem sicilischen Kriege ritterlich unter dem Banner des schwarzen Löwen gekämpft hat; er ist eher sein Freund, als sein Wächter. Aber Herr Kobrecht ist Vater, und trübe Gedanken quälen sein Herz. Seine Tochter ist in Flandern geblieben, und er fürchtet, daß die türkische und grausame Königin von Navarra auch dieses Kind verfolgen und schweren Leiden preisgeben werde. Dieser schmerzliche Gedanke foltert den zärtlichen Vater, und sein Gefängnis wird ihm unerträglich. Erwägen Sie nun, ob Sie wirklich Ihr Leben für den Löwen, Ihren Herrn, zu wagen entschlossen sind! Der Gefangenwärter von Bourges will ihn auf sein Ehrenwort auf einige Zeit in Freiheit setzen, falls ein treuer und aufopfernder Unterthan aus Liebe zu ihm sich an seiner Statt einkerkern lassen will.“

Der junge Ritter warf sich vor dem Priester nieder und küßte ihm ehrerbietig die Hand.

„O selige Stunde,“ rief er, „wo ich Mathilde diesen Trost verschaffen kann! Ja, ich will die Ketten wie einen kostbaren Schmuck dankbar empfangen. Nichts soll mir so angenehm sein, wie die eisernen Bandel! — O Mathilde! Mathilde! Möchten dir die Lüfte diese erfreuliche Botschaft verkünden!“

Der Mönch ließ der Begeisterung des Ritters freien Lauf. Dann stand er auf und ging mit Adolf langsam der Stadt zu.

„Mein Herr,“ nahm er unterwegs das Wort, „wir müssen uns noch heute nacht entfernen, damit unser Geheimnis nicht entdeckt werde.“

„Je eher, desto lieber, denn meine Gedanken sind schon zu Bourges, bei dem Löwen von Flandern, meinem Herrn und Fürsten.“

„Sie sind jung, Herr Ritter, sonst gleichen Ihre Gesichtszüge denen Herrn Kobrechts; aber die Verschiedenheit der Jahre ist zu groß. Indessen soll Ihnen meine Kunst das fehlende Alter in wenigen Augenblicken geben. Ich kann Ihr Gesicht so sehr verändern, daß Sie sich selbst nicht wiedererkennen sollen. Aber können Sie mir nicht sagen, wo ein gewisser Adolf von Nieuwland wohnt?“

„Adolf von Nieuwland?“ rief der Ritter aus. „Ich bin's, der mit Ihnen redet.“

Der Priester blickte den Junker mit erheucheltem Staunen an.

„O, Sie sind Adolf von Nieuwland? Dann ist Mathilde von Bethune in Ihrer Wohnung!“

„Die Ehre ist meinem Hause zu teil geworden,“ antwortete Adolf. „Ihre Ankunft wird sie höchlichst erfreuen. Der Trost, den Sie bringen, kommt fast zu spät, denn sie trauert und siecht dahin, als ob sie sterben wollte.“

„Hier ist ein Brief von ihrem Vater, den Sie Mathilde geben können; denn ich höre wohl, daß es Ihnen eine Freude sein wird, ihr Trost zu bringen.“

Nun holte er ein mit einem seidenen Faden und Siegel verschlossenes Schreiben aus seinem Unterkleide hervor und übergab es dem Ritter.

Als sie in der Stadt bei Adolfs Wohnung angekommen wären, betrachtete der Mönch die Gebäude, als ob er sich dieselben merken wollte, und sprach:

„Gott geleite Sie! Heute abend komme ich wieder zu Ihnen!“

„Wollen Sie nicht mit mir zu der Jungfrau gehen? Nehmen Sie mit meiner Wohnung vorlieb, ich bitte Sie darum!“

„Ich danke Ihnen, Herr! Wichtige Pflichten erheischen anderswo meine Gegenwart. Gegen zehn Uhr treffe ich Sie wieder. Gott nehme Sie in seinen Schutz!“

Mit diesem Gruße verließ er den erstaunten Ritter und ging in die Wollstraße, wo er in Defonincks Hause verschwand.

Von Freude erfüllt über dies unerwartete Glück, das ihm wie ein goldener Traum erschien, klopfte Adolf mit der größten Ungebuld an seine Thür. Der Brief des Herrn von Bethune brannte ihm in der Hand, und als der Diener ihm öffnete, eilte er mit Ungeßüm ins Haus.

„Wo ist Mathilde? Wo ist Fräulein Mathilde?“ fragte er in hastigem Tone.

„Im Saal nach der Straße,“ entgegnete der Diener.

Der Ritter flog die Treppe hinan und öffnete stürmisch die Thür des Saales.

„O edle Mathilde,“ rief er, „trocknen Sie Ihre Thränen! Lassen Sie die reinste Freude Ihr Herz erfüllen! Hier ist ein glückliches Schreiben — sagt Ihr Herz Ihnen nicht, von welcher teuren Hand?“

Ehe er ausgesprochen hatte, lief Mathilde in der größten Aufregung ihm entgegen und entriß den Brief seinen Händen. Ein ungewöhnliches Feuer färbte ihre Wangen mit glühendem Rot, und Thränen der Freude entstürzten ihren Augen. Sie zerriß das gräßliche Siegel und las den Brief dreimal, ehe sie irgend etwas zu verstehen schien; — ach, sie verstand ihn nur zu wohl, das unglückliche Mädchen. Ihre Thränen strömten unaufhaltsam, aber aus anderen Gründen; denn nun war es keine Freude mehr, sondern herber Schmerz, der ihr diese Zähren entlockte.

„Herr Adolf,“ rief sie schmerzlich bewegt, „Ihre Freude zerreißt mir das Herz. Da . . . lesen Sie und weinen Sie mit mir über meinen unglücklichen Vater!“

Der Ritter nahm den Brief aus Mathildens Hand und ließ beim Lesen desselben das Haupt auf die Brust sinken. Anfangs glaubte er, daß der Priester ihn betrogen und zum Boten einer schrecklichen Nachricht gebraucht hätte; aber als er den ganzen Inhalt des Schreibens kannte, schwand dieser Argwohn.

„O edle Mathilde,“ rief er dann, „ein großes Glück kann ich Ihnen verheißten. Den Inhalt des Briefes kannte ich; aber der war nicht der Grund meiner Freude. Ich wiederhole es, trauern Sie

nicht mehr, denn Sie werden bald lange an Ihres Vaters Brust ruhen können!"

"O, welches Glück!" schluchzte Mathilde. "Sollte das wahr sein? Sollte ich meinen Vater sehen und sprechen? Aber warum peinigen Sie mich, Herr Adolf? Weshalb klären Sie mir dieses Rätsel nicht auf? O sprechen Sie, damit meine Zweifel schwinden!"

"So hören Sie! Ich saß vor dem Thore in tiefes Nachdenken versunken und betete für meinen unglücklichen Landesheerrn, als ich auf einmal einen Priester vor mir stehen sah. Ich dachte gleich, mein Gebet sei erhört, und es war auch so, denn aus seiner Hand empfing ich den Brief, und aus seinem Munde vernahm ich diese Nachricht: Ihr Vater kann sein Gefängnis auf einige Tage verlassen, aber ein anderer Ritter muß die Ketten für ihn annehmen."

"O welche Freude!" rief Mathilde aus. "Ich werde ihn sehen und sprechen. Aber wer wird die Stelle meines Vaters einnehmen wollen?"

"Der Mann ist schon gefunden," war des Ritters Antwort.

"Der Segen des Himmels möge ihm reichlich zuteil werden!" rief die Jungfrau. "Aber wer ist der edelmütige Ritter?"

Adolf ließ sich auf ein Knie vor der Jungfrau nieder und rief:

"Wer anders, als Ihr Diener Adolf, o edle Tochter des Löwen, meines Herrn!"

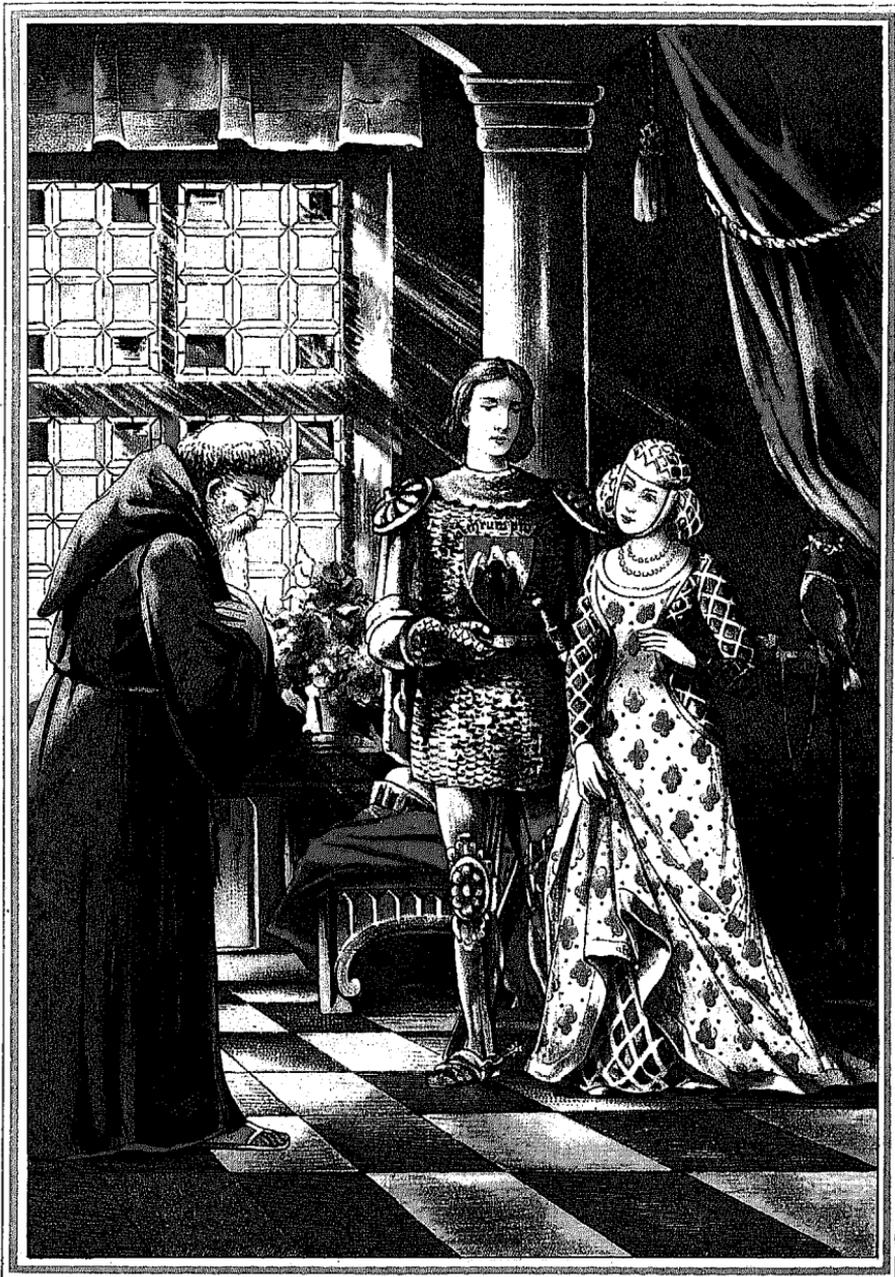
Mathilde betrachtete den Jüngling mit inniger Nührung, hob ihn vom Boden auf und sprach:

"Adolf, mein guter Bruder, wie kann ich Ihnen je Ihre Aufopferung lohnen? O, ich weiß, was Sie alles gethan haben, um mein Schicksal zu erleichtern. Und nun wollen Sie gar die Ketten meines Vaters auf sich nehmen und gehen vielleicht in den Tod, um mir einen glücklichen Augenblick zu bereiten?"

Ein ungewöhnliches Feuer erglänzte in den Augen des Ritters. Begeistert rief er:

"Sind Sie nicht der teure Sprößling des Löwen, des Fürsten, welcher der Ruhm meines Vaterlandes ist? Alles, was der Löwe liebt, ist mir heilig!"

Während Mathilde ihn mit Bewunderung ansah, kündigte ein Diener die Ankunft des Priesters an, und dieser wurde auf Adolfs Befehl in den Saal geführt.



Alle in Druck v. CARL MAYER'S KUNSTANSTALT, Nürnberg.

Ein Bote aus dem Kerker.

„Seien Sie gegrüßt, durchlauchtige Tochter des Löwen, meines Herrn!“ sprach er, sich ehrerbietig verbeugend, während er die Kapuze seiner Kutte zurückwarf.

Mathilde betrachtete den Mönch mit forschendem Blick. Blödsinnig ergriff sie seine Hand und rief heftig bewegt, während ihre Augen vor Freude glänzten:

„O Gott, ich sehe den Busenfreund meines Vaters, Herrn Dietrich! Ich glaubte, alle, außer Herrn von Nieuwland, hätten uns verlassen. Aber nun habe ich dem Himmel zu danken, daß er mir einen zweiten Beschützer gesandt hat.“

Dietrich stand erstaunt da, daß ein Frauenauge seine Kunst zu nichte gemacht hatte. Ärgerlich legte er seinen Bart ab. Adolf strömte über in Dankfugungen und drückte ihm in inniger Freundschaft die Hand.

Dietrich wandte sich darauf zu Mathilde und sprach:

„Fürwahr, Fräulein, ich muß bekennen, Sie haben ein scharfes Auge. Jetzt muß ich wohl meine natürliche Sprache wieder annehmen. Ich wäre dennoch lieber unerkannt geblieben; denn die Maske, die Sie durchschaut haben, ist höchst nötig für das Wohl meines Gebieters, des Löwen. Ich bitte Sie deshalb, meinen Namen vor niemand auszusprechen, denn es würde mir vielleicht das Leben kosten.“

„Nun sprechen Sie von meinem Vater, Herr Dietrich! Erzählen mir alles, was Sie von ihm wissen!“

Dietrich der Fuchs erfüllte die Bitte des Mädchens. Mit der größten Bereitwilligkeit beantwortete er ihre geringsten Fragen und tröstete sie durch frohe Vor Spiegelungen.

Inzwischen war Adolf aus dem Saal gegangen, um die Vorbereitungen zur Reise zu treffen. Auch hatte er einen treuen Diener an Defonink und Breydel abgesandt, um sie zur Wachsamkeit über die junge Gräfin aufzufordern; dies war indes unnötig, da Dietrich der Fuchs schon mit geheimen Befehlen beim Weber gewesen war.

Sobald Adolf zurückkam, stand Dietrich vom Sessel auf und sprach:

„Herr von Nieuwland, ich bitte Sie, zu erlauben, daß ich Ihrem Gesicht das nötige Alter gebe.“

Der Ritter setzte sich auf einen Sessel vor Dietrich.

Mathilde folgte neugierig Dietrichs Fingern, welche auf Adolfs Gesicht eine große Menge grauer Flecken und schwarzer Linien zeichneten. Bei jedem Strich erstaunte das Mädchen mehr und mehr; denn die Züge des Ritters veränderten sich und erinnerten an die ihres Vaters. Der Jungfrau Herz klopfte ungestüm beim Anblick dieses Wunders. Nachdem alle Linien gezeichnet waren, befeuchtete Dietrich Adolfs Wangen und Stirn mit einem bläulichen Wasser.

„Wir sind fertig,“ sagte er dann. „Sie gleichen Herrn von Bethune, alsob Sie beide Kinder desselben Vaters wären. Nun ist es aber ratsam, schleunigst abzureisen. Wenn ein Feind oder ungetreuer Diener Sie so sieht, schweben Sie in der größten Gefahr, Ihr Leben nutzlos aufs Spiel zu setzen.“

Adolf sah die Wahrheit dieser Worte ein.

„Leben Sie wohl, edle Jungfrau,“ rief er, „und denken Sie zuweilen an Ihren Diener Adolf!“

Mathildens bemächtigte sich die tiefste Betrübniß.

Sie bezwang aber die Thränen, die bereits in ihren Augen glänzten, und löste ihren grünen Schleier.

„Hier,“ sprach sie, „empfangen Sie dies aus den Händen Ihrer dankbaren Schwester! Es diene Ihnen zur Erinnerung an diejenige, welche Ihre edle That nie vergessen wird! Es ist meine Lieblingsfarbe.“

„O Mathilde,“ rief der Ritter, „ich habe diese Günst nicht verdient; aber möchte einmal der Augenblick kommen, daß ich mein Blut für das Haus von Flandern vergießen könnte, — dann werde ich mich Ihrer Freundschaft und Güte würdig machen!“

„Mein Herr, es ist Zeit!“ bemerkte Dietrich.

„Leben Sie wohl, Mathilde!“

„Leben Sie wohl, Adolf!“

Und der Ritter verließ rasch den Saal. Einige Augenblicke nachher hallte der Schritt zweier Pferde in den einsamen Straßen der Stadt wieder, bis sie unter dem Genthore verschwanden.

## 11. Die Erstürmung von Male.

Es waren bereits Monate seit der Übergabe der Stadt Brügge verfloßen. Chatillon hatte Herrn von Mortenay zum Stadtvogt ernannt und war nach Kortryk zurückgekehrt, denn er traute den Brüggen nicht genug, um unter ihnen zu wohnen.

Die französischen Söldner trieben in der eroberten Stadt allerlei Unfug und quälten die Bürger auf die boshafteste Weise. Die fremden Kaufleute kehrten fast alle in ihr Vaterland zurück, und der Handel sank von Tag zu Tage.

Die Zünfte sahen mit Schmerz und innerer Erbitterung den Untergang ihres Wohlstandes; indes die Maßregeln, welche die Franzosen genommen hatten, zügelten einstweilen ihre Wut. Ein großer Teil der Festungswerke ward geschleift, und man erbaute eine starke Citabelle, um die Stadt im Zaum zu halten.

Zur großen Verwunderung seiner Mitbürger ließ Defoninc dieses alles ohne Widerstreben geschehen und ging gleichgültig seiner Beschäftigung nach. Nur in den Versammlungen der Weber prophezeite er die Befreiung des Vaterlandes und hielt so die Hoffnung in den Herzen seiner Brüder aufrecht.

Brehdel war gar nicht mehr kenntlich; ein düsteres Hinbrüten hatte seine jugendlichen Züge altern lassen. Selten verließ er seine Wohnung; denn das eroberte Brügge war ihm ein Kerker, dessen Luft ihn erdrückte.

Eines Morgens war er sehr früh in seinem Baden und lehnte, die Träumereien der Nacht fortsetzend, mit der linken Hand auf einem Hautfloß. Nachdem er so eine geraume Zeit bewegungslos dagestanden, umfaßte seine rechte Hand unwillkürlich ein besonders großes Schlachtbeil. Sobald der glänzende Stahl ihm ins Auge fiel, verbreitete sich ein unerklärliches Lächeln über seine grimmen Züge; dann aber warf er das Beil auf den Boden und trat mit dem Fuße darauf. „Geh,“ rief er, „ein Sklave bedarf keiner Waffen!“

Da öffnete sich die Thür des Badens, und Brehdel wunderte sich sehr, als Defoninc eintrat.

„Ich wünsche Ihnen guten Tag, Meister!“ sprach er. „Welche schmerzliche Nachricht bringen Sie mir so früh?“

„Die Franzosen haben die Tochter unseres Herrn in der letzten Nacht gefangen genommen und fortgeführt,“ war die Antwort, „und der Verräter Brakels hat den Franzosen als Führer gedient.“

„Brakels?“ rief Brehdel. „Der soll den Franzosen nicht noch einmal dienen!“

„Wohin man die Jungfrau gebracht hat, weiß ich nicht, aber vermutlich nach Schloß Male; denn der Diener hat diesen Namen zweimal von den Südnern aussprechen hören.“

„Ich muß fort,“ stöhnte Brehdel, „vergeben Sie mir, daß ich Sie stehenden Fußes verlasse!“

Er verbarg das Beil unter sein Wams und wandte sich mit hastigem Schritte nach der Thür; aber Dekoninck hatte sich rasch vor ihn gestellt und versperrte ihm so den Ausgang.

„Glauben Sie, daß Sie Ihr eigener Herr wären,“ rief er, „daß Sie Ihr Leben nach Wohlgefallen wagen dürften? O nein, Meister, das Vaterland hat Anspruch auf Sie und Ihr Leben. Bedenken Sie diese hohe Sendung, Freund, und vergeuden Sie Ihre Kräfte nicht durch nutzlose Rache!“

Brehdels Aufregung legte sich scheinbar.

„Sie haben recht,“ sprach er, „ich lasse mich zu leicht hinreißen. Ich will meine Waffe wieder an die Wand hängen; dann werden Sie mich doch herauslassen, denn ich muß heute noch Vieh kaufen.“

„Ich will Sie nicht länger zurückhalten, obgleich ich weiß, daß Sie etwas anderes vorhaben.“

„Nein, Meister, ich habe wirklich kein Vieh mehr in meinen Ställen und muß mir noch vor Abend welches verschaffen.“

„Sie können mich nicht täuschen, Meister Jan, ich kenne Sie zu lange. Durch Ihre Augen sehe ich in das Innerste Ihrer Seele — Sie gehen stracks nach Male.“

„Ein Zauberer sind Sie, Meister Peter, denn Sie kennen meine Gedanken besser, als ich selbst. Ja, ich gehe nach Male, aber ich versichere Sie, daß es nur geschieht, um nach der unglücklichen Tochter unseres Herrn zu forschen. Ich gelobe Ihnen, die Rache bis auf einen günstigeren Tag zu verschieben.“

Die beiden Männer gingen zusammen aus der Thür und verließen dann erst einander, nachdem sie noch einige Zeit zusammen gesprochen hatten. Breydel kam nach einer halben Stunde im Dorfe Male an. Dasselbe liegt eine kleine Meile von Brügge. Zur Zeit unserer Erzählung bestand es aus ungefähr dreißig Strohhütten. Zwischen den undurchdringlichen Wäldern, welche das Dorf umgaben, waren durch Fleiß die fruchtbarsten Äcker entstanden. Trotzdem befanden sich die Bauern in gedrücktester Lage, denn den Schweiß ihres Angesichts vergossen sie weder für sich, noch für ihre Familie, sondern nur für ihren Herrn, ihren Gebieter, und sie schätzten sich glücklich, wenn ihnen nach Bestreitung aller Abgaben noch genug übrig blieb, um ihren Körper das Jahr hindurch für die schwere Arbeit kräftig zu erhalten.

In geringer Entfernung vom Schloß war ein viereckiger Platz, um welchen einige steinerne Häuser standen. In der Mitte derselben befand sich eine steinerne Säule, und an derselben hing eine Kette mit einem eisernen Halsband. Dies war das Kennzeichen der gräßlichen Rechtspflege, und die Säule war der Pfeiler, an dem man die Missethäter ausstellte. An der einen Seite war eine kleine Kapelle gebaut, deren Kirchhof seine Mauern einige Schritte auf den Platz hin ausdehnte.

Hierneben stand ein ziemlich hohes Haus, der einzige Krug oder Wirtshaus, wo man Wein und Bier verschenkte. Der Name der Herberge war über der Thür angedeutet, aber so schlecht und ungeschickt, daß es schwer gewesen wäre, den heiligen Martin in diesem steinernen Bilde zu erkennen. In der rauchgeschwärzten Wirtsstube lief die Wirtin hin und her, um die zahlreichen Gäste zu bedienen. Die zinnernen Kannen und Becher standen nicht still, wobei die lebhafteste Unterhaltung der Gäste zu einem unverständlichen Geseumm wurde. Am Herde wurde das männliche Flämisch gesprochen, während in der Stube mehr die weichlichen und kispelnden Töne der französischen Sprache vernehmbar waren. Unter denjenigen, welche sich dieser fremden Sprache bedienten und zur Besatzung des Schloffes gehörten, war einer, Namens Leroux, der wie ein Vorgesetzter zu seinen Genossen sprach; dennoch war er nur ein Söldner, wie sie; aber seine ungewöhnliche Stärke hatte ihm diesen Vorrang verschafft. Während die französischen Kriegsknechte ihre Kannen unter heitern Gesprächen leerten, kam ein Kamerad in den Krug.

„Holla,“ rief er, „ich bringe euch gute Nachricht. Wahrscheinlich sehen wir schon morgen unser schönes Frankreich wieder.“

Die Söldner erstaunten über diese Worte.

„Ja,“ fuhr jener fort, „morgen verreisen wir mit der schönen Edelbame.“

In dem Augenblicke, als Verouy antworten wollte, öffnete sich die Thür, und ein Flamländer trat ein. Er betrachtete die Franzosen mit kühnem Stolz, setzte sich allein an einen Tisch und rief:

„Wirt, einen Krug Bier! Rasch, denn ich bin eilig!“

„Sogleich, Meister Breydel!“ war die Antwort.

„Das ist ein schöner Flamländer,“ flüsterte Verouy. „Er hat Augen, wie ein Löwe; ich fühle mich zur Freundschaft gegen ihn geneigt.“

„Wirt,“ rief Jan Breydel aufstehend, „wo bleiben Sie? Die Kehle brennt mir fürchterlich.“

„Flamländer,“ begann Verouy, „können Sie Französisch?“

„Mehr, als mir lieb ist,“ erwiderte Breydel in derselben Sprache.

„Nun gut, da ich sehe, daß Sie Durst haben, biete ich Ihnen meine Kanne an. Trinken Sie, ich wünsche, daß es Ihnen wohl bekomme!“

Breydel nahm die Kanne mit einem Zeichen des Dankes und sprach, indem er sie zum Munde führte:

„Auf Ihre Gesundheit und Glück im Kriege!“

Doch sobald nur einige Tropfen in seinen Mund gekommen waren, setzte er den Becher mit Widerwillen auf den Tisch.

„Was ist das? Fürchten Sie sich vor dem edlen Trank? — Das sind die Flamländer nicht gewohnt,“ rief Verouy lachend.

„Das ist französischer Wein,“ antwortete Breydel so gleichgültig, als wenn sein Widerwille ein natürliches Gefühl gewesen wäre.

Die Söldner sahen einander verwundert an, und ein sichtlicher Ärger verdüsterte Verouy's Züge. Mittlerweile hatte der Wirt das verlangte Bier gebracht, und der Vorsteher der Fleischer trank mehrmals, ohne auf die Franzosen zu achten.

„Nun denn, Kameraden,“ rief Verouy, seinen Becher aufhebend, „lasset uns noch ein Glas trinken, damit man nicht sagen kann, wir verreiseten mit trockener Kehle! Auf die Gesundheit der schönen Edelbame!“

Mit Mühe bezwang Jan Breydel bei diesen Worten seine Aufregung.

„Wenn nur nichts vorfällt während unserer Abwesenheit,“ sagte Leroux anzüglich, „die Bürger beginnen wieder zu murren und unruhig zu werden. Man müßte die Stadt einmal plündern, während wir in Frankreich sind.“

Breydel knirschte vor Wut mit den Zähnen, aber er hatte sein Gelübde und die Warnung Dekonincks noch nicht vergessen. Er horchte noch aufmerksamer, als Leroux fortfuhr:

„Den Schaden würden wir der schönen Edelbame zu danken haben. Aber wer mag sie doch sein? Ich glaube, daß sie die Frau eines mächtigen Meuterers ist und zu den andern nach Frankreich geführt wird; da wird sie noch bitteres Brot essen.“

Der Vorsteher der Fleischer war von seinem Sessel aufgestanden, und während er, um seine Aufregung zu verbergen, nachlässig in der Stube auf und ab ging, sang er, mit leiser Stimme brummend, eine Strophe von einem Volksliede, welche also lautete:

„Seht ihr den schwarzen Leu'n sich heben,  
So kühn auf stolzem, gold'nem Fels?  
Seht ihr die starken Riesentlauen  
Wobon ein Schlag den Feind schon fällt?  
Seht ihr die blut'gen Augen glühen,  
Seht ihr die Mähne schön verwirrt? —  
Der Leu ist unser Leu von Flandern,  
Der ruhig Trotz heut einer Welt.“

Sobald die Franzosen diese Töne hörten, waren sie äußerst erstaunt.

„Hört,“ sprach einer von ihnen, „das ist das Lied der Klauwaarts. Welche Verwegenheit! Wagt der Flandländer, es in unserer Gegenwart zu singen?“

Obgleich Breydel diese Worte gehört hatte, fuhr er dennoch in seinem Gesang fort. Er hob sogar seine Stimme, als ob er den Franzosen trotzen wollte.

„Er streckt' die Klaue wild gen Osten —  
Des Ostens Heer floh scheu vor ihm.  
Vor seinem Blick verschwand der Halbmond  
Des nie bestiegten Saragen.“

Dann zog er wieder nach dem Westen  
 Und schenkt' der Tapferkeit zum Lohn  
 Den Unverzagt'sten seiner Söhne  
 Die Königs- und die Kaiserkrön'."

"Hören Sie mal, Flamländer," rief jetzt Leroux, "Sie müssen doch bekennen, daß der schreckliche schwarze Löwe vor dem Lilienbanner unseres mächtigen Fürsten, Philipps des Schönen, hat fliehen müssen — und nun ist er gewiß für immer tot."

Meister Jan lächelte und antwortete verächtlich scherzend:  
 "Das Lied hat noch einen Schlußvers, hören Sie weiter:

Er schlummert nun. — Der Welschen König  
 Schloß frech ihn in ein eisern Band;  
 Er schickte seine Räuberhorden  
 Bis in des Löwen Vaterland. . . . .  
 Wenn einst der Löw' erwacht, ihr Räuber,  
 Weh dem, den seine Klaue pfaßt,  
 Und eure stolze weiße Lilie  
 Wird dann mit Schmach und Blut bedeckt!

Fragen Sie nun, was das bedeutet!"

Als Leroux sich den Sinn dieser Worte hatte erklären lassen, warf er heftig seinen Sessel um, schenkte seinen Becher bis an den Rand voll und rief:

"So will ich doch mein Lebelang eine feige Memme sein, wenn ich Ihnen nicht den Hals breche, falls Sie noch ein Wort sagen!"

Jan Breydel lachte höhnisch über diese Drohung und antwortete:

"Vor allen Franzosen der Welt verschweige ich noch kein einziges Wort. Und sehen Sie, um es zu beweisen, trinke ich auf die Ehre des Löwen — und ich verachte die Franzosen, hören Sie es?"

"Kameraden," sagte Leroux, vor Wut bebend, "laßt mich allein mit dem Flamländer kämpfen; er soll durch meine Hand sterben!"

Dann näherte er sich Breydel und sprach:

"Ihr lästert! Es lebe die Lilie!"

"Ihr selbst lästert! Und Heil dem schwarzen Löwen von Flandern!" schrie Breydel ihm entgegen.

"Kommen Sie heran," fuhr der Franzose fort, "Sie sind stark; ich will Ihnen beweisen, daß die Lilie vor keinem Löwen zu weichen braucht! Wir kämpfen bis auf den Tod!"

„Das versteht sich; lassen Sie uns aber geschwind machen! Es freut mich, einen mutigen Feind gefunden zu haben; das ist der Mühe wert!“

Schon waren sie außerhalb des Kruges und schritten zwischen den Bäumen hin. Als sie einen bequemen Platz gefunden hatten, trat jeder einen Schritt zurück und bereitete sich zu dem furchtbaren Kampfe vor. Breydel warf seinen Dolch auf die Erde und streifte die Armel seines Wamses bis an die Schulter auf; seine sehnigen Arme setzten die Söldner in Erstaunen. Da Breydel keine andere Waffe, als den Dolch hatte, warf Veroux seine Waffen ebenfalls von sich. Er wandte sich zu seinen Kameraden und sprach:

„Heda, was auch geschehen möge, ich will nicht, daß man mir helfe. Dieser Kampf muß ehrlich abgemacht werden, denn mein Feind ist ein tapferer Flauländer.“

„Sind Sie fertig?“ rief Breydel.

„Ich bin bereit,“ war die Antwort.

Nun stürzten die Kämpfer, wie zwei rasende Stiere, aufeinander los. Nachdem sie einige Zeit ohne Erfolg miteinander gerungen hatten, setzte der Franzose seine Füße etwas zurück, umschlang mit seinen Armen Breydels Hals und drückte dessen Kopf mit unwiderstehlicher Gewalt vorn über, daß er wankte und sich niederbeugte. Ohne ihm Zeit zu lassen, sich aufzurichten, machte Veroux noch eine kräftigere Anstrengung, und Breydel mußte seine Kniee unter der furchtbaren Gewalt beugen.

„Da kniet der Löwe schon,“ rief Veroux, während er Breydel einen so entsetzlichen Schlag auf den Kopf versetzte, daß ihm das Blut aus dem Munde floß.

Aber bei diesem Schläge hatte der Franzose Breydel mit einer Hand loslassen müssen. In dem Augenblicke, als er die Hand aufhob, um den Flauländer auf der Stelle zu töten, sprang dieser auf und wich drei Schritte zurück. Schnell, wie der Blitz, flog er dann auf den Franzosen los. Mit seiner Stirn stieß er gegen die Brust seines Feindes, so daß dieser wankend zurückwich. Ehe er sich wieder erholen konnte, fiel des Flauländers Faust wie ein Stein zerschmetternd auf sein Haupt, und er stürzte mit einem schmerzlichen Schrei zu Boden. „Sie haben des Löwen Klauen gefühlt,“ stöhnte Breydel.

Während die Söldner den röchelnden Leroux vom Boden hoben, verließ Breydel langsamen Schrittes den Platz und kehrte in das Wirtshaus zurück. Er verlangte einen zweiten Krug Bier und trank mehrmals, um seinen Durst zu löschen.

Bereits saß er eine zeitlang an dem Tische, und seine Müdigkeit begann zu schwinden, als die Thür hinter seinem Rücken sich öffnete.

Ehe er sich umdrehen konnte, um zu sehen, wer herein käme, ward er von vier starken Männern angefaßt. In dem Augenblicke war das ganze Haus voll bewaffneter Franzosen. Breydel kämpfte lange gegen die Übermacht, aber endlich lag er gebunden am Boden. Der Anführer der Söldner — es war St. Pol — näherte sich Breydel und sprach:

„Wir kennen uns schon, Sie ruchloser Bursche! Sie haben im Walde von Wynendaal den Schildknappen des Herrn von Chatillon erschlagen und uns Rittern mit einem Messer gedroht. Nun wagen Sie wieder, einen meiner besten Leute zu ermorden. Ihnen soll nach Ihren Thaten geschehen; noch heute soll man einen Galgen für Sie auf den Mauern von Male errichten!“

„Sie sind ein Verläumber!“ rief Breydel. „Ich habe mein Leben ehrlich im Kampfe verteidigt, und wenn Sie mich nicht mit verräterischer Gewalt daran hinderten, würde ich Ihnen beweisen, daß ich keine Reue habe!“

„Sie haben Frankreichs Wappen zu lästern gewagt . . .“

„Ich habe den schwarzen Löwen meines Vaterlandes gerächt und würde es noch thun. — Aber laßt mich doch nicht wie einen geschlachteten Ochsen hier auf dem Boden liegen — oder ermordet mich auf der Stelle! — Ich werde mich geduldig führen lassen.“

Ohne die Fesseln zu lösen, ließen die Söldner auf Befehl St. Pols Breydel aufstehen und brachten ihn mit aller Vorsicht an die Thür. Der gefangene Flamländer ging langsam zwischen den Kriegsknechten vorwärts; zwei der stärksten hielten ihn an den Armen, vier andere gingen vor und hinter ihm, sodaß es ihm unmöglich war, zu entweichen. Dies war auch seine Absicht nicht. Seinem Versprechen getreu, leistete er nicht den geringsten Widerstand.

„Heba, Sie schöner Flamländer,“ spottete unterwegs einer der Söldner, „morgen werden Sie am Stricke tanzen.“

Der Vorsteher der Fleischer antwortete mit einem verachtenden Blick.

Der Söldner fuhr fort:

„Befehen Sie mich doch nicht so wild, oder ich schlage Sie in das Gesicht.“

„Feigling!“ rief Breydel. „Einen gefangenen Feind zu verhöhnen!“ Eine Maulschelle, welche der Söldner ihm versetzte, war die Antwort.

Da vereinigte Breydel alle Kräfte, welche er von der Natur so freigebig empfangen hatte, und riß seine Arme aus den Händen seiner Wächter los. Er stürzte wie ein Leopard auf den Söldner, der ihn so gereizt hatte, und schlug ihn zu Boden.

Dann floh er eiligst davon. Er wurde von den Franzosen bis an einen breiten Graben verfolgt; aber wie ein Hirsch sprang er über das Wasser und lief weiter nach Brügge.

Zwei Söldner, welche ebenfalls versuchten, über den Graben zu springen, fielen bis an den Hals hinein und mußten die Verfolgung aufgeben.

Der Vorsteher der Fleischer eilte unverzüglich nach seiner Wohnung. Er fand niemand zu Hause, als einen Lehrling, der sich gerade anschickte, auszugehen.

„Wo sind meine Gefellen?“ rief Breydel ungeduldig.

„Sie sind nach dem Pand.“

„Was ist denn wieder los?“

„Der Stadtbote hat vor dem Rathaus einen Befehl verlesen, daß alle Bürger, welche ihren Lebensunterhalt mit ihrer Hände Arbeit gewinnen, an jedem Samstag einen Groschen von ihrem Arbeitslohn an die Zollknechte zahlen müssen. Deswegen hat der Vorsteher der Weber eine Zunftversammlung angeordnet.“

„Schließ den Laden,“ sagte Breydel, „und melde meiner Mutter, daß ich diese Nacht nicht nach Hause komme! Sie möge nichts fürchten!“

Er nahm sein gewöhnliches Beil von der Wand, verbarg es unter sein Wams und begab sich nach dem Pand seiner Zunft. Sobald er in den Saal trat, verbreitete sich ein freudiges Gemurmel unter den Gefellen, und sie riefen:

„Hal da ist Breydel, unser Vorsteher.“

Derjenige, welcher einstweilen seinen Platz eingenommen hatte, stand auf und bot ihm den großen Sessel an. Aber Breydel, statt sich seiner Gewohnheit nach an das obere Ende zu setzen, nahm einen kleineren Stuhl und ließ sich mit einem bitteren Lächeln auf demselben nieder.

„O meine Brüder,“ rief er, „wüßtet Ihr, was mir heute widerfahren ist! O, der unerhörten Schand! Die Franzosen haben euren Vorsteher in das Gesicht geschlagen, und diese Wange ist durch eine schändliche Maulschelle entehrt.“

Die Wut, welche die Fleischer bei diesen Worten ergriff, ist nicht zu beschreiben. Ein furchtbares Geschrei stieg auf zur Decke des Saales, und jeder schwur bei sich, diese Schmach zu rächen.

„Wißt,“ fuhr Breydel fort, „daß die Besatzung des Schlosses Male mich so behandelt hat! Aber sagt es mit mir: Die morgige Sonne soll kein Schloß von Male mehr finden!“

„Sie soll es nicht mehr finden!“ wiederholten alle Fleischer mit wilder Rachlust.

„Kommt,“ sprach Breydel, „laßt uns gehen! Jeder kehre nach seiner Wohnung zurück und nehme sein bestes Weil! Besorgt euch wo möglich auch andere Waffen und Gerätschaften, denn wir müssen das Schloß ersteigen! Gegen elf Uhr Nachts werden wir alle im Elsterbusch hinter St. Kruis zusammen kommen.“

Ehe noch die bestimmte Stunde auf dem Turm von St. Kruis geschlagen hatte, konnte man bei dem schwachen Scheine des wachsenden Mondes zwischen den Bäumen und auf allen Pfaden um das Dorf eine Menge Menschen ziehen sehen. Alle begaben sich nach derselben Richtung und verschwanden einer nach dem andern im Elsterbusch. Einige trugen Armbrüste, andere Keulen; doch die meisten hatten keine sichtbare Waffen. Jan Breydel stand in der Mitte des Gehölzes und beratschlagte mit den Meistern der Zunft, von welcher Seite man den Angriff auf das Schloß wagen sollte.

Endlich wurde man einig, den Graben neben der Brücke mit Holz aufzufüllen und dann zu versuchen, die Mauer zu übersteigen.

Nachdem sich jeder mit einem Bündel aus Reisig und kleinen Stauden versehen hatte, näherte man sich dem Schlosse. Einen Bogenschuß von demselben blieb man stehen. Breydel ging mit einigen Gefellen

voraus, um zu spähen. Aber die Thorwache hatte das Geräusch ihrer Tritte gehört; sie kam heraus auf den Wall.

„Warte,“ sprach einer der Gefellen, „ich werde diesen lästigen Wächter heimschicken!“

Bei diesen Worten spannte er seine Armbrust und zielte auf die Schildwache. — Er erreichte sein Ziel, doch der Pfeil zersplitterte an dem Panzer des Franzosen. Derselbe lief zurück und schrie aus aller Kraft:

„Frankreich! Der Feind! Zu den Waffen! Zu den Waffen!“

„Vorwärts, Genossen!“ rief Breydel! „Vorwärts! Hierher mit den Bündeln!“

Die Fleischer warfen ihre Bündel in den Graben; bald war er hinlänglich ausgefüllt, sodaß sie über denselben wie über eine Brücke bis an den Fuß der Mauer gelangen konnten. Die Leitern wurden angelegt, und ein Theil der Flamländer erstieg die Mauer, ohne Gegenwehr zu finden.

Jan Breydel befand sich bereits mit dreißig seiner Gefellen innerhalb der Feste, als eine große Menge Ritter und Söldner gegen ihn anstürmten. Anfangs stürzten viele der Fleischer nieder; denn da sie keine Panzerhemden hatten, durchbohrten die Pfeile der Franzosen sie ungehindert. Doch dauerte dies nicht lange; in kurzer Zeit waren alle Flamländer innerhalb der Mauern.

Wie ein Pflug, der sich selbst eine Spur in die Erde gräbt, so bahnte Breydel sich nun einen Weg durch die Franzosen. Jeder Schlag mit seinem Beil kostete einem Feind das Leben. Die andern Flamländer stürzten ebenfalls von allen Seiten auf die Söldner, und ihr Jauchzen übertönte das Todesgeschrei der Franzosen.

Während in dieser Weise in dem Vorhofe und auf den Wällen gekämpft wurde, hatte der Burgvogt, Herr von St. Pol, in aller Eile einige Pferde satteln lassen. Sobald man ihm die Nachricht brachte, daß die meisten Söldner erschlagen seien, ließ er das Thor öffnen. Dann schleppte man mit Gewalt ein weinendes Mädchen aus dem Gebäude, und nachdem sie in den Armen eines Söldners auf einem der Pferde untergebracht war, schwammen die Reiter insgesamt durch den Graben und verschwanden zwischen den Bäumen des Waldes. Unter dessen war die ganze übrige Besatzung von Male niedergemacht worden.

Groß aber war die Enttäuschung Dreybels, als man nirgends mehr die Tochter seines Herrn fand. Er überließ sich nun ganz seiner Wut und steckte das herrliche Schloß an allen vier Ecken in Brand.

## 12. Der schwarze Ritter.

**A**ls im Jahre 1296 die Franzosen ganz Westflandern eingenommen hatten, leistete ihnen das Schloß Nieuwenhove einen hartnäckigen Widerstand. Eine große Anzahl flämischer Ritter hatte sich unter Robrecht von Bethune in demselben eingeschlossen; sie wollten es nicht übergeben, solange auch nur einer von ihnen sich verteidigen konnte. Aber die große Anzahl der Feinde machte ihren Heldenmut nutzlos; sie blieben fast alle auf den Mauern der Feste. Durch die zerstörten Wälle eindringend, fanden die Franzosen nichts als Leichen, und da sie ihre Wut nicht an den Feinden auslassen konnten, steckten sie das Schloß in Brand, brachen die Mauern ab und füllten die Gräben mit Schutt aus.

Die Ruinen von Nieuwenhove lagen ungefähr zwei Meilen von Brügge, in der Richtung nach Kortryk. In der Mitte eines dichten Waldes, entfernt von den Wohnungen der Landleute, wurden diese Trümmer selten von einem Menschen betreten, um so weniger, als das beständige Gefräße der Nachtvögel bei den abergläubischen Dorfbewohnern den Glauben erweckt hatte, daß die Geister der gefallenen Flämänder hier um Rache riefen.

Sechs Jahre waren bereits seit der Zerstörung Nieuwenhoves verfloßen.

Üppiges Gras sproßte überall in den Ruinen auf, und wie die geliebten Kinder der freien Natur wiegten die Feldblumen ihre silbernen Kelche auf den Gipfeln der Trümmer. Um die braunen Mauern des Gebäudes schlangen sich mächtige Epheuranken, welche in den ausgebrannten Spalten desselben Wurzel schlugen. Andere Gewächse, wie wilde Weinreben und Geißblatt, rankten von einer Mauer zur andern und bildeten so über die tiefen Risse ein Gewebe vom schönsten Grün.

Es war vier Uhr morgens; ein schwacher, gelber Schein erhellte den Osten, und ein Kranz goldener Lichtstrahlen erglänzte als Vorbote der Sonne am Horizont. Dennoch waren die Ruinen von Nieuwenhove

noch mit grauen Schatten bedeckt; in ein ungewisses Farbenkleid gehüllt, schlummerte die Natur, während der nahende Tag sich bereits am blauen Himmel spiegelte. Hier und da flog noch eine träge Nachttaube schein nach ihrer Höhle und krächzte, verdrießlich über den Glanz, der sie vertrieb.

In diesem Augenblick saß ein Mann auf einem der Schutthaufen, inmitten der Trümmer. Ein Helm ohne Federbusch war mit Sturmermen auf seinem Haupte befestigt. Ein Harnisch umschloß seine kräftige Brust, und stählerne Platten bedeckten die übrigen Glieder.

Er stützte sich mit seinem eisernen Handschuh auf einen Schild, auf dem man die Wappenzeichen vergebens suchte; es war nichts darauf zu sehen, als ein brauner Querstreifen. Alle seine Waffen, ja selbst der lange Speer, der neben ihm lag, waren schwarz. Wahrscheinlich hatte dieser Ritter in tiefer Trauer sich also ausgerüstet. In geringer Entfernung von ihm stand ein Pferd, noch schwärzer, als der Ritter; da es ebenfalls ganz mit Eisen bedeckt war, so konnte es nur mit Mühe seinen Kopf zur Erde beugen, um die feuchten Kräuter abzurupfen. Das Schlachtschwert, das am Sattel hing, war ungewöhnlich groß und schien für eine Riesenhand bestimmt zu sein.

Während sonst eine Totenstille über den Trümmern schwebte, seufzte der Ritter oft und tief und bewegte seine Hände, alsob er mit jemand spräche. Von Zeit zu Zeit wandte er sein Haupt mißtrauisch nach dem Gebüsch und den Wegen, welche das Schloß umgaben, und als er überzeugt war, allein zu sein, schlug er das Visier seines Helmes auf. Sein Gesicht ward hierdurch sichtbar.

Es war ein Mann in höherem Alter, mit gesurchten Wangen, grauem Bart und lebhaften Augen. Nachdem er einige Augenblicke auf die Ruinen von Nieuwenhove gestarrt hatte, schwebte ein bitteres Lächeln über seine Wangen; er senkte das Haupt, alsob er etwas auf dem Boden suche; Thränen glänzten in seinen Wimpern und rollten perlend zur Erde. Dann sprach er:

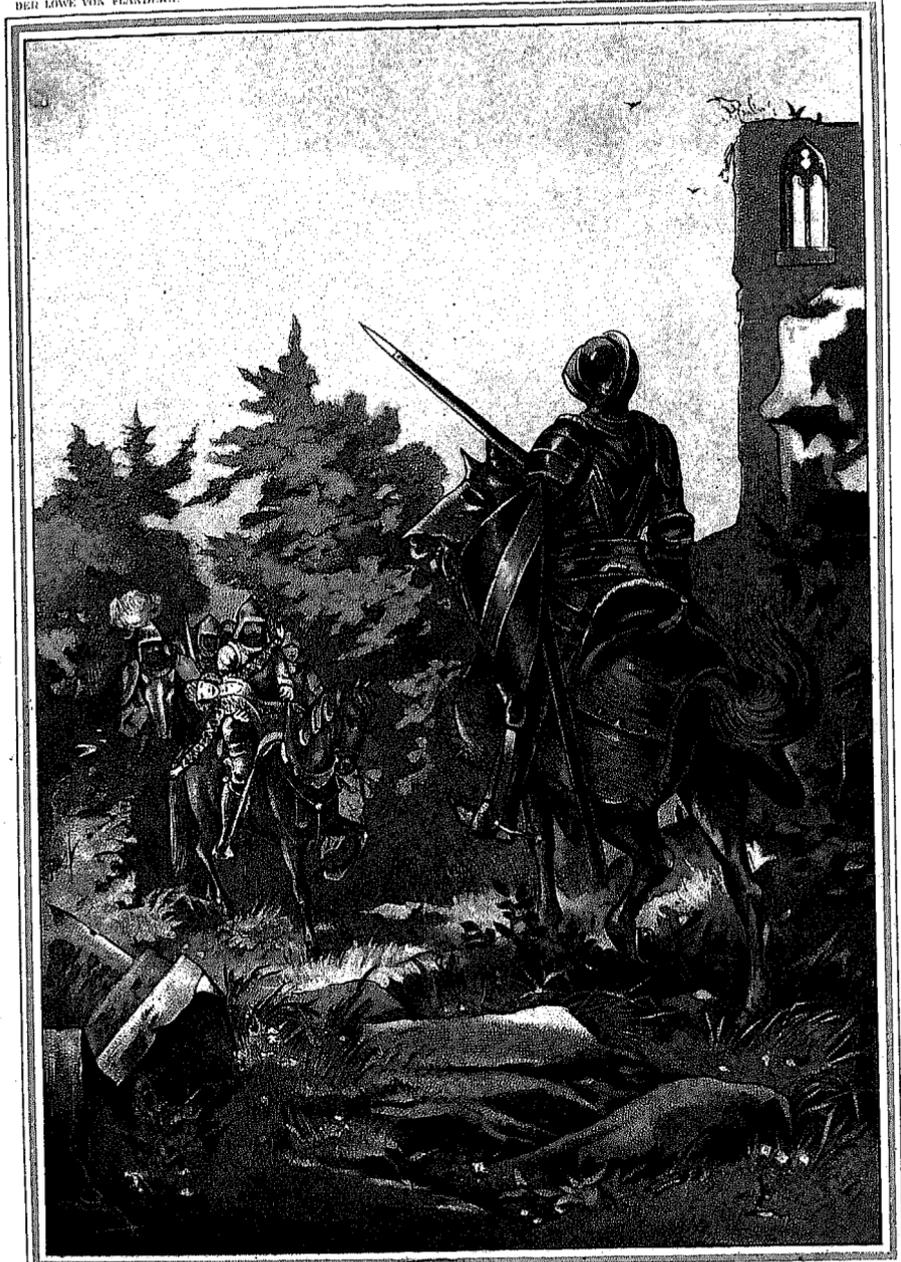
„O Helden, meine Brüder! In diesen Mauern ist euer edles Blut geflossen. Frei und herrlich seid ihr gestorben; eure Seelen tragen die Schande nicht, welche die Fremdlinge auf das Haupt der Flamländer gehäuft haben! — Das Blut dessen, dem ihr den stolzen Namen des Löwen gegeben, floß mit dem eurigen auf diesen Boden.

Sein Schwert war ein vertilgender Blitz, sein Schild eine Mauer — aber nun, o Schmach! nun sitzt er seufzend, wie ein Verworfener, auf euren stillen Gräbern; nun fließen ohnmächtige Thränen, wie aus den Augen einer schwachen Frau, über seine Wangen . . .“

Plötzlich stand der Ritter auf, zog das Visier seines Helmes hastig herab, wandte seine Blicke nach dem Wege und schien aufmerksam auf etwas zu lauschen. Ein Geräusch, wie Pferdegetrappel, ließ sich von ferne vernehmen. Als er sich überzeugt hatte, daß er sich nicht täuschte, hob er seinen Speer vom Boden auf, lief rasch zu seinem Pferde, legte ihm das Gebiß an, stieg in den Sattel und ritt hinter eine Mauer, die ihn verbergen mußte. Aber er war noch nicht lange in diesem Versteck, als andere Töne zu ihm herüberschallten. Mit dem Geklirr der Waffen und dem Schnauben der Rosse vermengte sich das Wehklagen einer weiblichen Stimme. Sowie der Ritter diesen Rotschrei hörte, erblaßte er unter seinem Helm. Nicht Furcht trieb die Farbe von seinen Wangen, — die Furcht war ihm ein unbekanntes Gefühl — aber die Ehre und die Pflicht eines Ritters geboten ihm, der Klagenden zu Hülfe zu eilen; sein kühnes Herz glühte bereits in dem Wunsche, die Unglückliche zu retten, während wichtigere Gründe und ein feierliches Gefühl ihm verboten, sich von irgend jemand erkennen zu lassen. Er bebte bei dem Kampfe, den er mit sich selbst bestehen mußte. Nach kurzer Zeit näherte sich der Zug, und die Klage töne des Mädchens wurden ihm nun verständlicher.

„O mein Vater, mein Vater!“ rief sie, in einem Ton, der ihren Schmerz zu erkennen gab.

Nun waren alle Bedenken des Ritters verschwunden. Die Stimme hatte etwas unbeschreiblich Rührendes für ihn. Er setzte seinem Roß die Sporen in die Seite und sprengte über die Trümmerhaufen auf den Weg. In kleiner Entfernung sah er den Zug herankommen. Sechs französische Reiter, ohne Speer, aber sonst wohl bewaffnet, sprengten mit verhängtem Zügel heran. Einer von ihnen hatte eine Dame vor sich, die er fest umschlang. Sie suchte sich mit verzweifeltten Anstrengungen zu befreien und erfüllte die Luft mit ihren Hülferufen. Der schwarze Ritter blieb mit eingelegtem Speere in dem Wege stehen. Erstaunt über dieses unvorhergesehene Hindernis, hielten die Ritter ihre Pferde zurück und betrachteten den schwarzen Krieger nicht ohne geheime



Lith. u. Druck v. CARL MAYER'S KUNSTANSTALT, Nürnberg.

Der schwarze Ritter.



Furcht. Derjenige, welcher ihr Anführer zu sein schien, ritt voraus und rief:

„Aus dem Weg, Herr Ritter! Aus dem Weg, oder wir reiten Sie nieder!“

„Ich fordere euch ehrlose Ritter auf, diese Dame loszulassen; wo nicht, so erkläre ich mich für ihren Streiter!“

„Vorwärts! vorwärts!“ rief der Anführer seinen Leuten zu.

Der schwarze Ritter ließ ihnen keine Zeit, sich zu nähern; er beugte sich auf den Nacken seines Pferdes und stürzte plötzlich mitten zwischen die erstaunten Franzosen. Mit dem ersten Stoß seiner Lanze durchbohrte er die Sturmhaube und den Kopf eines Feindes und warf ihn tödlich verwundet aus dem Sattel. Aber während dessen hatten die übrigen von allen Seiten ihre Schwerter gegen ihn gezückt, und der Anführer St. Pol ihm bereits mit einem fürchterlichen Hiebe die Schulterplatte an der Rüstung zerschlagen. Von so vielen Feinden angegriffen, ließ jener seinen Speer fallen und zog sein Riesenschwert aus der Scheide; er umfaßte das Gefäß mit beiden Händen und schlug so wild um sich, daß kein Franzose sich ihm zu nähern wagte; denn jeder Hieb mit seiner Waffe fiel wie ein schmetternder Hammerschlag auf die Rüstung seiner Feinde. Der Reiter, welcher die Jungfrau hielt, wehrte sich mit einem langen Degen, während er mit dem andern Arm das unglückliche, vor Aufregung sprachlos gewordene Mädchen umfaßte.

Die furchtbaren Hiebe der Schwerter auf die Helme und Schilde hallten dröhnend in dem umliegenden Walde wieder, und das Blut quoll unter den Harnischen hervor; doch in der Hitze des Gefechts achteten die Kämpfer nicht darauf und stritten wütend weiter. Als aber St. Pol sah, daß das Gefecht für die Franzosen eine nachtheilige Wendung nahm, gab er dem Söldner, der die Dame hielt, ein Zeichen. Der Reiter, der diesen Wink verstand, versuchte, dem Befehl gehorchend, vom Schlachtfelde zu fliehen; aber der schwarze Ritter bemerkte seine Absicht und sprengte, seinem Roß den Sporn in die Seite drückend, plötzlich vor den Söldner. Indem er geschickt den Schlägen der übrigen Feinde auszuweichen wußte, rief er:

„Bei Leib und Leben, setzen Sie die Dame zur Erde!“

Ohne auf diesen Zuruf zu achten, wandte der Söldner sein Roß auf die Seite und suchte vorbei zu kommen; aber das Schwert des

schwarzen Ritters fiel mit doppelter Kraft auf seinen Helm und spaltete ihm das Haupt bis auf die Schultern. Mit ihm sank zugleich auch das Mädchen auf den Boden. Dann streckte der Ritter abermals einen Franzosen nieder, so daß ihm jetzt nur noch drei blieben. Wüthlich wich das Roß des schwarzen Ritters einige Schritte zurück. Die Feinde freuten sich bereits über seinen scheinbaren Rückzug, aber auf einmal fiel er sie mit verhängtem Zügel aufs neue an; er hatte seinen Schlag so wohl berechnet, daß das Haupt des vordersten Söldners mit dem Helme auf den Weg flog. Durch diese Wunderthat erschreckt, floh St. Bol mit seinem übrig gebliebenen Genossen in aller Eile vom Schlachtfelde, in dem festen Glauben, daß der schwarze Ritter mit dem Teufel in Verbindung stehe.

Als der Ritter sich als Herrn des Schlachtfeldes sah und keine Feinde mehr gewahrte, stieg er von seinem Rosse, band es an einen Baum und näherte sich dem wie tot daliegenden Mädchen.

Es war dem schwarzen Ritter unmöglich, ihre Züge zu erkennen. Ohne lange Untersuchung hob er sie von der Erde auf und trug sie in seinen Armen in die Ruinen von Nieuwenhove. Hier legte er sie auf dem Vorhofe sanft ins Gras und untersuchte dann einen noch ziemlich erhaltenen Theil des Gebäudes. Zwischen den noch stehenden Mauern fand er glücklicherweise einen noch ziemlich erhaltenen Saal. Der Ritter raffte einige auf dem Boden liegende Überreste von Brettern und Betten auf und bildete davon eine Art Feldbett.

Erfreut, diesen günstigen Platz gefunden zu haben, kehrte er zu der ohnmächtigen Jungfrau zurück und trug sie auf das Lager. Nachdem er ihr Antlitz von Staub und Blut gereinigt hatte, ohne aber in dem dunklen Saale ihre Züge erblicken zu können, überließ er es der Ruhe, sie zu kräftigen, und kehrte zu seinem Rosse zurück, um ihm auf dem Vorhofe eine Handvoll Gras zu suchen. Dann reinigte er seine Rüstung von den blutigen Spuren des Kampfes. Jetzt hatte die Sonne sich über den Horizont erhoben, und von ihren Strahlen wurde alles hell beleuchtet. In der Hoffnung, das Mädchen nun besser sehen zu können, trat der Ritter in den Saal. Die Jungfrau saß aufgerichtet und hielt ihre starren Blicke erstaunt auf die geschwärzten Wände ihres furchtbaren Aufenthalts geheftet. Ihre Augen waren weit geöffnet; sie glich einer Wahnsinnigen. Sobald der Ritter sein Angesicht nach ihr

gewandt hatte, überfiel ein plötzliches Zittern seinen ganzen Körper. Er eilte auf die Jungfrau zu und drückte sie mit feuriger Liebe an sein Herz.

„Mein Kind, meine unglückliche Mathilde!“ rief er in Verzweiflung. „Musste ich mein Gefängnis darum verlassen, um dich so in den Armen des Todes wieder zu finden?“

Das Mädchen stemmte seine Hand mit Widerwillen gegen die Brust des Ritters und stieß ihn leidenschaftlich von sich.

„Verräter,“ sprach sie, „wie dürfen Sie die Tochter des Grafen von Flandern mißhandeln? Sie schämen sich nicht, ein wehrloses Mädchen mit Gewalt fortzuführen, aber Ihre Strafe naht — horch wie der Donner rollt, Bösewicht!“

Da entströmten Thränen den Augen des Ritters; er riß den Helm ungestüm von seinem Haupt.

„O meine vielgeliebte Mathilde,“ rief er, „erkenne mich doch! Ich bin ja dein Vater Robrecht, und du stößest mich von deiner Brust?“

Mit einem wilden Lachen antwortete das Mädchen:

„Jetzt heben Sie, ehrloser Räuber! Aber es giebt keine Gnade für Sie. Der Löwe, mein Vater, wird mich rächen, und Sie werden nicht ungestraft das gräßliche Blut von Flandern geschmählt haben.“

Jedes Wort durchdrang wie ein vergifteter Pfeil das Herz des Ritters. Er schlug sich voll Verzweiflung gegen die Brust.

„O, erkenne mich doch, mein armes Kind!“ rief er. „Lache nicht so bitter, deine Blicke geben mir den Tod! Ich bin der Löwe, den du liebst.“

„Sie der Löwe?“ antwortete Mathilde mit Verachtung. „O Lasterer! Nein, der Löwe spricht flämisch. Hör' ich nicht, daß Sie die Sprache der Königin Johanna reden? Diese Sprache — sie schmeichelt und verrät.“

„Aber du hörst doch wohl, mein Kind, daß ich die Sprache unserer Väter spreche. Welch bitteres Leid hat dich denn gefoltert, daß dein Geist verwirrt ist?“

Er wollte sein unglückliches Kind in seine Arme schließen, doch sie erschrak bei diesem Versuch und rief heftig mit schneidender Stimme:

„Hinweg — strecken Sie Ihre Arme nicht so nach mir aus! Es sind Schlangen. Hal! berühren Sie mich nicht — halten Sie ein, Bösewicht! — Hülfel! Hülfel!“

Durch eine rasche Bewegung riß sie sich aus den Armen des Ritters und sprang laut jammernnd vom Bette auf. In ihrer Angst lief sie nach dem Ausgang des Saales und wollte entfliehen. Nur mit Anwendung der größten Gewalt gelang es ihrem Vater, sie zu ergreifen und auf das Bett zurückzutragen. Da begann sie bitterlich zu weinen.

„Sie haben die Kräfte eines Mädchens überwunden,“ schluchzte sie, „Sie falscher Ritter! Was zaudern Sie nun, mich zu töten? Niemand sieht ja Ihr Verbrechen, als Gott!“

Der unglückliche Vater war so sehr von Schmerz zerrissen, daß er diese Worte nicht hörte. Unausprechliche Qualen verzehrten ihn und benahmen ihm fast die Besinnung; sein Haupt sank kraftlos auf die Brust.

Währenddessen hatten Mathildens Augen sich geschlossen, und sie schien zu schlafen. Ein lichter Hoffnungsstrahl drang in des Vaters Herz; diese Ruhe konnte sein Leiden und die Schmerzen seiner Tochter lindern. In diesem Gedanken verhielt er sich ganz still, um den Schlaf seines Kindes nicht zu stören. Er betrachtete sie mit liebevollem Blick und empfand bei allen seinen Schmerzen doch noch eine wehmüthige Freude.

### 13. Der Kriegsrat.

**K**urze Zeit, nachdem Breydel das zerstörte Schloß Male verlassen hatte, kam er mit seinen Genossen nach St. Kruiß. Bereits unterwegs waren ihm viele Brügger entgegen gekommen und hatten ihm verkündigt, daß die französische Besatzung der Stadt unter Waffen getreten sei, um ihn zu empfangen. Durch den errungenen Triumph noch siegestrunken, hörte er auf keine Warnungen und hielt sich für mächtig genug, trotz der Franzosen Brügge zu betreten; aber einige Schritte hinter dem Dorfe St Kruiß ward er mit seinen Fleischern durch ein unerwartetes Hinderniß aufgehalten.

Der Weg war bis an das Stadthor so mit fliehenden Menschenmassen gefüllt, daß es unmöglich gewesen wäre, hindurch zu dringen. Meistens waren es Greise, Frauen und Kinder.

Neugierig fragte Breydel viele der vorbeifließenden Leute, weshalb sie ihre Stadt verlassen.

„O Herr,“ rief die eine, „die Franzosen wollen uns lebendig verbrennen; wir entfliehen einem bitterm Tode!“

Als Breydel durch eine zweite Frage sich die Sache aufklären wollte, erhob sich eine kräftige Stimme und schrie:

„Wehe! wehe! Sie verbrennen unsere Vaterstadt . . . . Sehet, die Flammen erheben sich über unsern Dächern. O wehe! wehe!“

Breydel, der bis dahin erstaunt stehen geblieben war, wandte sein Gesicht nach der Stadt und gewahrte die roten Flammen und den wirbelnden Rauch über den Wällen. Mut und Schmerz entbrannten in seinem Busen, und nach der Stadt zeigend, rief er aus:

„O Leute, ist einer unter euch feige genug, seine Stadt so verwüsten zu lassen? Nein! Sie sollen sich an diesem Freudenfeuer nicht ergötzen! Auf! auf!“

Von seinen Genossen begleitet, sprang er mit unwiderstehlicher Gewalt zwischen die Menge und trieb die erschreckten Familien auseinander. Während er sich noch wunderte, keine streitbaren Leute oder Junstgefelln anzutreffen, stieß er unerwartet auf eine geordnete Schar. Sie bestand aus fast fünftausend bewaffneten Webern. Jetzt hörte er eine Stimme, die das Geräusch der Waffen beherrschte. Er erkannte Dekoninck, welcher folgende Ansprache hielt:

„Daß ihr nur eure Ruhe und euren Mut behaltet, Gesellen! Niemand verlasse sein Glied!“

„Aber was bedeutet das?“ rief Jan Breydel, als er sich Dekoninck genähert hatte. „Sie belustigen sich mit schönen Übungen und leiden, daß man unsere Stadt verbrennt?“

„Immer hitzig — immer leidenschaftlich!“ antwortete Dekoninck. „Was sprechen Sie nur von Brennen?“

„Aber, Meister Peter, sind Sie denn blind? Sehen Sie die Flamme denn nicht, die über unseren Mauern sich erhebt?“

„Nun, das ist das Stroh, welches wir angezündet haben, um unsere Troßwagen ungehindert durch das Thor zu bringen. Die Stadt hat keine Not, mein Freund! Kommen Sie zurück mit mir nach St. Kruis, ich habe wichtige Geheimnisse mitzuteilen! Stellen Sie Ihre Fleischer an die Spitze unseres Zuges! Wollen Sie?“

„Ich muß wohl, denn ich weiß nicht, was im Werk ist. Lassen Sie Ihre Weber einen Augenblick still stehen!“

Dekoninc gab den gewünschten Befehl. Jan Breydel rief mit lauter Stimme:

„Genossen, schart euch in Gliedern an die Spitze des Juges! Jeder in seine Abtheilung, rasch!“

Als es geschehen war, wandte er sich an Dekoninc:

„Wir sind fertig, Meister! Sie können gebieten.“

„Nein, Breydel,“ antwortete der Vorsteher der Weber, „ich überlasse Ihnen den Oberbefehl; Sie haben mehr das Ansehen eines Heerführers, als ich.“

Der Vorsteher der Fleischer freute sich sehr über diese Huldigung und rief mit donnernder Stimme:

„Fleischer und Weber! In mäßigem Schritt . . . vorwärts!“

Auf diesen Befehl setzten sich die Scharen in Bewegung, und das kleine Heer zog langsam weiter. In kurzer Zeit kamen sie nach St. Kruis zu den Frauen und Kindern, die sich dort mit Hab und Gut niedergelassen hatten.

Dekoninc ging mit Breydel in ein Haus, das am Wege stand, und ließ sich von den Bewohnern ein Zimmer anweisen. Mit der größten Ehrerbietung räumten ihm die Landleute ihre ganze Wohnung ein und führten die beiden berühmten Brügger in eine Kammer zu ebener Erde. Dekoninc nahm die Lampe der Frau, welche sie dahin führte, aus der Hand, und nachdem sie das Zimmer verlassen hatten, schloß er die Thür fest zu, damit sie niemand belauschen oder überraschen könnte. Er gab Breydel einen Zettel und setzte sich neben ihn. Während der Fleischer ihn neugierig ansah, begann er:

„Erst will ich erklären, warum wir die Stadt in der Nacht gleich Flüchtlingen verlassen. Schuld ist Ihre unvorsichtige Mache, welche Sie gegen Ihr Gelübde an der Besatzung von Male ausgeübt haben. Als die Flammen sich himmelhoch über dem Walde erhoben, wurden die Sturmglocken in der Stadt gezogen, und alle Einwohner liefen ängstlich zusammen; — in diesen traurigen Zeiten haben sie immer den Tod vor Augen. Herr von Mortenah hatte seine französischen Söldner, der eigenen Sicherheit wegen, auf dem Markt versammelt. Man wußte nicht, was es gab; aber als einige Ihrer Schlachtopfer von Male zu ihm kamen und laut um Rache an den Brüggern riefen, waren sie nicht mehr zu halten: sie wollten alles verbrennen und er-

morden, und Herr von Mortenay mußte sie mit Todesstrafe bedrohen, um sie zu bändigen. Sie können wohl denken, daß ich bei dieser Lage der Dinge meine Weber versammelte und mich zu blutiger Gegenwehr bereit machte. Vielleicht wäre es uns geglückt, die Franzosen selbst zu verjagen, aber dieser Kampf konnte uns nur schädlich sein; dies werde ich Ihnen gleich beweisen. Ich ging dann unter freiem Geleite zu Herrn von Mortenay und erlangte von ihm, daß er der Stadt nicht schaden möge, unter der Bedingung, daß wir alle stehenden Fußes fortzögen. Bei Sonnenaufgang aber wird er alle in der Stadt gebliebenen Plawaarts hängen lassen."

Brehdel zürnte heftig, als er diese schändliche Bedingung mit so kaltem Blute von dem Vorsteher der Weber erzählen hörte.

"Ist es möglich," rief er, „daß Sie dies so feigherzig angenommen haben? Sie lassen sich wie eine Herde dummer Schafe vertreiben? Wäre ich zur Stelle gewesen, Sie hätten Brügge nicht verlassen."

"Ho, wären Sie da gewesen! Wissen Sie, was dann geschehen sein würde? Die Straßen von Brügge würden voll Leichen liegen, und die zerstörenden Flammen würden unsere Häuser jetzt in Asche gelegt haben. Wer gab uns aber die Befugnis, zu morden und zu brennen, wie Sie es in Male getrieben habt? Wer hat diese Handlungen, welche auf Erden mit dem Tode und bei Gott mit Verdammung bestraft werden, bei uns gesetzlich gemacht?"

Brehdel blickte Dekoninck mißvergnügt an und antwortete:

"Aber, Meister, haben wir nicht unser Leben und Gut verteidigt, und hat die Liebe zu unserm gesetzmäßigen Herrn, dem Löwen, uns nicht dazu getrieben? Ich weiß mich frei von aller Missethat und hoffe fest, daß mein Beil sein letztes Schlachtopfer noch nicht gesehen hat."

"Wer hat Sie denn berechtigt, Blut zu vergießen? Haben Sie denn auf Befehl der rechtmäßigen Obrigkeit gehandelt? Nein, aus Nachsicht haben Sie gehandelt. Aber hören Sie, was ich inzwischen gethan habe! Ich habe unsern Grafen Gwyde von unsern Bemühungen zur Befreiung des Vaterlandes in Kenntnis gesetzt, und er hat dieselben mit seiner fürstlichen Billigung bekräftigt. Jetzt sind wir keine Meuterer mehr, mein Freund, — nun sind wir gesetzliche Feldobersten unseres Landesherrn."

"Dank Ihnen, Meister!" rief Brehdel begeistert aus. „Nun ver-

steh' ich Sie. Wie klopft mir das Herz bei diesem Ehrennamen! Ja, ich war ein Meuterer, ich sehe es, aber nun bin ich ein würdiger Krieger. Die Franzosen werden diese Veränderung fühlen."

"Von dieser Guttheilung unseres Fürsten habe ich Gebrauch gemacht," fuhr Dekoninck fort, „um alle Freunde des Vaterlandes zum allgemeinen Aufstand anzuregen, und das ist mir geglückt; auf den ersten Ruf werden in allen Ständen Flanderns mutige Klauwaarts aus dem Boden wachsen. Und dann, mein heldenmütiger Freund, dann soll die Sonne der Freiheit nicht einen einzigen Franzosen mehr in Flandern bescheinen!"

Brehdel umarmte Dekoninck mit ungestüme Freude.

"O mein Freund," rief er, „wie sehr fühle ich mein Herz durch Ihre Worte ergriffen! Ich bin der glücklichste Mensch auf Erden! O Vaterland, wie groß machst du die Seelen derjenigen, die dich lieben!"

"Sie wissen noch nicht alles, Meister! Der junge Gwyde von Flandern und Johann, Graf von Namur, die beiden Brüder des Löwen, haben sich mit uns vereinigt, und noch mehrere mächtige adelige Herren werden uns beistehen. Heute Morgen um neun Uhr werden die flämischen Herren zusammen kommen, um den Tag der Rache zu bestimmen. Der junge Gwyde bleibt als Feldherr unter uns; die übrigen kehren unmittelbar nach ihren Gütern zurück, um ihre Leute bereit zu halten. Es dürfte rathsam sein, daß auch Sie mitgingen, damit sie die genommenen Maßregeln aus Unwissenheit nicht etwa vereiteln. Wollen Sie mit mir zum Weißen Busch bei Dale gehen?"

"Wenn Sie es wünschen, Meister, — aber was werden unsere Genossen über unsere Abwesenheit sagen?"

"Dafür ist bereits gesorgt; ich habe sie von meiner Abreise in Kenntnis gesetzt und den Oberbefehl dem Vorsteher Lindens übergeben. Er wird sich mit unsern Leuten nach Damme begeben, um uns dort zu erwarten. Kommen Sie, wir reisen augenblicklich ab, denn es wird schon Tag!"

In aller Eile wurden zwei gefattete Pferde vorgeführt, und nachdem Brehdel seinen Fleischern die nötigen Befehle gegeben hatte, verließen die beiden Vorsteher das Dorf St. Kruis.

Nachdem sie eine ganze Stunde mit verhängtem Bügel fort geritten

wären, erreichten sie Nieuwenhove und die Stelle, wo der schwarze Ritter mit Mathildens Räubern gekämpft hatte; sie sahen die blutigen Leichen am Boden liegen.

„Es sind Franzosen,“ murmelte Defoninc vorbeitend, „vorwärts, Meister, wir dürfen uns nicht aufhalten!“

„Horch!“ rief Brehdel plötzlich, „vernehmen Sie nicht dort hinten in den Ruinen von Nieuwenhove einen Laut, wie die Klagen eines Weibes? O mein Gott, sie haben die Jungfrau Mathilde aus Male hierher gebracht!“

Sofort sprang er vom Pferde und lief, ohne es anzubinden, in aller Eile nach den Ruinen.

Sein Freund folgte ihm dorthin, doch Brehdel war schon auf dem Vorhofe des Schlosses, ehe Defoninc von seinem Pferde gestiegen war. — Jemehr Brehdel sich den Ruinen näherte, desto deutlicher vernahm er die Klagen. Da er den Eingang zu dem Orte, woher der Ruf kam, nicht rasch genug fand, stieg er auf einen Haufen Steine und sah durch ein Fenster in den Saal. Er erkannte Mathilde auf den ersten Blick; der schwarze Ritter aber, der sie umarmen wollte, und gegen den sie sich verzweifelt wehrte, konnte ihm nicht anders als wie ein Feind erscheinen. Bei diesem Gedanken zog er das Beil unter seinem Wams hervor und sprang in den Saal.

„Schändlicher Räuber,“ rief er dem schwarzen Ritter zu, „ehrloser Franzose! Sie haben lange genug gelebt. Sie sollen nicht ungestraft Hand an die Tochter des Löwen, meines Herrn, gelegt haben!“

Der Ritter stand wie versteinert über diese plötzliche Erscheinung. Bald jedoch sammelte er sich einigermaßen und antwortete:

„Sie täuschen sich, Meister Brehdel, ich bin ein Sohn Flanderns. Seien Sie ruhig, die Tochter des Löwen ist gerächt!“

Brehdel wußte nicht, was er denken sollte, als er sich in flämischer Sprache anreden hörte. Mathilde aber lachte erfreut und rief:

„Tod ihm! Er hat meinen Vater eingekerkert und will mich zu der bösen Johanna von Navarra bringen.“

Der Ritter betrachtete die Jungfrau mit schmerzlichem Mitleiden, und Thränen strömten aus seinen Augen.

„Unglückliches Kind!“ seufzte er.

„Sie lieben und beklagen die Tochter des Löwen,“ sprach Brehdel,

die Hand des Ritters drückend, „vergeben Sie mir, ich habe Sie verkannt!“

In diesem Augenblick trat Dekoninck in den Eingang des Saales. Er erhob erstaunt die Hände über dem Haupte, und sich dann vor dem Ritter auf die Kniee werfend, rief er aus:

„O Himmel! Der Löwe, unser Herr!“

„Der Löwe, unser Herr?“ wiederholte Breydel, während er auch neben dem Vorsteher der Weber niederkniete. „Gott, was habe ich gethan!“

Sie blieben ehrerbietig und tief gebückt, ohne zu sprechen, vor dem Ritter knien.

„Steht auf, meine getreuen Unterthanen,“ sprach Nobrecht von Bethune, „ich weiß, was ihr für euren Fürsten gethan habt!“

Als sie sich erhoben hatten, fuhr er fort:

„Seht da meine Tochter! Bedenkt, wie das Herz eines Vaters bei diesem Anblick leiden muß! Und nichts, um ihr zu helfen, keine Speise, kein anderer Trank, als das kalte Wasser des Baches! Ihr seht es, der Herr prüft mich mit harten Schlägen.“

„Beliebt es Ihnen, durchlauchtiger Graf, zu befehlen, daß ich Ihnen dies alles besorge?“ fragte Breydel.

Bei dieser Frage lief er bereits nach der Thüre, doch ein gebieterisches Zeichen des Grafen nötigte ihn wieder zurück.

„Gehen Sie,“ sprach er, „suchen Sie einen Arzt, aber es sei ein treuer Unterthan! Verlangen Sie von ihm einen Eid, daß er nichts von dem, was er sehen oder hören mag, verraten wolle.“

„Herr Graf,“ rief Breydel hocherfreut, „ich weiß gerade einen meiner besten Freunde, den wärmsten Klauwaart in Flandern. Er wohnt zu Wardamme, ich werde ihn sogleich hierherbringen.“

„Ich ersuche Sie, den Löwen von Flandern nicht zu nennen, und empfehle jedem ein unverbrüchliches Stillschweigen. — Gehen Sie!“

Breydel verließ den Saal.

Nach manchen Fragen, welche der Graf an den Vorsteher der Weber in des Landes Angelegenheiten richtete, sprach er:

„Ja, Meister Dekoninck, ich habe in meiner Gefangenschaft durch Herrn Dietrich und Herrn von Neumland Ihre mißglückten Versuche

erfahren. Es ist mir eine große Freude, noch so treue Unterthanen zu haben, während die meisten Edeln mich verlassen haben."

"Es ist wahr, durchlauchtiger Graf," antwortete Defoninck, "viele Herren haben sich gegen das Vaterland erklärt, doch die Zahl der treugebliebenen Edeln ist größer, als die der ungetreuen." Er erzählte ihm sodann von der beabsichtigten Versammlung im Weißen Busch, wo auch seine beiden Brüder erscheinen würden.

"O Gott," rief der Löwe, "und ich kann sie nicht umarmen! Herr Dietrich hat Ihnen gesagt, unter welcher Bedingung ich meine Gefangenschaft verlassen habe; ich will das Leben dessen, der mich augenblicklich in Freiheit gesetzt hat, nicht in Gefahr bringen. Dennoch wünsche ich, meine Brüder zu sehen; ich will mit Ihnen gehen, aber mit geschlossenem Mäulchen. Wenn ich es für nötig halte, mich zu entdecken, werde ich Ihnen ein Zeichen geben, und Sie sollen dann den anwesenden Rittern ihr Ehrenwort abnehmen, daß sie das Geheimnis meines Namens bewahren wollen; wenn sie dies verweigern, werde ich mich nicht entdecken. Ich werde auch nicht sprechen."

"Ihr Wille soll geschehen, mein Herr! Seien Sie überzeugt, daß Sie mit mir zufrieden sein sollen; ich begreife Ihre Absicht sehr wohl. — Die kranke Mathilde scheint zu schlafen; möchte die Ruhe ihr heilsam sein!"

"Sie schläft nicht, das arme Kind, — sie schlummert aus Mattigkeit. Aber, mich dünkt, ich höre Menschentritte. Nun ich meinen Helm aufgesetzt habe, kennen Sie mich nicht mehr — vergessen Sie das nicht!"

Der Arzt kam mit Breydel in den Saal; er grüßte ehrerbietig den schwarzen Ritter und ging, ohne etwas zu sagen, zu der Kranken. Nachdem er die gewöhnlichen Untersuchungen vorgenommen, erklärte er, daß der Jungfrau schleunigst zur Ader gelassen werden müsse, und gab ihr demnach mit der Lanzette einen Stich in eine Ader des linken Armes, während die beiden Vorsteher sie auf dem Bette festhielten. Er stillte das hervorsprudelnde Blut nicht eher, als bis ihre Kräfte zu schwinden begannen. Sie atmete noch einigemal tief auf und verfiel dann in eine krampfhafte Ohnmacht. Dann wurde ihr der Arm verbunden — und sie schien zu schlafen.

"Mein Herr," sprach der Arzt sodann, zu Kobrecht gewandt, "ich

versichere Ihnen, daß die Jungfrau keine Gefahr leidet. Die Ruhe wird ihren Geist wiederherstellen."

Sobald der Graf diese tröstenden Worte hörte, winkte er den beiden Vorstehern und ging aus dem Saal. Außerhalb der Ruinen sprach er zu Breydel:

"Meister, ich empfehle mein Kind Ihrer Sorge. Kehren Sie zu ihr zurück und bewachen Sie die Tochter Ihres Grafen bis zu meiner Wiederkehr! Meister Peter, wir gehen nach dem Weißen Busch."

Nachdem er seinen Traber geholt, ritt er aus den Ruinen. Defoninck begleitete ihn zu Fuß und ließ sein Pferd am Wege stehen, obgleich er mit dem Grafen daran vorbeikam; denn er wußte sehr wohl, daß es ihm nicht ziemte, neben seinem Landesherrn zu reiten. — Kurz vor dem Weißen Busch kamen ihnen ungefähr zehn Herren entgegen und kehrten, Defoninck erkennend, mit ihnen in den Wald zurück.

Die vornehmsten unter ihnen waren Johann, Graf von Namur, und der junge Gwyde, die Brüder Robrechts von Bethune. Die Gegenwart eines unbekanntes Ritters stößte allen das größte Mißtrauen ein, und sie sahen Defoninck an, als ob sie von ihm schleunige Aufklärung erwarteten. Der Vorsteher der Weber trat mitten unter sie und sprach:

"Meine Herren, ich bringe Ihnen den größten Feind der Franzosen, den edelsten Ritter von Flandern. Ein sehr triftiger Grund, an den das Leben eines vortrefflichen Menschen geknüpft ist, verbietet ihm, sich augenblicklich Ew. Edeln zu erkennen zu geben; belieben Sie deshalb, es ihm zum Guten zu deuten, daß er seinen Helm geschlossen hält und auch nicht spricht — denn seine Stimme ist Ihnen allen wie die Stimme Ihrer Mutter bekannt! Meine lang erprobte Treue ist Ew. Edeln eine Bürgschaft, daß ich keinen falschen Bruder zuführen werde."

Die Ritter verwunderten sich über diese sonderbare Erklärung und versuchten es, den Namen des Unbekannten zu raten; doch da die Gegenwart des gefangenen Löwen ihnen gar nicht möglich scheinen konnte, waren alle ihre Vermutungen vergebens. Sie verließen sich indes vollständig auf die Vorsicht des Vorstehers der Weber und sandten ihre Diener nach verschiedenen Richtungen aus, um sich vor einer unerwarteten Überraschung zu sichern. Defoninck begann dann folgendermaßen:

„Ich glaube, daß unser Foch mit einem kräftigen Versuche abgeschüttelt werden kann. Ein glücklicher Zufall ist uns wunderbar zu statten gekommen: Der Vorsteher der Fleischer hat das Schloß Male zerstört, und infolgedessen hat Herr von Mortenah alle Plauwaarts aus Brügge verjagt; nun befinden sich mehr als fünftausend Zunftgenossen zu Damme. Siebenhundert Fleischer haben sich zu uns gesellt, und ich kann Ew. Edeln versichern, daß diese letztern mit ihrem Vorsteher Breydel vor zehnmal so viel Franzosen nicht zu weichen brauchen; es ist eine wahre Löwenschar. Wir besitzen nun ein Heer, das nicht zu verachten ist, und können auf der Stelle gegen die Franzosen in den Kampf ziehen, wenn uns durch Sie die nötige Hülfe aus den andern Städten zugesandt wird. Dies ist dasjenige, was ich Ihnen zu wissen thun mußte; es beliebe nun Ew. Edeln, die nötigen Maßregeln zu nehmen!“

Es folgte jetzt eine längere Beratung. Einzelne waren dafür, unverzüglich gegen die Franzosen loszuschlagen. Die Mehrheit aber machte geltend, daß man nur dann Aussicht auf Erfolg haben könne, wenn man mit der größten Behutsamkeit und Vorsicht zu Werke gehe. Man beschloß deshalb, zunächst überall den Aufstand gründlich vorzubereiten.

In dem Augenblick, als sich die Herren trennen wollten, hielt der schwarze Ritter sie durch einen Wink zurück und sprach:

„Meine Herren . . .“

Seine Stimme erregte allgemeines Erstaunen unter den Rittern; sie sahen einander mit flüchtigen Blicken an, um ihre eigene Vermutung in den Mienen der anderen bestätigt zu finden. Aber der junge Gwyde stürzte vor und rief:

„O glückliche Stundel! Mein Bruder, mein lieber Bruder!“

Mit ungestümer Gewalt riß er den Helm von dem Haupte des schwarzen Ritters und umarmte ihn mit der wärmsten Liebe.

„Der Löwe, unser Graf!“ war der allgemeine Ausruf.

Kobrecht drückte den jungen Gwyde mit Zärtlichkeit an sein Herz; dann wandte er sich zu seinem andern Bruder, Johann von Namur, und nachdem er auch ihn umarmt hatte, sprach er:

„Meine Herren, ich würde mich aus wichtigen Gründen nicht entdeckt haben, aber es scheint mir Pflicht, euch etwas zu sagen, was

euern Entschluß verändern muß. Wißt, daß der König von Frankreich all seine Lehnsleute mit ihren Untergebenen entboten hat, um gegen die Mauren zu Felde zu ziehen! Die Zusammenkunft ist auf Ende Juni bestimmt. Also noch einen Monat, und Philipp der Schöne befindet sich an der Spitze von siebentzigtausend Mann; bedenkt nun, ob es nicht ratsam sein dürfte, die Befreiung vor diesem Zeitpunkte zu bewirken; später wird dieses unmbglich! Ich befehle euch nichts, denn morgen muß ich in meine Gefangenschaft zurückkehren."

Die Ritter fühlten, daß diese Worte begründet waren, und kamen überein, mit möglichster Eile zu verfahren. Dieses veränderte ihren Plan insoweit, daß sie nicht länger warten, sondern schleunigst mit ihren Scharen zu Dekonink nach Damme kommen wollten. Der junge Gwyde wurde, als der nächste Blutsverwandte Robrechts, zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt. Nachdem die Verabredungen getroffen waren, reisten die Herren ab. Robrecht blieb allein mit seinen Brüdern, seinem Neffen Wilhelm von Füllich und Dekonink.

"O Gwyde," sprach Robrecht tief bewegt, "o Wilhelm! Ich bringe euch eine Nachricht, so schrecklich, daß der Gedanke daran mir schon die Augen mit Thränen füllt. Unsere Schwester Philippine ist nach sechsjähriger harter Gefangenschaft vergiftet und ihr Leichnam in die Seine geworfen!"

Gwyde und Wilhelm erblickten und starrten, ohne zu sprechen, vor sich hin.

"Meine Brüder," fuhr Robrecht fort, "besteht mir zu folgen; wir wollen eure Nichte Mathilde besuchen, sie ist nicht weit von hier! Ich werde euch unterwegs noch traurigere Dinge erzählen; laßt eure Diener hier warten!"

Robrecht erzählte ihnen dann, wie wunderbar er sein Kind aus den Händen der Franzosen befreit, und welchen Schmerz er in den Ruinen von Nieuwenhove erlitten habe. Bald kamen sie in den Saal, wo Mathilde ruhig zu schlafen schien. Ihre Wangen waren weiß wie Mabafter, und ihr Atem so schwach, daß sie vollkommen einer gefühllosen Leiche glich. Groß war die Bestürzung, die sich der Ritter bemächtigte; sie falteten in innigem Mitleiden die Hände, sprachen aber nicht; denn der Arzt hatte ihnen, den Finger auf den Mund legend, zu verstehen gegeben, daß die größte Stille erforderlich wäre.

Plötzlich bewegten sich die Lippen der Jungfrau, und von Zeit zu Zeit stieß sie unverständliche Laute aus. Mit einem kräftigeren Atemzuge drang das zweimal wiederholte Wort „Vater!“ wie ein süßer Harfenton in Kobrechts Ohr; im Übermaß seiner Liebe preßte er seinen Mund auf die Lippen der träumenden Tochter. — Dieser lange Kuß schien der Jungfrau neues Leben einzusflößen; eine leichte Röthe zeigte sich auf ihren Wangen, und ihre Augen öffneten sich unter sanftem und selbigem Lächeln.

Endlich sprach sie mit schwacher Stimme:

„O, mein Vater, mein geliebter Vater!“

„Meine liebe Mathilde,“ stammelte Kobrecht, „wie glücklich machst du mich!“

Allmählich erkannte Mathilde auch ihre gerührten Verwandten und begrüßte sie mit einigen herzlichen Worten.

Auch Dekonink und Breydel, welche mit entblößtem Haupte in einiger Entfernung von dem Lager standen, lächelte sie freundlich zu. Dann zog sie das Haupt ihres Vaters zu sich herab und fragte mit leiser Stimme:

„Wollen Sie mir etwas versprechen, mein vielgeliebter Vater?“

„Alles, mein Kind! Es wird mich glücklich machen, deine Wünsche zu erfüllen.“

„Nun gut, so bitte ich Sie, mein vielgeliebter Vater, diese beiden treuen Unterthanen nach Verdienst zu belohnen, — sie haben täglich ihr Leben für das Vaterland gewagt.“

„Deinem Wunsche soll genügt werden, Mathilde, verlaß dich darauf!“

Er winkte seinem Bruder und führte ihn aus dem Saal in den Vorhof.

„Mein Bruder,“ sprach er, „es ist billig, daß man die Liebe dieser beiden Vorsteher unserer guten Stadt Brügge nicht unbelohnt lasse; ich gebe Ihnen deshalb die nötige Vollmacht, diesen meinen Wunsch auszuführen. Wenn Sie auf dem Schlachtfelde inmitten aller Zünfte sein werden, so ist es mein Wille, daß Sie Dekonink und Breydel in Gegenwart aller ihrer Gesellen zu Rittern schlagen; so soll die Liebe zum Vaterlande in ihnen geabelt werden! Behalten Sie diesen Befehl wie ein Geheimnis in Ihrem Herzen, bis die Zeit gekommen

ist! Lassen Sie uns nun in den Saal zurückkehren, denn ich muß Sie verlassen!"

Kobrecht näherte sich seiner Tochter wieder, ergriff ihre Hand und sprach:

"Mein Kind, du weißt, wie ich meine Gefangenschaft verlassen habe; ein edelmütiger Ritter wagt sein Leben für mich in dem Kerker. Ich muß . . ."

Mathilde fiel ihm in die Rede:

"O, ich weiß, welch trauriges Wort auf Ihren Lippen schwebt. Sie müssen mich verlassen."

"Du hast es gesagt, mein edles Kind, ich muß zurück in meinen Kerker — ich habe auf meine Treue gelobt, nur einen Tag in Flandern zu bleiben. Weine nicht, das Unglück wird uns nicht lange mehr verfolgen!"

"Ich werde nicht weinen, das wäre eine Sünde. Ich bin dem Herrn dankbar für so viel Trost und werde durch Geduld und Gebet mein Glück von ihm zu verdienen suchen. Gehen Sie, mein Vater, geben Sie mir noch einen Kuß — und mögen die Engel des Himmels Sie auf Ihrer Reise begleiten!"

"Vorsteher Breydel," sprach Kobrecht, "ich gebe Ihnen den Befehl über die Leute von Brügge; Meister Dekonint sei der oberste Anführer! Jetzt ersuche ich Sie, eine gute Wärterin zu meiner Tochter zu bringen; besorgen Sie ihr auch andere Kleider! Demnächst werden Sie sie von hier fortführen! Ich stelle sie unter Ihren Schutz, damit sie dem Namen gemäß, dem sie entsprossen, behandelt werde! — Meister Breydel, belieben Sie mein Ross auf den Vorhof zu führen!"

Nachdem Kobrecht Abschied von seinen beiden Brüdern genommen hatte, umarmte er seine Tochter noch einmal mit der größten Innigkeit.

Mathilde küßte ihn zu wiederholten Malen und hielt ihn fest umschlungen.

"Nun, mein Kind," sagte Kobrecht, "tröste dich, ich werde bald für immer zurückkehren! — Binnen wenigen Tagen wird dein guter Bruder Adolf wieder bei dir sein."

"Gehen Sie mit Gott, mein lieber Vater!"

Nobrecht verließ endlich seine Tochter und stieg mit den andern Rittern zu Pferde.

Dekontinck und Brehdel vollbrachten die Befehle des Löwen, ihres Gebieters. Gegen Abend waren alle zu Damme im Lager der Brügger.

#### 14. Der Franzosen Rache.

Während der auf diese Vorfälle folgenden acht Tage verließen noch mehr als dreitausend Bürger die Stadt Brügge und begaben sich nach Mardenburg zu Dekontinck oder nach Damme zu Brehdel. Durch die Entfernung dieser streitbaren Männer ermutigt, überließen sich die Franzosen allen Bügellosgkeiten und behandelten die zurückgebliebenen Klauwaarts wie gekaufte Sklaven. Nichts konnte sie an ihrer schändlichen Rache hindern; sie raubten ungeföhrt alles, was ihnen beliebte, holten die Waren mit Gewalt aus den Läden und bezahlten sie mit Schimpfworten und Schmähungen. Dies erbitterte die gedrückten Bürger so sehr, daß sie sich sämtlich weigerten, den Franzosen noch ein Stück Fleisch oder einen Bissen Brotes zu verkaufen. Sie verbargen die Lebensmittel in der Erde, um sie den Nachforschungen des Feindes zu entziehen, und in vier Tagen war die Besatzung so ausgehungert, daß sie haufenweise auf den Feldern umherlief, um etwas zu finden. Zu ihrem Glück wurden sie noch einigermaßen durch die Sorge der Leilaarts versehen; desungeachtet herrschte aber fortwährend ein drückender Mangel in der Stadt. Wenn die Zollbiener Samstags herumgingen, um die Steuer in Empfang zu nehmen, fanden sie nie einen Mann zu Hause; es war dann, als ob alle Bürger die Stadt verlassen hätten. Jan von Gistel, der Zollmeister, von seinen Landsleuten verachtet und gehaßt, nahm die Gelegenheit wahr, um den Feldherrn Chatillon zur Strenge anzutreiben. Er schilderte die Widerspenftigkeit der Brügger mit schwarzen Farben und rief um Rache wegen ihrer Starrköpfigkeit. Chatillon entbrannte zu heftigem Zorn und beschloß, einen kräftigen Versuch zu machen, die Freiheit Flanderns im Blute der Widerspenftigen zu ersticken. Er versammelte schleunigst siebenzehnhundert Reiter aus dem Hennegau, der Pikardie und dem französischen Flandern, fügte hierzu

noch eine große Abteilung Fußknechte und zog mit diesem Heer nach Brügge.

Zwischen den Lebensmitteln und andern Dingen, welche dieser Zug mit sich führte, waren auch einige große Fässer voller Seile und Schlingen, denen von Chatillon eine furchtbare Bestimmung gegeben war: Dekontinck, Breydel und alle ihre Genossen sollten damit gehängt werden.

Um den Klawwaarts keine Zeit zur Vorbereitung von Meutereien zu lassen, hatte der französische Landvogt Herrn von Mortenay seine Ankunft insgeheim angezeigt; niemand, als der Stadtvogt wußte etwas von den schrecklichen Dingen, die da kommen sollten.

Am 18. Mai 1302, um neun Uhr morgens, rückte das französische Heer mit fliegenden Fahnen in die Stadt. Chatillon ritt an der Spitze seiner siebenzehnhundert Reiter; seine Blicke waren wild und drohend; die Herzen der Bürger befiel ein peinliches Angstgefühl, und sie sahen bereits einen Theil der Leiden, die ihrer warteten, voraus.

Die Beliaarts hatten sich auf dem Freitagsmarkt bei der Besatzung versammelt. Ihnen war die Ankunft des Landvogts angenehm. Sobald er sich ihnen nahete, riefen sie zu wiederholten Malen:

„Heil Frankreich! Heil dem Landvogt!“

Auch das Volk war aus Neugierde zusammengelaufen und hatte sich in einer dichtgedrängten Schar am Freitagsmarkt versammelt. Auf aller Zügen zeigte sich ein unaussprechlicher Ausdruck von Furcht und Beklemmung. So sehr sich aber auch alle vor der Rache des Landvogts fürchteten, rief doch keiner von ihnen: „Heil Frankreich!“ Obgleich sie jetzt ohnmächtig waren, glühete doch der Haß gegen die Unterdrücker Flanderns in ihrem Herzen.

Während sie auf die Bewegung der Franzosen hinstarrten, hatte von Chatillon seine Leute in folgender Weise aufgestellt: eine lange Reihe Reiter stand an jeder Langseite; an einer Querseite stand eine Abteilung Söldner; eine Seite hatte man absichtlich offen gelassen, damit die Bürger sehen könnten, was vor sich ging. Als diese Anordnung getroffen war, wurden die übrigen Reiter und Söldner im stillen nach den Stadthoren geschickt, um dieselben zu schließen und zu bewachen.

Chatillon stand mit einigen Anführern in der Mitte seiner Reiter. Der Kanzler Peter Floette, der Stadtvogt von Mortenay und Jan von Gistel, der Leliaart, schienen mit ihm über einen sehr wichtigen Gegenstand zu verhandeln. Obgleich sie nicht so laut sprachen, daß sie von den Bürgern hätten gehört werden können, so verstanden doch die französischen Offiziere zuweilen etwas davon; mancher brave Ritter blickte mitleidig auf das bange Volk und mit Verachtung auf den Verräter von Gistel, — als dieser zum Landvogt sprach:

„Ich wiederhole es: der Tod allein kann das Feuer des Aufbruchs in unserer Stadt dämpfen. Ich habe die Namen der hartnäckigsten Klawwaarts in meinem Gedächtnis; solange die Meuterer frei in Brügge umherwandeln können, ist Ruhe unmöglich.“

„Wie hoch beläuft sich ihre Zahl?“ fragte von Chatillon.

„So ungefähr auf vierzig.“ war die kalte Antwort.

„Wie?“ rief von Mortenay entrüstet aus, „Sie wollen vierzig dieser Bürger hängen lassen? Die Räubersführer Defoninck und Breydel mit ihren Anhängern sind, das gebe ich zu, des Todes schuldig, aber nicht diese schwachen Bürger, welche Sie aus persönlicher Rache gehängt sehen möchten.“

„Herr von Mortenay,“ bemerkte von Chatillon, „Sie selbst haben mich benachrichtigt, daß sie Ihren Söldnern kein Essen mehr verkaufen wollen; ist das nicht genug?“

„Es ist wahr, Herr Landvogt, sie haben sich dessen ungerechtere Weise geweigert. Es war ihre Pflicht, als Unterthanen zu gehorchen; aber meine Söldner haben auch in sechs Monaten keine Bezahlung erhalten, und die Flamländer wollen nur gegen bares Geld verkaufen. Ich würde es in der That bedauern, wenn meine Meldung so beklagenswerte Folgen haben sollte.“

„Diese Rücksicht kann Frankreichs Krone sehr schädlich sein,“ sprach von Gistel. „Es wundert mich, daß Herr von Mortenay die aufrehrerischen Brügger verteidigt!“

Der edelmütige Stadtvogt betrachtete den Leliaart mit Verachtung und antwortete:

„Wenn Sie Ihr Vaterland liebten, so würden Sie den Tod Ihrer unglücklichen Brüder nicht verlangen, und ich, ein Franzose, brauchte sie nicht zu verteidigen. — Und damit der Land-

vogt es vernehme: die Brügger würden uns die Lebensmittel nicht verweigert haben, wenn Sie die Steuer nicht auf eine so unvernünftige und tyrannische Weise belgetrieben hätten. Ihnen verdanken wir diese Unruhen; Sie suchen Ihre Landsleute nur zu bedrücken und flößen ihnen dadurch einen bitteren Haß gegen uns ein."

"Sie alle sind meine Zeugen, daß ich die Befehle des Herrn von Chatillon getreulich ausgeführt habe," entgegnete von Gistel.

"Dies war durchaus Ihre Absicht nicht," erwiderte von Mortenay, „sondern Sie wollten sich für die Verachtung der Brügger rächen. Es ist ein großer Mißgriff des Königs, unseres Gebieters, daß er einen Mann, der von allen verachtet wird, als Zollmeister über Flandern gestellt hat."

"Herr von Mortenay," rief von Gistel leidenschaftlich, „Sie werden mir Rechenschaft über diese Worte geben."

"Meine Herren," fiel von Chatillon ihnen in die Rede, „ich verziele Ihnen, in meiner Gegenwart weiter miteinander zu verhandeln; Ihre Schwerter mögen diesen Streit entscheiden! Ich sage Ihnen, Herr von Mortenay, daß Ihre Redensarten mir sehr mißfallen, und daß der Zollmeister meinem Willen gemäß gehandelt hat. Die Krone von Frankreich muß gerächt werden, und wenn die Rädelsführer die Stadt nicht verlassen hätten, würden mehr Galgen als Straßen in Brügge sein. Bis ich nach Damme gehe, die Zünfte zu strafen, will ich dieser aufrührerischen Stadt ein abschreckendes Beispiel geben. — Herr von Gistel, nennen Sie mir die acht starrköpfigsten Klauwaarts, auf daß das Recht schleunigst gehandhabt werde!"

Um seiner Rache nicht verlustig zu gehen, ließ von Gistel seine Augen über das bestürzte Volk gleiten und suchte acht der anwesenden Männer unter der Menge aus; demnächst nannte er dieselben dem Landvogte. Hierauf wurde ein Herold vor das Volk gesandt. Nachdem er mit seiner Trompete zur Stille aufgefordert hatte, rief er:

"Im Namen des mächtigen Königs Philipp, unseres Herrn und Gebieters, werden die Bürger, deren Namen ich jetzt verkündige, auf der Stelle vor meinen Felbherrn von Chatillon gerufen und entboten; die sich nicht einstellen, sollen unverzüglich und ohne Gnade mit dem Tode bestraft werden!"

Diese List glückte vollständig, denn sobald diese Namen abgerufen

wurden, kamen die Klauwaarts aus der Menge auf den Markt und begaben sich ohne Zögern zu Chatillon. Sie wußten wohl, daß sie nichts Gutes zu erwarten hatten, und würden sich vielleicht durch die Flucht gerettet haben, wenn dieses möglich gewesen wäre. Die meisten unter ihnen standen in den dreißiger Jahren; ein einziger Greis näherte sich, mit langsamen Schritten und gebeugtem Haupte. Sobald der letzte der Gerufenen herangekommen war, gab der Landvogt ein Zeichen, und die acht Klauwaarts wurden ungeachtet ihres Sträubens mit Stricken gebunden. Klagen und Murren entstand unter dem Volke, aber eine Abteilung der Reiter, die sich drohend vor den Bürgern aufstellte, machte daselbe bald verstummen. In wenigen Augenblicken wurde ein langer Galgen auf dem Markte aufgerichtet und ein Priester zu den Verurtheilten gebracht. Beim Anblick dieser schrecklichen Anstalten fleheten die Frauen und Brüder der unglücklichen Klauwaarts um Gnade, und das Volk drängte sich ungestüm zusammen. Lautes Schluchzen, untermennt mit Verwünschungen und Nachgeschrei, erhob sich aus der Schar der Bürger und lief wie ein Vorbote des Aufbruchs durch die Menge. Bald kam ein Trompeter und rief:

„Es sei euch kundgethan: Jeder Widerspenstige, der die Rechtspflege des Landvogts, meines Herrn, durch Rufen oder auf andere Weise zu stören wagt, soll neben den Meuterern an denselben Galgen aufgehängt werden!“

Bei dieser Ankündigung erstarb die Klage in jedem Munde, und Todesstille herrschte unter dem bangen Volke. Die Frauen weinten, die Augen gen Himmel gewandt, und fleheten zu dem, der die Menschen allein noch versteht und hört, wenn ein Tyrann sie auch der Sprache beraubt. Die Männer verfluchten ihre Ohnmacht und erglühten in fieberhafter Wut. Sieben Klauwaarts wurden der Reihe nach an den Galgen gehängt und starben angeichts ihrer Mitbürger.

Noch ein Klauwaart stand bei Herrn von Chatillon; die Reihe, gehängt zu werden, war jetzt an ihn gekommen; er hatte gebeichtet und sich bereit gemacht; dennoch eilte man nicht mit ihm; der Landvogt hatte den Befehl noch nicht gegeben. Währenddes bemühte sich von Mortenay, Gnade für den greisen Flamländer zu erlangen, aber von Gistel, der auf diesen Klauwaart einen besonderen Haß geworfen hatte, gab vor, er sei einer von den Rädelshörnern und habe sich der franzö-

fischen Herrschaft am meisten widersezt. Auf Befehl des Landvogts sprach er den alten Flauländer in folgender Weise an:

„Sie haben gesehen, wie Ihre Genossen ihrer Widerspenstigkeit wegen bestraft sind. Sie sind ebenso, wie sie, verurtheilt; dennoch will der Landvogt aus Ehrfurcht vor Ihren grauen Haaren Sie gnädig behandeln. Er schenkt Ihnen das Leben unter der Bedingung, daß Sie sich fortan wie ein unterthäniger Diener Frankreichs unterwerfen. — Retten Sie sich mit dem Ruf: Heil Frankreich!“

Der Greis warf einen Blick voll Zorn und Verachtung auf den Verräther und antwortete mit einem bitteren Lächeln:

„Ich würde das rufen, wenn ich Ihnen gleiche, wenn ich meine weißen Haare durch Schlechtigkeit besudeln könnte. Aber nein — ich verachte und troge Ihnen bis in den Tod. — Sie, Verräther, zittern! Sie werden auf Ihrem Bette nicht sterben! Sie wissen, daß ein Mensch in seiner letzten Stunde nicht lügen kann.“

Fan von Gistel erblickte bei dieser feierlichen Prophezeiung des Greises.

„Nun, was sagt der Meuterer?“ fragte von Chatillon.

„Mein Herr,“ antwortete von Gistel, „er verhöhnt mich und verachtet Ihre Gnade.“

„Man hänge ihn!“ war der Befehl des Landvogts.

Der Söldner, der das Henkeramt versah, nahm den Greis beim Arm, und dieser folgte ihm gehorsam bis an den Fuß der Leiter; es dauerte noch einige Augenblicke, ehe die Schlinge um seinen Hals gelegt war. Er empfing den letzten Segen des Priesters und setzte endlich seinen Fuß auf die Leiter, um an den Galgen zu steigen.

Aber plötzlich kam trotz der Wachen eine ungestüme Bewegung unter das Volk. Von einem unwiderstehlichen Drucke wankten einige gegen die Mauern der Häuser, andere wurden vorwärts gestoßen — und ein Jüngling mit bloßen Armen drang durch die Menge bis auf den Markt. Sobald er sich aus den dichtgedrängten Bürgern losgemacht, warf er einen wilden Blick über den Markt, sprang wie ein Pfeil vorwärts und rief:

„Mein Vater, o mein Vater! Sie sollen nicht sterben!“

In dem Augenblick, als er diese Worte aussprach, zog er den Dolch und stieß ihn bis an das Heft in die Brust des Henkers. Dieser

fiel mit einem schmerzlichen Schrei von der Leiter nieder und wälzte sich sterbend in seinem Blute. Währendes umfaßte der junge Klauwaart seinen Vater, hob ihn vom Boden auf und ließ mit dieser heiligen Bürde zwischen das Volk. Die Franzosen waren, wie erstarrt, regungslose Zuschauer dieses Auftritts gewesen; doch das dauerte nicht lange. Chatillon weckte sie bald aus ihrer Bestürzung. Ehe der Jüngling zehn Schritte weitergelaufen war, hatten ihn mehr als zwanzig Söldner eingeholt; er setzte seinen Vater auf den Boden und drohte mit dem noch rauchenden Messer seinen Feinden. Aber wohl fünfzig andere Flamländer umgaben ihn, so daß die Söldner in ihre Mitte bringen mußten, um ihn zu greifen. Wie groß aber wurde nicht die Wut der Franzosen, als sie ihre zwanzig Gefährten einen nach dem andern zu Boden fallen sahen! Die Messer blinkten mit einem Male in den Händen der umstehenden Klauwaarts, und die Söldner wurden unbarmherzig niedergestochen; freilich ließ auch mancher Flamländer das Leben.

Nun stürzte sich die ganze Reiterei wütend auf das flüchtende Volk. Die großen Schlachtschwerter trieben die Menge bald auseinander, und die Pferde zertraten die Widerspenstigen. Doch waren sie nicht ungerächt gestorben, denn sie hatten sich ein Bett von erschlagenen Franzosen bereitet. Auch der alte Vater und sein Sohn hatten den Tod gefunden. Das Volk floh wie ein reißender Strom mit ängstlichem Geschrei durch die Straßen hin. Jeder begab sich in aller Eile nach seiner Wohnung; Thüren und Fenster wurden geschlossen, und einige Stunden später hätte man denken sollen, die Stadt habe keine Einwohner mehr.

Wütend bis zur Raserei wegen des Todes ihrer Kameraden und von Natur zu Gewaltthätigkeiten geneigt, ließen die Söldner haufenweise durch die menschenleeren Straßen und ließen sich die Häuser der Klauwaarts von den Vellaarts zeigen. Sie schlugen Thüren und Fenster in Stücke, raubten Geld und Gut und zertrümmerten alles, was ihnen nicht kostbar genug oder zu schwer war. Alle Bewohner wurden grausam mißhandelt oder ermordet.

In der Wohnung Peter Defonincks blieb kein Stück ganz, selbst die Mauern würden nicht stehen geblieben sein, hätten die Plünderer die Zeit nicht zu anderen Missethaten gebraucht. Ein anderer Haufen

lief geradeswegs nach dem Hause des Vorstehers Breydel. In wenigen Augenblicken wurde die Thür in den Flur geworfen, und zwanzig Söldner traten fluchend in den Laden; sie begegneten niemanden, obgleich sie alle Stuben durchsuchten. Die Schränke wurden erbrochen, Geld und Gut geraubt und alles in Trümmer verwandelt. Während sie müde und ermattet mit boshafter Freude auf die Schutthaufen starrten, kam einer ihrer Genossen die Treppe herab und sprach:

„Ich habe etwas auf dem Boden gehört; es verbergen sich gewiß Flamländer unter dem Dache.“

Die Söldner wandten sich hastig nach der Treppe; jeder wollte zuerst hinauf, aber die Stimme ihres Genossen hielt sie zurück.

„Wartet, wartet!“ rief er. „Die Bodenluke ist wenigstens zehn Fuß hoch, und die Leiter haben sie hinaufgezogen; aber ich habe eine Leiter im Hofe stehen sehen und gehe, sie zu holen.“

Er kam bald mit derselben zurück und stieg mit seinen Genossen nach oben. Die Leiter ward unter die Luke gestellt, und man versuchte, dieselbe aufzuheben; aber dieses glückte nicht; ein starker Niegel hinderte sie daran.

„Wohlan!“ rief einer von ihnen, während er ein schweres Stück Holz vom Boden aufnahm, „da sie nicht gutwillig öffnen, wollen wir ein anderes Mittel versuchen.“

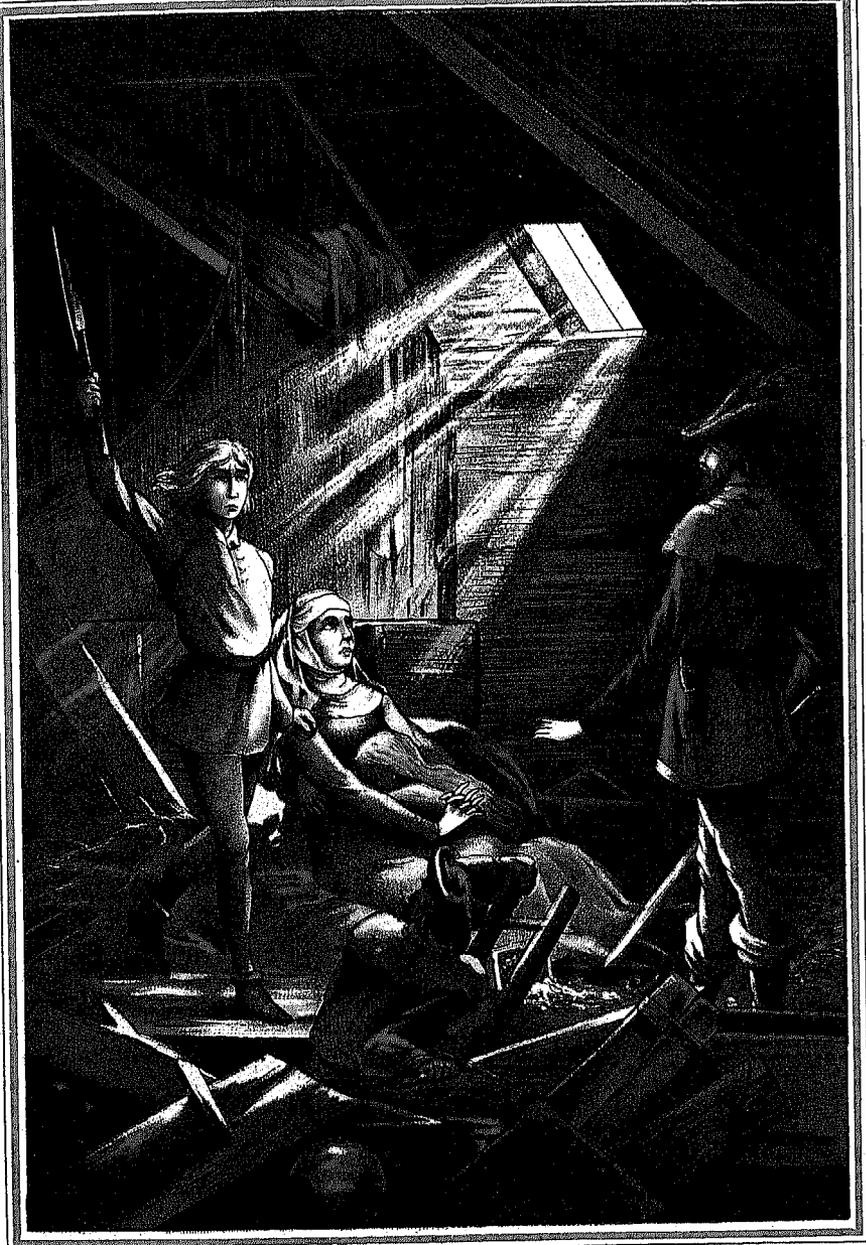
Mit dem Holz schlug er nun gewaltig vor die Luke, doch sie blieb fest und unbeweglich. Ein klagender Laut, so schmerzlich, als ob jemand sein Leben mit demselben ausgehaucht hätte, tönte vom Boden her.

„Ha, ha!“ riefen die Söldner, „sie liegen auf der Luke!“

„Wartet,“ sprach ein anderer, „ich werde sie bald davon vertreiben; wollt ihr mir ein wenig helfen?“

Sie nahmen nun einen schweren Balken und hoben ihn zusammen auf; dann stießen sie ihn mit solcher Gewalt gegen die Luke, daß die Bretter losbrachen und herabfielen. Mit rasendem Geschrei legten sie rasch die Leiter an und stürmten alle nach oben. Hier blieben sie plötzlich stehen; es schien, daß ihre Herzen erweicht seien, denn die Flüche erstarben auf ihren Lippen, und sie sahen einander unschlüssig an.

Im Hintergrund des Bodens stand ein Knabe, nicht über vierzehn Jahre alt, mit einem Schlächtheil in der Hand; bleich vor Angst und bebend hielt er die Waffe gegen die Franzosen gerichtet, ohne den



Litho u. Druck v. CARL MAYER'S KUNSTANSTALT, Nürnberg.

# Der Franzosen Rache.

geringsten Laut von sich zu geben. Aus seinen blauen Augen schossen Strahlen von Verzweiflung und Helldenut. Hinter dem jungen Fleischer knieten zwei Frauen auf dem Boden: eine alte Mutter, die Hände gefaltet, die Augen gen Himmel gerichtet, und eine zarte Jungfrau mit aufgelöstem Haar. Das geängstigte Mädchen hielt sein Gesicht in den Kleidern seiner Mutter verborgen und mit seinen Armen dieselbe, wie in Todesangst, umschlungen. In dieser Haltung saßen sie regungslos. Kein Seufzer oder Klagen kam über ihre Lippen.

Als die Söldner von ihrem ersten Erstaunen sich erholt hatten, näherten sie sich ungestüm den Unglücklichen und brachen in Drohworte gegen sie aus. Wie sehr wurden sie aber von Born hingerissen, als der junge Fleischer seinen linken Fuß zurücksetzte und verzweifelt sein Beil schwang! Einer wollte das Kind durchbohren; aber der Knabe wehrte den Degen ab und hieb mit verzweifelter Kraft seinen Feind in die Schulter, so daß dieser wankend seinen Genossen in die Arme fiel. Als ob dieser Schlag des Kindes Kraft erschöpft hätte, stürzte es rücklings zu Boden und blieb bewegungslos neben den Frauen liegen.

Die Söldner hatten sich um ihren verwundeten Genossen versammelt und entkleideten ihn unter furchtbarem Nachgeschrei. Währenddessen weinte die alte Frau in der größten Angst und flehte um Gnade.

„Es ist die Mutter des Fleischers, der so viele Franzosen zu Male ermordet hat,“ rief einer der Söldner, „sie muß sterben!“

„O nein, nein, mein Herr,“ erwiderte die alte Frau, „tauchen Sie Ihre Hände nicht in mein Blut — ich bitte Sie beim bitteren Leiden Christi, laßt uns das Leben! Nehmt alles, was wir besitzen!“

„Euer Geld! Euer Geld!“ rief eine Stimme.

Bei diesen Worten ergriff die Frau ein Kästchen, das hinter ihr stand, und warf es dem Söldner zu.

„Da, meine Herren,“ sprach sie, „das ist alles, was uns in der Welt geblieben ist — ich schenke es euch willig.“

Das Kästchen ging auf, und eine Menge Goldstücke und kostbarer Juwelen rollten auf den Boden. Während die Söldner sich einander wegstießen, um die Beute zu ergreifen, faßte einer das Mädchen mit drohender Gebärde beim Arm.

„Mutter, o Mutter, hilf mir!“ schluchzte die Jungfrau.

Aus Verzweiflung und Liebe zu ihrem Kinde, wurde die Mutter zu einer rasenden Furie. Sie sprang wütend auf den Söldner los und faßte ihn am Halse.

„Mein Kind,“ heulte sie, „mein Kind! Sie Bösewicht!“

Der Söldner aber setzte seinen Degen auf die Brust der Mutter und durchbohrte ihr grausam das Herz. Die unglückliche Frau ließ ihren Feind los und sank zu Boden.

Der Söldner riß sodann das goldene Gehänge aus den Ohren des jammernden Mädchens, zog ihr die Perlschnur vom Halse und die Ringe vom Finger. Dann ergriff er mit einem wilden Lachen seinen Degen und sprach, sie durchbohrend, höhniisch zu der sterbenden Mutter:

„Ihr sollt die lange Reise zusammen machen können, ihr flämische Brut!“

Die Mutter stieß noch einen schmerzlichen Schrei aus und sank dann tot auf die Leiche ihres Kindes.

Das alles war in wenigen Augenblicken vollendet, als die andern Söldner noch damit beschäftigt waren, die Juwelen zusammenzuraffen.

Ungefähr gegen Mittag ritt eine große Anzahl Reiter durch die Stadt, um die Söldner wieder zusammenzurufen; denn Herr von Chastillon war der Meinung, daß Frankreichs Krone nun hinlänglich gerächt sei. Es wurde ausgerufen, daß man die Leichen begraben und jeder nach seiner Wohnung zurückkehren möge.

Einige Klauwaarts, die in das Haus des Vorstehers Breydel gegangen waren, hatten die Leichen der beiden Frauen vom Boden geholt und brachten dieselben auf einer Tragbahre nach dem Dammenthore. Hier gab es ein trauriges, herzerreißendes Schauspiel. Tausende weinender Frauen, jammernder Kinder und schwacher Greise baten knieend, die Stadt verlassen zu dürfen; doch die Söldner, denen befohlen war, die Thore geschlossen zu halten, hörten auf kein Flehen und antworteten mit bitterm Scherz auf die Thränen der geängstigten Bürger. Da kam eine der Frauen auf den glücklichen Gedanken, ihre Juwelen den Wachen zu geben. Viele andere folgten diesem Beispiele, und bald lagen kostbare Halschnüre, Schlösser und Ohrgehänge nebst andern reichen Bieraten in einem großen Haufen vor dem Thore.

Die Söldner griffen gierig nach den schimmernden Gegenständen und versprachen, die Thore zu öffnen, wenn man ihnen alle diese Kostbarkeiten schenken wolle. Hastig warfen die Frauen ihr Geld und Gut auf den Boden, und die Thore wurden geöffnet.

Ein frohes Jauchzen begrüßte die glückliche Befreiung. Die Mütter nahmen ihre Kinder auf den Arm, der Sohn unterstützte seinen Vater, und so strömte alles durch das Thor. Die Männer, welche die Leichen der Mutter und Schwester Jan Breydels trugen, folgten den andern auf der Flucht, und hinter ihnen schloß sich das Thor wieder.

### 15. Im Lager der Bünste.

Jan Breydel hatte sich mit seinen siebenhundert Genossen in der Nachbarschaft von Damme, ungefähr eine Meile von Brügge, gelagert. Dreitausend Gefellen von anderen Bünsten hatten sich ebenfalls unter seinen Befehl begeben. So befand er sich an der Spitze eines Heeres, das zwar gering an Zahl, aber mächtig durch seinen Mut und seine Unverzagtheit war, denn die Herzen dieser Männer lechzten nach Freiheit und Rache. In dem Gehölz, welches der Vorsteher zum Lagerplatz auserlesen hatte, war der Boden in der Ausdehnung einer Viertelstunde mit Zelten bedeckt. Am Morgen des achtzehnten Mai, ehe Chatillon in Brügge einrückte, rauchten vor den regelmäßigen Linien dieses Lagers unzählige Feuer; dennoch sah man nur wenig Volk bei den Zelten. Frauen und Kinder waren da, aber nur selten zeigte sich ein Mann, und wenn dies geschah, war es nur eine Schildwache. In einiger Entfernung von dem Lager, hinter den Bäumen, welche ihre Zweige über die Zelte ausbreiteten, war ein offener Platz, der nicht mit Gesträuchen bewachsen war. Dort hörte man ein lautes Summen von vielen Stimmen, welches nur zuweilen von starken Schlägen übertönt wurde. Der Ambos hallte von den Hämmern der Schmiede dröhnend wieder, und die größten Bäume sanken mit Getöse unter den Beilen der Fleischer hin. Lange Stangen wurden rund und glatt gemacht und mit einem spitzigen Eisen versehen. Bereits lagen große Haufen solcher Goedendags am Boden. Andere Ge-

selben flochten Weidenzweige zu Schilden und gaben dieselben der Reihe nach an die Gerberzunft, um sie mit einer Ochsenhaut überziehen zu lassen. Auch die Zimmerleute verfertigten allerlei schwere Kriegswerkzeuge, um Städte zu bestürmen, besonders Ballisten und andere Wurfgeschosse.

Jan Breydel lief von einer Gruppe zur andern und ermunterte seine Genossen durch ermutigende Worte; zuweilen nahm er selbst ein Beil aus den Händen seiner Fleischer und hieb dann zu ihrem Erstaunen mit bewunderungswürdiger Kraft einen Baum in kurzer Zeit nieder.

Auf der linken Seite dieses offenen Platzes stand ein prächtiges Zelt von himmelblauem Stoff, mit silbernen Vorten. An einem daran aufgehängten Schilde war der schwarze Löwe, in goldenem Felde gestickt.

Hier wohnte Mathilde, die sich unter den Schutz der Zünfte gestellt hatte. Zwei Damen von Renesse waren aus Seeland gekommen, um als Ehrendamen und Freundinnen bei ihr zu sein. Nichts fehlte ihr; die kostbarsten Möbel, die prächtigste Kleidung hatte der edle Herzog von Seeland ihr zugeschiedt.

Zwei große Scharen Fleischer standen mit blinkendem Beil zu beiden Seiten des Zeltes und dienten der jungen Gräfin als Leibwache.

Der Vorsteher der Weber ging vor dem Eingange auf und ab und schien in tiefe Gedanken versunken, denn seine Augen waren stets auf den Boden gerichtet. Die Leibwachen betrachteten ihn still und wagten nicht, zu sprechen, solche Ehrerbietung hatten sie vor ihm. Er war mit dem Entwurfe eines allgemeinen Lagerplatzes beschäftigt. Damit es ihnen nicht am Nötigsten fehle, hatte er selbst das ganze Heer in drei Abteilungen geteilt. Die Fleischer und Gefellen der verschiedenen Zünfte hatte er zu Damme unter Breydels Befehl sich lagern lassen; der Hauptmann Lindens stand mit zweitausend Webern bei Sluis, und Defoninc selbst blieb mit zweitausend anderen zu Mardenburg. Aber diese Trennung der verschiedenen Teile des Heeres mißfiel ihm; er hätte lieber vor der Rückkehr des Herrn Gwyde alle Abteilungen zusammengezogen; deshalb war er nach Damme gekommen und hatte bereits mit Jan Breydel über diese Angelegenheit verhandelt. Jetzt wartete er, bis es ihm erlaubt sein würde, die Tochter seines Herrn zu sehen und zu begrüßen.

Während er noch diesen Entwurf überdachte, wurde der Vorhang

des Zeltes weggezogen, und Mathilde schritt langsam über den Teppich, der vor dem Eingange lag. Sie war noch bleich und matt und ruhte schwer auf dem Arme der jungen Adelsheid von Renesse, die sie begleitete. Ihre Kleidung war reich, doch einfach; sie trug kein anderes Kleinod, als die goldene Brustplatte mit dem schwarzen Löwen von Flandern.

Dekoniuck hatte ehrerbietig sein Haupt vor ihr entblößt. Mathilde lächelte und sprach mit schwacher Stimme:

„Seien Sie gegrüßt, Meister Dekoniuck, lieber Freund! Ich möchte die treuen Unterthanen meines Vaters arbeiten sehen und bitte Sie, mich zu begleiten. Ich wünsche nicht, daß die Wachen uns folgen.“

Dekoniuck folgte seiner Landesherrin. Als sie mitten unter die Junftleute gekommen war, ward sie mit Jauchzen und Glückwünschen begrüßt. Bald wurde der Ruf: „Heil! Heil der edlen Tochter des Löwen!“ allgemein, und Mathilde empfand eine innige Freude bei diesem Zeichen feuriger Liebe. Sie näherte sich dem Vorsteher der Fleischer und sprach freundlich:

„Meister Breydel, Sie arbeiten mit mehr Eifer, als der niedrigste Ihrer Gesellen.“

„Meine Gebieterin“, antwortete Breydel, „wir machen Goedendags, die das Vaterland und den Löwen, unsern Herrn, befreien sollen.“

Mathilde bewunderte den jungen Mann, dessen Blicke das Heldenfeuer verrieten, welches ihn so sehr befeelte. Sie sprach mit einem wohlwollenden Lächeln:

„Meister Breydel, Ihre Gesellschaft würde mir sehr angenehm sein, wenn es Ihnen beliebte, uns zu folgen.“

Jan Breydel warf das Beil weg, strich seine blonden Locken hinter das Ohr, setzte seine Mütze zierlicher als sonst auf den Kopf und folgte der Jungfrau voll Stolz. Mathilde sagte leise zu Dekoniuck:

„Wenn mein Vater tausend solcher treuer und unerschrockener Unterthanen in seinem Dienst hätte, würden die Franzosen nicht lange in Flandern bleiben.“

„Es giebt nur einen Flamländer, wie Breydel“ antwortete Dekoniuck. „Es ist selten, daß die Natur einen so feurigen Geist mit einem so kräftigen Körper vereint.“

Er wollte in seiner Rede fortfahren, aber eine Wache mit Schild und Schwert kam außer Atem zu ihnen gelaufen und meldete Breydel:

„Meister, meine Genossen von der Lagerwache haben mich hierher geschickt, Sie zu benachrichtigen, daß man vor dem Thore unserer Stadt Brügge eine dicke Staubwolke in die Höhe steigen sieht, und daß ein Zug Menschen die Stadt verläßt und auf unsern Lagerplatz zukommt.“

„Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ rief Breydel mit solcher Kraft, daß alle es hörten. „Jeder stelle sich in seine Abtheilung, rasch!“

Die Arbeiter griffen ungestüm nach ihren Waffen. Die Züge hatten sich schnell geordnet, und bald standen die Gesellen bewegungslos in dicht geschlossenen Reihen da. Breydel schickte fünfhundert auserlesene Leute nach Mathildens Zelt; die Jungfrau war schleunigst nach demselben zurückgekehrt. Ein Wagen und einige leichte Pferde wurden vor das Zelt gebracht, und alles zur Flucht vorbereitet. Dann ging Breydel mit seinen Leuten rasch aus dem Gehölz und stellte sie in Schlachordnung auf, um den Feind zu empfangen.

Sie bemerkten bald, daß sie sich getäuscht hatten; denn der Zug, der den Staub veranlaßte, kam ohne alle Ordnung heran. Frauen und Kinder liefen in Masse durcheinander und weinten und wehklagten um eine Bahre. Vier Männer trugen dieselbe bis auf eine kleine Entfernung vor Breydel und legten die mit einem Schleier bedeckten Leichen zweier Frauen auf den Boden, während alle die Luft mit ihren Klagen erfüllten. Endlich rief eine Stimme:

„Die Franzosen haben sie grausam ermordet!“

Dieser Ruf erregte die Wut der Zunftleute, aber ihr Vorsteher Breydel wandte sich zu ihnen und rief:

„Der erste, der sein Glied verläßt, wird strenge bestraft!“

Von peinlicher Unruhe gefoltert, lief er dann zu den am Boden liegenden Leichen und zog das Tuch von ihrem Angesicht.

Aber, o Gott! wie furchtbar war für ihn dieser Anblick! Er ward totenblaß, und die Haare sträubten sich ihm auf dem Kopfe. Er hielt seine Augen starr und bewegungslos auf die Augen der Leichen geheftet. Seine Lippen bebten. In dieser Stellung blieb er einige Augenblicke; dann atmete er tief auf. Verzweifelt sprang er vorwärts zu seinen Scharen, hob beide Arme zugleich auf und schrie schmerzlich:

„O Unglück, Unglück! Meine alte Mutter, meine arme Schwester!“

Mit diesen Worten warf er sich in Dekoninck's Arme und hing, aller Kraft beraubt, an der Brust seines Freundes. Mit schrecklichen Blicken starrte er in die Runde und machte seine Genossen vor Angst und Mitleiden zittern. Dekoninck gebot den Gesellen, in Ordnung nach der Arbeit zurückzukehren, bis ein Befehl sie zu den Waffen rufen werde, und führte Breydel in sein Zelt. Hier setzte sich der Vorsteher der Fleischer ermattet und niedergeschlagen an einen Tisch und ließ das Haupt auf die Brust sinken.

„Mein unglücklicher Freund,“ sprach Dekoninck, „beruhigen Sie sich um Gotteswillen!“

„Beruhigen Sie sich?“ wiederholte Breydel, „bin ich nicht ruhig?“

„O, Freund,“ fuhr Dekoninck fort, „wie bitter ist das Leiden Ihrer Seele! Aber verlassen Sie sich darauf: das Blut Ihrer Mutter wird gerächt werden!“

„Gerächt werden? Wie leicht geloben Sie etwas, das Sie nicht halten können. Wir sind zu schwach und unsere Feinde zu mächtig.“

„Unsere Feinde sind zu mächtig, sagen Sie? Morgen sollen Sie das nicht mehr sagen! Sie haben Verrat und Bosheit zu ihrem Vortell gebraucht und sich nicht geschämt, unschuldiges Blut zu vergießen, als ob kein Racheengel mehr am Throne des Herrn wäre. Sie suchen ihren Vorteil in Verrat und schändlicher Bosheit. Wohlan, ihr eigenes Schwert soll sie vernichten; ich sage es Ihnen!“

Dekoninck erschien in diesem Augenblicke wie ein Prophet, der über das lasterhafte Jerusalem den Fluch des Herrn ausspricht; es war etwas so Furchtbares im Tone seiner Stimme, daß Breydel mit andächtiger Ehrfurcht auf seine Worte lauschte.

„Warten Sie ein wenig,“ fuhr Dekoninck fort, „ich werde einen der Neuangekommenen holen, damit wir erfahren, wie sich alles zugetragen hat!“

Bald kam er mit einem Junstgesellen zurück und ließ ihn die Vorfälle, die sich an diesem Tage in Brügge ereignet hatten, mit allen Umständen erzählen. Breydel hörte die Erzählung mit kaltem Blute an, denn alle andern Schandthaten waren ihm nicht so schmerzlich, wie die Ermordung derjenigen, der er das Leben verdankte. Dekoninck hingegen wurde immer entwürsteter, je mehr sich dieses schreckliche Schauspiel vor seinem Geiste entfaltete. Nun sah er wohl, daß es Zeit war, zu

handeln, falls nicht die Flamländer erschreckt und entmutigt werden sollten.

Nachdem er den Gefellen entlassen hatte, rief er:

„Freund, schleifen Sie Ihr Beil, verschewen Sie die Trauer aus Ihrem Herzen! Wir gehen, die Banden des Vaterlandes zu brechen!“

Gerührt ergriff Breydel Dekoninck's Hand.

„Mein Freund,“ rief er, „Sie haben mich vielfach gerettet, aber da gaben Sie mir nur das Leben; jetzt bekomme ich durch Sie Freude und Glück zurück. Sagen Sie mir doch rasch Ihren Plan, damit ich nicht mehr zweifle!“

„Haben Sie einen Augenblick Geduld, Sie sollen es gleich hören! Ich muß ihn vor allen Vorstehern entfalten.“

Er ging hastig aus dem Zelt und sandte eine Schildwache nach dem Gehölz, um alle Anführer zu sich zu entbieten. Kurz darauf standen sie, dreißig an der Zahl, in einem Kreise vor dem Zelte. Dekoninck sprach zu ihnen folgendermaßen:

„Genossen, die feierliche Stunde ist gekommen. Die Freiheit müssen wir erringen, oder den Tod. Wir haben lange genug die Schande auf der Stirn getragen. Es ist Zeit, daß wir unsern Feinden Rechenschaft von dem Blute unserer Brüder abfordern; und wenn wir für das Vaterland sterben müssen, dann denkt, o Genossen, daß die Ketten der Sklaverei am Rande des Grabes zurückbleiben, und daß wir frei und sonder Schmach bei unsern Vätern ruhen werden! Aber nein, wir werden siegen, das weiß ich. Der schwarze Löwe von Flandern kann nicht untergehen; und sehet, ob wir das Recht nicht auf unserer Seite haben? Die Franzosen haben unser Land geplündert, unsern Grafen und die Edelen, die Blüte der echten Flamländer, eingekerkert. Philippine haben sie vergiftet, unsere Stadt Brügge verwüstet und die redlichsten unserer Brüder an den Galgen gehängt. Die blutigen Leichen der Mutter und Schwester unseres unglücklichen Freundes ruhen in unserer Mitte. Aber in wenigen Stunden soll Brügge von seinen Tyrannen befreit werden. Führt eure Gefellen morgen zwei Stunden vor Sonnenaufgang hinter St. Kruis in den Elsterbusch! Ich gehe stehenden Fußes nach Mardenburg, um meine Mannschaft vorzubereiten und den Hauptmann Lindens zu benachrichtigen; denn ich muß noch

heute in Brügge sein, um den edlen Herrn von Mortenah zu retten, der uns stets mit Edelmut behandelt hat."

"Aber," fiel einer der Vorsteher in die Rede, "wie sollen wir morgen in die Stadt kommen, da die Thore doch bis Sonnenaufgang verschlossen sind?"

"Die Thore werden uns geöfnet werden," antwortete Dekoninc. "Ich werde nicht aus der Stadt zurückkehren, bevor unser Erfolg gewiß ist. Ich habe euch genug gesagt; morgen auf dem Versammlungsplatz werde ich euch nähere Befehle geben. Ich bringe unsere junge Gräfin fort von hier; sie soll den Kampf nicht sehen!"

Brehdel hatte während dieser Worte nicht die geringsten Zeichen der Zustimmung gegeben, aber eine ungemeine Freude glänzte auf seinem Gesicht. Sobald die Vorsteher fort waren, warf er sich an Dekonincs Brust und sprach, während Thränen über seine Wangen rollten:

"Sie haben mich aus meiner Verzweiflung geweckt, mein teurer Freund! Nun kann ich ruhig bei den Leichen meiner Mutter und Schwester weinen und sie mit Andacht zur Erde bestatten."

Unterdes waren die Leichen seiner Angehörigen gewaschen und anders gekleidet worden. Man hatte erst ein Zelt inwendig schwarz ausgeschlagen und in der Mitte desselben die beiden Leichen auf ein Feldbett niedergelegt. Sie waren von einem düstern Totenkleid umhüllt; nur das Gesicht konnte man sehen. Rund um die feterliche Lagerstätte brannten acht gelbe Wachskerzen; ein Kreuz mit einem silbernen Weihwasserfessel und einigen Palmzweigen stand am Kopfende. Brehdel selbst übernahm die Totenwache.

Nachdem Dekoninc zu Aardenburg die nötigen Anordnungen getroffen hatte, ritt er geradesweges nach Brügge. Er ließ sein Pferd in einer Herberge vor dem Thore stehen und ging zu Fuß in die Stadt. Nichts hinderte ihn, denn es war bereits spät am Abend; die Thore waren offen, und man sah keine anderen Soldaten, als die Schildwache auf dem Wall. Eine unheimliche Stille herrschte in den Straßen, durch welche er gehen mußte. Bald blieb er vor einem kleinen Hause an der Donatus-Kirche stehen; er wollte anklopfen, bemerkte aber, daß die Wohnung keine Thür mehr hatte, und der Eingang mit einem langen Stück Tuch verhängt war. Dieses Haus und die Räume desselben mußten ihm wohlbekannt sein, denn das Tuch aufhebend, schritt er rasch

in den Laden und ging gleich nach einem kleinen Hinterstübchen, welches durch das unbestimmte Licht einer Lampe erleuchtet war. Zwischen dem zertrümmerten Hausrath, welcher auf dem Boden umherlag, saß eine Frau weinend an einem Tisch. Zwei kleine Kinder hielt sie fest an ihre Brust gedrückt. In einem Winkel saß ein Mann, das Haupt in die Hände gestützt, und schien zu schlafen.

Bei der unerwarteten Erscheinung Dekonincks erschraf die Frau so sehr, daß sie ihre Kinder fester an sich drückte und durch einen lauten Schrei ihre Angst zu erkennen gab. Der Mann griff hastig nach seinem Dolch, stand jedoch auf, als er seinen Vorsteher erkannte; dieser winkte dem Junstgejellen mit dem Finger und ging mit ihm in den dunkelsten Winkel. Dann sprach er mit leiser Stimme:

„Gerhard, als ich die Stadt verließ, habe ich Sie mit dreißig andern Gesellen als heimliche Wächter zurückgelassen. Sie habe ich dazu gewählt, weil mir Ihr Mut und Ihre Vaterlandsliebe bekannt ist. Sie haben sich meines Vertrauens würdig bewiesen; ich danke Ihnen für Ihre Treue und Ihren Mut. Jetzt hören Sie, denn ich habe wenig Zeit! Diese Nacht sollen Sie sich insgeheim mit Ihren Genossen in die Pfeffergasse begeben; Sie allein sollen dann auf den Wall zwischen dem Damme- und dem Kruijsthor steigen! Legen Sie sich platt auf die Erde und richten Sie Ihre Augen nach der Gegend von St. Kruij! Sobald Sie ein Feuer im Felde sehen, fallen Sie mit Ihren Genossen über die Thorwache her und öffnen das Thor; es werden siebentausend Flamländer davorstehen!“

„Das Thor soll zur bestimmten Zeit offen sein, fürchten Sie nichts!“ antwortete Gerhard mit kaltem Blut.

„Guten Abend denn, Freund! Gott behüte Sie!“

„Und begleite auch Sie, Meister!“

Dekoninck ließ den Junstgejellen zu seiner Frau zurückkehren und entfernte sich aus dem Hause. Bei der alten Halle kam er an eine prächtige Wohnung; er klopfte an, und die Thüre wurde geöffnet.

„Was wollen Sie, Flamländer?“ fragte der Diener.

„Ich wünsche, Herrn von Mortenay zu sprechen.“

„Ja, aber haben Sie keine Waffen?“

„Was kümmert das Sie? Gehen Sie und sagen Sie Ihrem Herrn, daß Dekoninck ihn sprechen will!“

Der Diener lief eiligst nach oben und kam nach einigen Augenblicken zurück.

„Sie möchten hinaufkommen,“ sagte er.

Er führte Defoninck die Treppe hinauf bis vor den Eingang eines Gemaches. Mortenay saß an einem kleinen Tisch, auf dem sein Helm, sein Degen und seine eisernen Handschuhe lagen. Er sah den Vorsteher verwundert an; dieser verneigte sich vor dem Stadtvogt und sprach:

„Herr von Mortenay, im Vertrauen auf Ihre Rechtlichkeit habe ich mich hierherbegeben.“

„Sie sollen zurückkehren, wie Sie gekommen sind!“

„Ihr Edelmut ist unter uns zum Sprüchwort geworden,“ fuhr Defoninck fort, „übrigens bin ich nur deshalb gekommen, um Ihnen zu zeigen, daß wir einen edlen Feind hochachten. Chatillon hat heute unsere Stadt der Wut seiner Söldner preisgegeben; acht unserer unschuldigen Brüder hat er hängen lassen. Wir werden seiner Tyrannei ein Ende machen, und ohne Gewalt wird das nicht geschehen können. Aber Ihnen soll kein Haar gekrümmt werden! Das Haus, in dem Sie sich befinden, soll uns heilig sein; kein Flamländer soll den Fuß über die Schwelle Ihrer Wohnung setzen! Empfangen Sie darauf mein Wort!“

„Ich danke den Flamländern für ihre Liebe zu mir; aber ich lehne den Schutz, den Sie mir anbieten, ab und werde nie davon Gebrauch machen. Wenn Sie Feindliches unternehmen, werde ich mich unter des Landvogtes Banner und nicht in meiner Wohnung befinden, und falls ich sterbe, wird es mit dem Schwert in der Faust sein. Doch ich glaube nicht, daß es so weit kommen wird; die Unruhen werden wohl bald gedämpft werden. Euch, Vorsteher, rate ich als Freund, das Land eiligst zu verlassen.“

„Nein, mein Herr, ich verlasse dieses Land nicht; die Gebeine meiner Väter ruhen in diesem Boden. Ich bitte, erwägen Sie, daß französisches Blut durch uns vergossen werden kann; aber dann erinnern Sie sich meiner Worte! — Dieses ist alles, was ich Ihnen zu sagen hatte. Ich wünsche Ihnen lebewohl; Gott nehme Sie unter seinen Schutz!“

Mortenay überdachte die Worte des Vorstehers genau und sah zu seinem großen Schmerz, daß sich ein schreckliches Geheimnis darunter verberge. Er beschloß deshalb, des andern Tages Chatillon zur

Wachsamkeit aufzufordern und selbst einige Maßregeln zur Sicherheit der Stadt zu treffen. Nicht ahnend, daß das, was er fürchtete, sobald geschehen werde, legte er sich zu Bett und schlief ruhig ein.

## 16. Brügges Befreiung.

Hinter dem Dorfe St. Krutz, einige Pfeilschüsse von Brügge, lag ein kleines Gehölz, der Elsterbusch genannt, unter dessen schattenreichen Bäumen die Einwohner der volkreichen Stadt gewöhnlich sonntags lustwandelten. Die einzelnen Bäume standen ziemlich weit auseinander, und weicher Rasen bedeckte den Boden wie mit einem grünen Teppich. Um zwei Uhr des Nachts war Breydel bereits auf dem bestimmten Platz. Es war eine undurchdringliche Finsternis; der Mond hatte sich hinter schwere Wolken verborgen. Leise und säuselnd strich der Wind wie ein Seufzer durch das Laub, und das eintönige Rauschen der Blätter vermehrte noch die Schrecken dieser furchtbaren Nacht.

Im Elsterbusch konnte man auf den ersten Blick nichts entdecken; aber bei genauerer Untersuchung würde man eine Menge Menschen wie dunkle Schatten auf dem Boden ausgestreckt bemerkt haben. Mehr als zweitausend Fleischer lagen in Reihen auf der Erde; ihre Herzen klopfen, und ihr Blut strömte rasch, denn die langersehnte Stunde der Erlösung war nahe.

Breydel lag tiefer in dem Busch; einer seiner Genossen, den er seiner Unverzagtheit wegen ganz besonders liebte, hatte sich neben ihn auf den Boden hingestreckt. Plötzlich rief dieser:

„Hört, Meister, das Geräusch auf dem Wege von Damme nimmt zu!“

Er legte sich mit dem Ohr auf die Erde, und indem er sich aufrichtete, sprach er:

„Meister, die Weber sind nur noch vier Bogenschüsse von hier.“

„Geh schweigend die Scharen entlang und sage, daß man sich nicht aufrichte! Ich gehe Dekoninck entgegen, damit er wisse, in welcher Richtung er seine Leute aufstellen kann.“

Einige Augenblicke nachher kamen viertausend Weber von verschiedenen Seiten in das Gehölz und legten sich einem erhaltenen Befehl

zufolge schweigend auf den Boden. Nur die Anführer begaben sich an die Ostseite des Busches, wo sie sich um Dekoninck versammelten, um seine Befehle zu empfangen. Derselbe begann in folgender Weise:

„Brüder, heute muß die Sonne uns frei, oder tot finden. Kämpft mit der Unverzagtheit, welche die Liebe zum Vaterlande euch einflößen muß; bedenkt wohl, daß ihr für die Stadt, in der die Gebeine eurer Väter ruhen, für die Stadt, in der eure Wiege stand, streiten müßt! Hört nun, was ihr zu thun habt: Sobald die Glocke von St. Kruis drei schlägt, laßt eure Leute aufstehen, sich in Glieder scharen und gegen die Stadt anrücken! Ich werde mit einigen Gesellen an die Stadtmauer herangehen; und wenn einige Augenblicke nachher das Thor durch die Klauwaarts, die ich in der Stadt gelassen habe, geöffnet ist, so ziehet schweigend in die Stadt, bleibt aber so still wie möglich in den Straßen stehen; denn wir wollen die Franzosen nicht eher wecken, bis alles bereit ist! Gebt wohl acht: Sobald ihr den vaterländischen Ruf „Vlaanderen den Leeuw!“ hören werdet, so wiederholt ihn alle zugleich! Er soll das Zeichen zum Kampfe und zugleich unser Losungswort sein!“

„Ja, Meister,“ bemerkte einer der Anführer, „wie werden wir aber die Franzosen in der Dunkelheit von unsern Mitbürgern unterscheiden können?“

„Wenn ihr auf den ersten Blick nicht sehen könnt, ob es ein Franzose oder ein Flamländer ist, den ihr antrefft, dann gebietet ihm zu sagen: „„Schild en vriend!““ Jeder, der diese Worte nicht aussprechen kann, hat eine französische Zunge und ist ein Feind.“

Es schlug jetzt drei Uhr auf dem Turme zu St. Kruis.

„Noch etwas!“ sprach Dekoninck hastig. „Wißt, daß ich das Haus von Herrn von Mortenah unter meinen Schutz gestellt habe; dasselbe darf von euch weder zerstört, noch betreten werden! Geht nun rasch zu euren Leuten und teilt ihnen meine Befehle mit!“

Die Anführer begaben sich jeder zu seiner Abteilung. Bald befand sich der ganze Heereszug in der Nähe der Stadt. Auf ein von Dekoninck gegebenes Feuer-signal wurde die Thormache von Gerhard und seinen Leuten getödtet, und nun zogen die Bünste mit der größten Vorsicht in Brügge ein. Jeder Anführer begab sich mit seinen Leuten nach dem Stadtviertel, welches ihm von Dekoninck angewiesen war.

Er selbst stand in der Mitte des Freitagsmarktes; nach kurzem Bedenken sprach er den Fluch über die Franzosen aus, rufend:

„Vlaanderen den Leeuw! Wat Walsch is, valsch is! Slaat al dood!“

Dieser Ruf, das Urteil der Fremden, wurde von fünftausend Kehlen wiederholt. Nun folgte ein schreckliches Blutbad. Viele Franzosen wurden in ihrer Wohnung getödtet. Andere aber hatten Zeit, zu den Waffen zu greifen, und dieses war besonders in dem Stadtviertel der Fall, wo von Chatillon mit seinen zahlreichen Wachen wohnte. Allmählich sammelten sich tausend Mann an, die ihr Leben teuer zu verkaufen beschloßen und sich verzweifelt gegen die Fleischer verteidigten. Viele unter ihnen hatten Armbrüste und schossen manchen Klauwaart nieder. Man hörte von Chatillons Stimme, der die Seinigen zum Widerstand anfeuerte, und bemerkte auch Herrn von Mortenay, dessen Miesenschwert in der Finsternis wie ein Blitzstrahl leuchtete.

Auch Herr von Gistel befand sich unter den Franzosen.

Da er wußte, daß sein Tod unvermeidlich war, wenn die Flamländer den Sieg behielten, rief er beständig: „Heil Frankreich! Heil Frankreich!“ in der Hoffnung, die Söldner dadurch anzufeuern. Aber Jan Breydel erkannte seine Stimme.

„Leute,“ rief er in voller Wut, „wer mich liebt, der folge mir nach!“

Bei diesen Worten stürzte er mit seinem Beil mitten unter die Franzosen und hieb alle Umstehenden sofort nieder. Als seine Genossen dies sahen; stießen sie mit solcher Wut über den Feind her, daß sie, denselben gegen eine Mauer drängend, an fünfhundert Leute töteten. — In diesem entscheidenden Augenblick erinnerte sich von Mortenay der Worte und des Versprechens Defonincks; er hoffte, den Sandvogt noch retten zu können, und rief:

„Ich bin von Mortenay; man lasse mich durch!“

Die Klauwaarts ließen ihn ehrerbietig durch und legten ihm durchaus nichts in den Weg.

„Hierher, hierher! Folgt mir, Genossen!“ rief er den übriggebliebenen Franzosen zu, indem er glaubte, sie so zu retten, aber die Flamländer hieben so schrecklich auf sie ein, daß mit Chatillon und Jan von Gistel nicht mehr als dreißig Personen in das Haus des Herrn von

Mortenay gelangten; die übrigen lagen alle in ihrem Blute auf dem Boden. Brehdel stellte seine Leute vor der Thür des Stadtvogtes auf, verbot ihnen aber, das Haus zu betreten. Er umringte die Wohnung, damit niemand entfliehen könne, und hielt selbst vor dem Eingang Wache.

Chatillon war ein mutiger Ritter und erwartete sein Schicksal mit kaltem Blute; Jan von Gistel hingegen war bleich vor Angst.

„Herr von Mortenay,“ stöhnte er, „ich bitte Sie um Gottes willen, fragen Sie doch, ob sie für großes Lösegeld uns das Leben lassen wollen!“

„Ich werde sie darum fragen,“ antwortete von Mortenay, „aber lassen Sie sich nicht sehen, sonst holen sie Sie aus dem Hause!“

Er öffnete das Fenster und rief:

„Meister Brehdel! Herr von Gistel läßt Sie fragen, ob Sie ihm gegen ein großes Lösegeld freies Geleit verleihen werden. Verlangen Sie alles, was Sie wollen; bestimmen Sie selbst die Summe! Verweigern Sie es nicht, ich bitte Sie!“

„Leute,“ rief Brehdel seinen Genossen mit bitterem Lachen zu, „sie bieten uns Geld! Sollen wir das annehmen?“

„Wir müssen den Lektart haben,“ heulten die Fleischer, „sterben muß er, der Verräter!“

Mortenay ließ erst das ungestüme Rachegeschrei sich legen und rief dann von neuem:

„Sie haben mir gesagt, meine Wohnung sei eine Freistätte; warum brechen Sie nun das gegebene Wort?“

„Wir werden Ihre Wohnung achten,“ antwortete Brehdel, „aber ich versichere Ihnen, daß weder von Chatillon, noch von Gistel die Stadt lebendig verlassen sollen.“

„Und darf ich frei die Stadt verlassen?“

„Sie, Herr von Mortenay, mit Ihren Dienern mögen gehen, wohin Sie wollen. Kein Haar auf Ihrem Haupte soll gekrümmt werden, aber täuschen Sie uns nicht, denn wir kennen die Leute, die wir suchen, zu wohl.“

„So werde ich binnen einer Stunde nach Kortryt abreisen.“

„Gott nehme Sie in seinen Schutz!“

Mortenay schloß das Fenster wieder und sprach zu den Rittern:

„Meine Herren, Sie schweben in großer Gefahr, aber ich hoffe,

Sie mit des Herrn Beistand noch retten zu können. Ich werde mit meinen Dienern aus der Hausthür hinausgehen, und während ich so die Aufmerksamkeit der Fleischer auf mich ziehe, müssen Sie schleunigst durch die Hintertüre zu Pferde nach den Wällen fliehen. Am Schmiedethore ist die Mauer abgebrochen; es kann nicht schwer fallen, dort ins freie Feld zu gelangen."

Chatillon und Gistel ergriffen dieses Mittel mit Freuden. Der Landvogt nahm die Kleider seines Kaplans und von Gistel die eines geringen Dieners; dreißig andere Franzosen, die noch übrig geblieben waren, zogen die Pferde aus den Ställen und trafen Anstalten, mit ihrem Feldherrn zu fliehen.

Als sie alle aufgefressen waren, ging Herr von Mortenay mit seinen Dienern auf die Straße, wo die Fleischer lagerten. Diese standen auf und betrachteten genau alle, die den Stadtvogt begleiteten. Aber plötzlich wurde in einer benachbarten Straße der Ruf: „Vlaanderen den Leeuw! Wat Walsch is, valsch is! Slaat al dood!“ erhoben, und man hörte den Hufschlag der dahin eilenden Kofse erschallen. Mit der größten Eile liefen alle Fleischer nach der Stelle, von wo der Lärm sich hören ließ; aber es war zu spät. Chatillon und Gistel waren entflohen.

Die Fleischer waren noch außer sich vor Wut über das Entkommen ihrer Feinde, als sich in der Mitte der Stadt ein anhaltendes Jauchzen erhob. Allmählich wurde das Siegesgeschrei verständlich.

„Heil dem blauen Löwen! Heil unserm Vorsteher! Flandern ist frei! Heil! Heil!“ klang es. Ein gewaltiger Zug Menschen zog im Triumphe durch die Straßen; aus ihrer Mitte erhob sich eine weiße Standarte, auf welcher ein springender Löwe mit blauer Seide gestickt war. Dies war das große Banner der Stadt Brügge, welches so lange den Lilien hatte weichen müssen. Jetzt war es wieder aus seinem Versteck hervorgeholt — und das Wiedererscheinen dieses Wappens ward von Tausenden mit frohem Zuruf begrüßt.

Ein einfacher Mann trug das gefeierte Zeichen und drückte es an sein Herz; Thränen der Freude liefen in reichem Maße über seine Wangen.

Die Augen der unzählbaren Menge wendeten sich beständig nach diesem Manne, und dann wurde der Ruf: „Heil Defoninck, Heil dem

Löwen!" mit immer größerer Kraft wiederholt. Sobald der Vorsteher der Weber sich den Fleischern näherte, ergriff diese eine tolle Freude; auch sie wiederholten oftmals den jauchzenden Siegesruf und drückten einander mit feuriger Liebe die Hände. Breydel stürzte wie außer sich unter die Standarte und streckte mit sichtlicher Ungeduld seine beiden Hände nach dem Löwen aus. Dekoninck bot ihm das Banner dar und sprach:

"Hier mein Freund, dies haben wir wieder errungen: das Sinnbild der Freiheit unserer Väter."

Breydel antwortete nichts; sein Herz war zu voll. Zitternd vor Nührung, umschlang er die Standarte und umarmte so den blauen Löwen. Er verbarg sein Haupt in den Falten der Seide und weinte einige Augenblicke, ohne sich zu bewegen; dann ließ er die Fahne los und stürzte in der äußersten Aufregung an Dekonincks Brust.

Während die beiden Vorsteher einander feurig in die Arme schlossen, hörte das Volk nicht auf zu rufen; es erhob sich fortwährend ein lautes Jauchzen aus den Tausenden.

Dekoninck wendete sich nun nach der Mitte des Freitagsmarktes und näherte sich dem dastehenden Galgen. Die Körper der daran erhängten Flamländer waren bereits begraben; aber die acht Schlingen hatte man absichtlich, als ein Erinnerungszeichen an die Tyrannei, noch daran gelassen. Die Standarte mit dem Brügger Löwen wurde neben dem Galgen aufgepflanzt und dann mit neuem Freudengeschrei begrüßt. Nachdem Dekoninck noch einmal seine Augen nach dem wieder errungenen Wappen erhoben, sank er auf seine Kniee, senkte das Haupt und betete mit gefalteten Händen. Und mit ihm sanken über achttausend Menschen auf die Kniee und dankten Gott für die wiedergewonnene Freiheit. Nach kurzer Zeit erhob sich Dekoninck wieder vom Boden und sprach mit lauter Stimme:

"Brüder, heute scheint für uns die Sonne schöner, denn je. Wir haben das Erbe unserer Väter wieder errungen und die Fußstapfen der Fremden vertilgt; aber Frankreich wird noch mehr bewaffnete Söldner gegen uns senden, deshalb dürft ihr nach dem errungenen Siege nicht ruhen! Erhaltet eure Herzen stark und kühn, und laßt das edle Feuer, das in diesem Augenblicke eure Brust durchglüht, nicht erlöschen! Jeder gehe jetzt nach Hause und freue sich mit den Seinigen über die glück-

liche Befreiung! Jubelt und trinkt den Wein der Freude, denn dies ist der schönste Tag eures Lebens! Die Bürger, die keinen Wein haben, mögen nach der Halle gehen; dort soll für jeden ein Maß verabfolgt werden!"

Lauter Beifall erscholl, und unter allgemeinem Festesjubiläum wurde der schöne Tag beschlossen.

### 17. Die Rückkehr aus dem Kerker.

**U**nmittelbar nach der Befreiung, während das Volk noch in allen Straßen den Wein der Freude trank, hatte Defonuel einen Boten in das Lager zu Damme gesandt, um die übrigen Junfkleute, sowie die Frauen und Kinder zur Stadt zu rufen. Mathilde war mit ihnen gekommen; man hatte ihr eine prächtige Wohnung im Prinzenhofe angeboten, sie hatte jedoch das Haus von Nieuwland erwählt, wo sie an Adolfs guter Schwester eine zärtliche Freundin wiederfand.

Zum vierten Male erhob sich die Sonne mit strahlender Glut über dem freien Brügge. Mathilde saß allein in dem Gemach, welches sie früher in dem Hause Adolfs von Nieuwland bewohnt hatte. Ihr treuer Vogel, ihr Falke, war nicht mehr bei ihr; er war tot. Noch immer war in ihren bleichen Zügen der tiefste Seelenschmerz ausgeprägt, so sehr litt sie unter der langen Trennung von den Ihrigen. Vergebens suchte die eben eintretende Marie sie zu trösten.

„O Marie,“ schluchzte sie, während sie ihren rechten Arm um den Hals ihrer Freundin schlang. „Ihre Worte sind mir wie Balsam, aber ganz können sie meine trüben Gedanken nicht bannen, teure Schwester!“

„Schwester?“ wiederholte Marie. „Dieser Name kommt Ihrer Dienerin nicht zu, durchlauchtige Jungfrau!“

„Nehmen Sie diesen Namen an, liebe Marie! Ich liebe Sie so zärtlich. — Und ist Ihr edler Bruder nicht mit mir erzogen? Ist er mir nicht von meinem Vater zum Bruder gegeben? Ja, wir sind von derselben Familie. O, ich bete ganze Nächte, daß die heiligen Engel Adolf auf seiner gefährlichen Reise bewahren mögen! Er kann

mich noch trösten, noch erheitern . . . Aber horch! sollte mein Gebet erhört sein? Ja, ja, da ist er, unser lieber Bruder!"

Sie streckte den Arm aus, zeigte mit dem Finger nach der Straße und schien auf ein fernes Geräusch zu lauschen. Marie erschrak; sie glaubte, die Sinne Mathildens hätten sich verwirrt. Gerade, als sie sprechen wollte, hörte sie den Hufschlag eines trabenden Rosses in der Straße wiederhallen; jetzt begriff sie den Sinn von Mathildens Worten. Dieselbe Hoffnung durchdrang auch sie, und sie fühlte die ungestümen Schläge ihres Herzens sich verdoppeln.

Als sie so einige Augenblicke sprachlos dagestanden, verstummte plötzlich das Geräusch, welches sie gehört hatten, und bereits glaubten beide, sie hätten sich in ihrer frohen Hoffnung getäuscht, als die Thür des Gemachs ungestüm aufgestoßen wurde.

"Da ist er! Da ist er!" rief Mathilde. „Gott sei Dank, meine Augen sehen ihn wieder!"

Sie lief dem Ritter hastig entgegen, und seinerseits eilte auch Adolf heran; doch fuhr er plötzlich bebend zurück. Statt der lieblichen Jungfrau, der er zu begegnen glaubte, sah er eine abgehärmte Gestalt vor sich stehen — mit eingefallenen Wangen und tiefliegenden Augen. Sein Gesicht ward bleicher, als das weiße Gewand seiner Freundin. Blötzlich senkte er seine Augen zu Boden, und eine Flut der bittersten Thränen strömte über seine Wangen. Da warf sich seine Schwester Marie, die aus Achtung vor Mathilde sich bis dahin zurückgehalten hatte, um seinen Hals und weckte ihn durch ihre schwesterlichen Klisse aus seiner Betäubung.

Nachdem er Marie zärtlich begrüßt hatte, näherte er sich, noch immer weinend, Mathilde.

"Ich bin entsetzt, nicht wahr, Adolf?" seufzte diese. „Sie fürchten sich vor mir — Sie werden mich nicht mehr so lieben, wie zuvor."

"Mathilde," rief jener, „konnten Sie an meiner Zuneigung zweifeln? O, das ist nicht recht von Ihnen! Immer, immer werde ich Ihr Freund und Bruder sein, Mathilde! Ich will Sie trösten durch eine frohe Nachricht, Sie heilen durch gute Neuigkeiten!"

Die Jungfrau hatte sich allmählich erheitert. Die Stimme Adolfs hatte einen wunderbaren Einfluß auf ihr Gemüt, und sie antwortete froh und lebhaft:

„Eine gute Nachricht, sagen Sie, Adolf? Gute Nachricht von meinem Vater? O sprechen Sie, sprechen Sie, mein Freund!“

Währenddessen zog Mathilde zwei Stühle an ihren Sessel und bot dieselben Marien und ihrem Bruder an.

Adolf gab die eine Hand Mathildens, die andere seiner teuren Schwester.

„Freuen Sie sich, Mathilde,“ begann er, „danken Sie Gott für seine Güte! Ihr Vater ist zwar betrübt, aber dennoch ganz gesund nach Bourges zurückgekehrt; niemand, als der alte Wächter und Dietrich der Fuchs wissen um seine kurze Flucht. Er genießt viel Freiheit in seinem Gefängnis; die Feinde, die ihn bewachen müssen, sind seine besten Freunde geworden.“

„Sie bringen mir gute Nachrichten, mein Freund! Ich fühle, wie ich wieder auflebe.“

„Noch schönere Hoffnungen hat der Löwe mir für Sie gegeben, Mathilde! Vielleicht steht die Befreiung Ihres Vaters nahe bevor!“

„Was sagen Sie, mein Freund? Schmeicheln Sie mir doch nicht mit einem unmöglichen Glück!“

„Hören Sie, worauf diese frohe Hoffnung gegründet ist! Sie wissen, daß Karl von Valois, der edelste Franzose, der bravste Ritter, sich nach Italien zurückgezogen hat. Er hat am römischen Hofe nicht vergessen, daß er die unschuldige Ursache der Gefangennehmung Ihres Vaters war. Deshalb bemüht er sich auf alle mögliche Weise, seine Befreiung zu bewirken. Es sind bereits die Gesandten des Papstes Bonifatius vor König Philipp dem Schönen erschienen und haben von ihm die Freilassung Ihres Vaters und aller Ihrer Verwandten dringend verlangt. Der heilige Vater spart keine Mühe, um Flandern seinen gesetzmäßigen Fürsten zurückzugeben, und der französische Hof hat sich zum Nachgeben geneigt gezeigt.“

„Aber wird nicht der König von Frankreich seine umgekommenen Söldner rächen? Wird nicht von Chatillon, unser bitterer Feind, seine grausame Nichte Johanna aufreizen?“

„Ihre Furcht ist nicht begründet. Vielleicht wird der schreckliche Untergang seiner Söldner Philipp dem Schönen begreiflich machen, daß die Flamländer sich nie unter die Herrschaft der Franzosen fügen werden. Sein eigenes Beste wird ihn zwingen, unsere Landesherren

in Freiheit zu setzen, sonst verliert er das schönste Lehen seiner Krone. Sie sehen, edle Jungfrau, daß alles sich günstig gestalten kann."

"Ja, ja, Adolf, in Ihrer Gegenwart verläßt mich meine ganze Betrübniß. Sie sprechen so tröstlich, daß es freudig in meinem Herzen wiederklingt."

So sprachen sie noch lange über alles, was sie zu fürchten und zu hoffen hatten.

Plötzlich hörte man ein rauschendes Getöse sich in den Straßen erheben. Tausende von Stimmen erschallten. „Vlaanderen den Leeuw! Heil, Heil unserem Grafen!“ rief das begeisterte Volk mit frohem Händeklatschen. Adolf hatte sich mit den Frauen dem Fenster genähert. Sie sahen die wogende Menge nach dem Markt eilen. In einer andern Straße hörten sie das hallende Getöse des Hufschlags einer Menge Pferde. Alles ließ sie vermuten, daß ein Reiterheer in Brügge eingezogen sei. Während sie sich erstaunt ansahen, kündigte der Diener einen Boten an.

Es war ein junger Edelknabe, ein liebliches Kind, in dessen Zügen Unschuld und Treue zu lesen waren. Seine Kleidung war von schwarzer und blauer Seide, mit allerlei leichten Verzierungen. Als er sich den Frauen genähert hatte, entblößte er ehrerbietig das Haupt und beugte sich tief, aber ohne zu sprechen.

„Welche gute Nachricht bringst du uns, mein lieber Knabe?“ fragte Mathilde freundlich.

Jetzt erhob der Edelknabe sein Haupt und antwortete mit zarter Kinderstimme:

„An die durchlauchtige Tochter des Löwen, unseres Grafen! — Ich bringe eine Botschaft von meinem Herrn und Meister Gwyde, der in diesem Augenblick mit fünfhundert Reitern in die Stadt gerückt ist. Er läßt seine schöne Nichte Mathilde von Bethune grüßen und wird ihr binnen wenigen Stunden persönlich seine innige Zuneigung bezeigen. Diese meine Botschaft sei Ihnen kund gethan, edle Dame!“

Hierauf trat er mit gebeugtem Haupte bis an die Thür zurück und entfernte sich. Der junge Gwyde von Flandern war dem Versprechen zufolge, welches er in dem Gehölz bei den Ruinen von Nieuwenhove Dekoninc gegeben hatte, von Namur her angekommen. Unterwegs hatte er das Schloß Wynendaal eingenommen und die französische Be-

sagung niedergemacht. Ebenso hatte er die Burg Schyseele von Grund aus zerstört, weil der Herr derselben ein geschworener Beliaart war und den Franzosen in seinen Mauern eine Zuflucht verstattet hatte. Der triumphierende Einzug Gwydes riß die Bürger zur größten Freude hin. In allen Straßen jubelte und jauchzte die Menge:

„Heil unserem Grafen! Vlaanderen den Leeuw!“

Sobald der junge Feldherr mit seinen Reitern auf den Freitagsmarkt gekommen war, übergaben ihm die Altmeister die Schlüssel und so wurde ihm, als zeitigem Grafen von Flandern bis zur Befreiung Nobrechts von Bethune, seines Bruders, gehuldigt.

Nachdem er die durch Dekoninc eingerichtete Regierung bestätigt hatte, ging er ohne Aufenthalt nach dem Nieuwlandschen Hause, umarmte seine kranke Nichte und erzählte ihr, wie er die Franzosen aus dem geliebten Wynendaal vertrieben habe. Eine köstliche Mahlzeit, welche Marie wegen der glücklichen Zurückkunft ihres Bruders hatte bereiten lassen, wartete ihrer; sie tranken den Wein der Freude auf die Befreiung der gefangenen Flamländer.

## 18. Der Flamländer Rüstungen.

Nach der schrecklichen Nacht, in welcher das Blut der Franzosen so reichlich vergossen worden war, kamen Chatillon, Jan von Gistel und die wenigen andern, die dem Tode entflohen waren, nach Kortryk. Hier befand sich noch eine sehr zahlreiche Besatzung, welche in der starken Feste ohne Gefahr bleiben konnte. Chatillon war ganz zweifelt über seine Niederlage und glihte vor Machedurst. Er zog noch einige Abteilungen Söldner aus andern Städten heran, um Kortryk gegen jeden Angriff zu verstärken, und übergab den Oberbefehl daselbst dem Herrn von Lens, einem Beliaart. In aller Eile besuchte er noch die übrigen Grenzstädte und besetzte dieselben mit dem Rest seiner Truppen; zum Befehlshaber von Nyffel machte er den Kanzler Peter Flotte. Dann reiste er nach Paris an den Hof des Königs, der die Niederlage seiner Truppen bereits erfahren hatte. Philipp der Schöne empfing den Landvogt von Flandern mit dem höchsten Unwillen und

machte ihm Vorwürfe über seine tyrannische Herrschaft, die die Ursache von all diesem Unglück wäre. Vielleicht würde Chatillon für immer in Ungnade gefallen sein, aber die Königin Johanna wußte ihren Oheim so gut zu entschuldigen, daß Philipp der Schöne sich endlich mehr zum Dank, als zum Zorn geneigt fühlte. Nun kehrte der französische Fürst seinen Unwillen gegen die Flamländer und schwur, an ihnen Rache zu nehmen.

Es war bereits ein Heer von zwanzigtausend Mann bei Paris versammelt, um das Königreich Mallorca aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Dies waren die Truppen, deren Einberufung Nobrecht von Bethune den flämischen Herren angezeigt hatte. Mit diesem Heere würde man gegen Flandern in den Krieg haben ziehen können, aber Philipp zog es vor, die Rache noch einige Zeit aufzuschieben, um mit einer noch größeren Anzahl Truppen in das Feld zu ziehen. Auf einem von König erlassenen Aufruf kamen aus allen Theilen des weiten Frankreichs die Vasallen mit ihren bewaffneten Leuten herangeeilt, und in wenigen Tagen war das französische Heer mehr als fünfzigtausend Mann stark.

Robert von Artois, einer der kühnsten Kriegshelden Europas, wurde zum Befehlshaber desselben ernannt.

Währenddessen verstärkten sich aber auch die Flamländer ganz ungemein. Herr Johann Borlout vertrieb die Franzosen aus Gent; siebenhundert derselben blieben in diesem Kampf. Auch Dudenaarde und mehrere andere Gemeinden machten sich frei.

Wilhelm von Füllich kam mit einer großen Anzahl Bogenschützen aus Deutschland nach Brügge. Zu ihm stieß Herr Johann von Keneffe mit vierhundert Seeländern.

In Kortryk lagen fast dreitausend Franzosen unter dem Befehl des Herrn von Lens. Auch hier begingen diese zusammengelaufenen Kriegsknechte alle Arten von Gewaltthätigkeit. Durch das Beispiel der anderen Städte ermutigt, erhoben sich deshalb die Kortryker und erschlugen mehr als die Hälfte; die übrigen flohen in aller Eile auf die Feste, und verschanzten sich hier. Um sich zu rächen, schossen sie mit brennenden Pfeilen auf die Stadt und steckten die schönsten Gebäude in Brand. Die Kortryker belagerten die Feste, aber es war ihnen nicht möglich, die Franzosen ohne fremde Hilfe zu vertreiben; in der



trüben Voraussicht, ihre Stadt bald ganz abbreunen zu sehen, sandten sie einen Boten nach Brügge, um Herrn Gwyde um Beistand zu bitten.

Der Bote kam am 5. Juli 1302 bei Gwyde an, setzte ihn von dem beklagenswerten Zustand der guten Stadt Kortryk in Kenntniss und gelobte ihm im Namen der Bürger unbedingten Gehorsam. Der junge Graf ward durch diese Erzählung tief ergriffen und beschloß, sich ohne Verzug nach der unglücklichen Stadt zu begeben. Er ließ auf der Stelle alle Vorsteher der Brügger Zünfte in den oberen Saal des Prinzenhofes entbieten und ging selbst mit seinen Rittern dahin. Eine Stunde später waren die Einberufenen, dreißig an der Zahl, in dem bestimmten Gemache versammelt; sie standen mit entblößtem Haupte am Ende des Saales und erwarteten stillschweigend, was man ihnen mittheilen würde. Dekoninck und Breydel, die Häupter der beiden angesehensten Zünfte, standen an der Spitze. Herr Gwyde saß in einem reichen Lehnstuhl, am oberen Ende des Saales; rund umher standen seine Ritter.

In der Mitte des Raumes, zwischen den Vorstehern und Rittern stand der Bote von Kortryk. Sobald jeder auf seinem gehörigen Plage war, befahl Gwyde dem Boten, seine Nachricht vor den Vorstehern zu wiederholen.

Nachdem dieses geschehen war, sprach er:

„Sie haben es gehört, Vorsteher, eine unserer besten Städte ist in Gefahr, ganz vernichtet zu werden; Ihre Mitwirkung allein kann sie aus ihrer Bedrängnis retten; deshalb ersuche ich Sie, aufs schnelligste Ihre Zünfte zu den Waffen zu rufen. Wie viel Zeit haben Sie nöthig, Ihre Leute zu diesem Zuge in stand zu setzen?“

Dekoninck antwortete:

„Noch diesen Nachmittag, durchlauchtigster Herr, werden viertausend bewaffnete Weber auf dem Freitagsmarkt stehen; wohin Sie befehlen, werde ich sie führen.“

„Und Sie, Meister Breydel, werden Sie auch da sein?“

Breydel trat mit stolzer Zuversicht vor und antwortete:

„Edler Graf, Ihr Diener Breydel wird Ihnen nicht weniger als achttausend Gesellen liefern.“

Die größte Verwunderung gab sich unter den Rittern kund.

„Achttausend?“ riefen sie zugleich.

„Ja, ja, meine Herren,“ fuhr Breydel fort, „achttausend oder mehr. Alle Zünfte Brügges, ausgenommen die Weber, haben mich zu ihrem Anführer erwählt, und Gott weiß, wie ich mich für diese Gunst dankbar bezeigen werde.“

„Meister Breydel,“ sprach Gwyde, „Sie sind ein tapferer und würdiger Unterthan meines Vaters. Das Land, in dem solche Männer geboren werden, kann nicht lange in Sklaverei bleiben; ich danke Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit.“

Ein freundliches Lächeln der umstehenden Ritter verriet, wie angenehm ihnen Breydels Worte gewesen waren. Der Vorsteher kehrte zu seinen Genossen zurück und flüsterte Dekoninck ins Ohr:

„Ich bitte Sie, Meister, ärgern Sie sich nicht über das, was ich eben Herrn Gwyde gesagt habe! Sie sind und bleiben mein Anführer, denn ohne Ihren Rat würde ich nicht viel Gutes ausrichten. Meine Rede hat Sie doch nicht beleidigt?“

Der Vorsteher der Weber drückte Breydels Hand zum Zeichen der Freundschaft und des Einverständnisses.

„Meister Dekoninck,“ fragte Gwyde, „haben Sie die Zünfte von meinem Wunsch in Kenntnis gesetzt? Sollen mir die nötigen Gelder besorgt werden?“

„Die Zünfte von Brügge,“ war die Antwort, „stellen alle ihre Mittel zu Ihrer Verfügung, edler Herr! Belieben Sie nur, einige Diener mit einem schriftlichen Befehl nach dem Band zu senden; da sollen Ihnen so viele Mark Silbers, als Sie wünschen, ausbezahlt werden! Die Zünfte bitten Sie, sie nicht zu schonen; die Freiheit kann ihnen nicht zu teuer sein!“

In dem Augenblick, als Gwyde die Bereitwilligkeit der Brügger mit dankenden Worten anerkennen wollte, öffnete sich die Thür. Aller Augen richteten sich erstaunt auf den Mönch, der, ohne gerufen zu sein, kühn in den Saal trat und sich den Vorstehern näherte. Eine Kutte von schwerem, braunem Tuch war mit einem Strick um seinen Leib zusammengehalten; eine schwarze Kappe verbarg seine Züge so, daß man ihn nicht erkennen konnte. Er schien sehr alt, denn sein Rücken war gebeugt, und ein langer Bart hing auf seine Brust herab. Adolf von Neumland erkannte in ihm denselben Mönch, welcher ihm den Brief Kobrechts von Bethune gebracht hatte, und wollte ihn mit

lauter Stimme begrüßen, aber die Bewegungen des Mönches waren so eigentümlich, daß die Worte auf den Lippen des jungen Ritters erstarrten. Doch bald löste sich das Rätsel.

Der Mönch band den Strick, der um seine Lenden gewunden war, los, warf seine Kutte und seinen Bart ab und rief:

„Meine Herren, es scheint Sie zu befremden, einen Fuchs unter dieser Kutte zu finden, und dennoch bringe ich schon zwei Jahre unter derselben zu.“

„Willkommen, willkommen, unser teurer Freund Dietrich!“ riefen die Edeln insgesamt. „Wir dachten, Sie wären längst tot gewesen!“

„Dann können Sie Gott danken, daß ich wieder auferstanden bin,“ erwiderte Dietrich der Fuchs, „aber nein, ich war nicht tot; unsere gefangenen Brüder und Herr von Nieuwland können dieses bezeugen. Ich habe sie alle getröstet, denn als wandernder Priester durfte ich die Gefangenen besuchen; Gott vergebe mir das Latein, welches ich gesprochen habe! Ja, ja, meine Herren, lacht nicht, ich habe Latein gesprochen! Ich bringe Nachrichten von allen unseren unglücklichen Landsleuten für ihre Verwandten und Freunde.“

Einige der Ritter wollten ihn über das Schicksal der Gefangenen befragen; aber er verweigerte jede Antwort und fuhr fort:

„Um Gotteswillen, fraget mich jetzt nicht über diesen Punkt, ich habe Ihnen viel wichtigere Dinge zu erzählen! Hört und zittert nicht; denn ich bringe eine traurige Nachricht! Vor der Stadt Nyffel sind zweiundsechzigtausend Franzosen gelagert, darunter zweiundfünfzigtausend Reiter.“

„Zweiundsechzigtausend?“ wiederholten die Ritter, einander erschrocken ansehend.

„Zweiundsechzigtausend?“ wiederholte auch Brehdel, während er erfreut seine Hände rieb, „o Gott, welch' schöne Herde!“

Defoninc beugte sein Haupt und versank in tiefes Nachdenken. Rasch berechnete er die Gefahr und die Mittel, ihr zu begegnen.

„Sind Sie dieser schlimmen Nachrichten ganz gewiß?“ fragte Gwyde ängstlich.

„Ja, edler Gwyde, ich habe das Heer mit eigenen Augen gesehen und gestern abend in dem Zelte des Seneschalls Robert von Artols

gespeist. Er hat mir auf seine Ehre geschworen, daß der letzte Flämänder von seiner Hand sterben solle."

"Was ist nun zu thun?" fragte Gwyde. "Wie sollen wir jetzt das Vaterland retten?"

Einige waren der Meinung, man müsse sich in der Stadt Brügge einschließen, bis das französische Heer aus Mangel an Lebensmitteln abziehen würde; andere wieder wollten dem Feind entgegenziehen und ihn nachts überfallen.

Dekoninc stand noch immer gebeugten Hauptes sinnend da, bis ihn Gwyde endlich fragte, welche Mittel und Wege er in so bedenklicher Lage angeben könne.

"Edler Herr," antwortete er, "wäre ich Befehlshaber, so würde ich folgendes thun: ich würde in aller Eile mit den Bürgern nach Kortryk ziehen, um den Herrn von Lens zu verjagen; dann würden die Franzosen diese Stadt nicht als Stützpunkt ihrer Unternehmungen gebrauchen können, und wir hätten einen sicheren Aufenthaltsort für die Frauen und Kinder, sowie für uns selbst; denn Kortryk mit der Burg ist stark, während Brügge, wie es jetzt ist, nicht einen einzigen Sturm aushalten kann. Ich würde ferner noch in dieser Stunde dreißig Boten zu Pferde mit der Nachricht von der Ankunft des Feindes nach allen Städten Flanderns senden und alle Klauwaarts nach Kortryk berufen. Ingleichen würde ich Herrn von Keneffe und Herrn Wilhelm von Jülich dahin kommen lassen. Auf diese Weise, edler Graf, würden ohne Zweifel binnen vier Tagen dreißigtausend streitbare Flämänder im Lager sein, und dann brauchten wir die Franzosen so sehr nicht zu fürchten."

Die Ritter lauschten mit feierlichem Schweigen; sie bewunderten den ungewöhnlichen Mann, der in so wenigen Augenblicken so treffliche Maßregeln vor ihnen entfaltete.

"Ich danke Gott, daß er Ihnen diesen Gedanken eingegeben hat, Meister Dekoninc!" sagte der junge Graf. "Ihre guten Dienste sollen nicht unbelohnt bleiben. Ich werde Ihrem Räte folgen; er zeugt von großer Weisheit. Meister Breydel, ich hoffe, daß Sie die Leute, die Sie uns gelobt haben, auch herbeischaffen werden."

"Achttausend habe ich gesagt, edler Graf," entgegnete Breydel, "nun gut, jetzt sage ich zehntausend. Ich will nicht, daß auch nur

ein einziger Gefelle oder Lehrbursche in Brügge bleibe; jung und alt, alles muß mit. Ich werde schon sorgen, daß uns die Franzosen nicht so leicht überwältigen — und diese Vorsteher, meine Freunde, werden das auch thun, das weiß ich.“

„Fürwahr, edler Herr,“ riefen die Vorsteher insgesamt, „es soll niemand fehlen, denn jeder verlangt nach dem Kampfe!“

„Die Zeit ist zu kostbar, um uns noch länger aufzuhalten,“ sprach Gwyde. „Geht nun eilig, eure Zünfte zu versammeln; binnen zwei Stunden werde ich mich an der Spitze eurer Scharen auf dem Freitagsmarkt befinden!“

Alle verließen den Saal. Gwyde sandte auf der Stelle eine große Anzahl Boten nach allen Richtungen aus, mit Befehlen für die Edelleute, die dem Vaterlande treu geblieben waren.

Die Zünfte standen schon in kurzer Zeit in langen Reihen auf dem Freitagsmarkt versammelt. Breydel hatte sein Versprechen erfüllt; er zählte zwölftausend Gefellen von den verschiedenen Zünften unter sich. Die Beile der Fleischer glänzten wie Spiegel im Sonnenlicht und blendeten den Zuschauer. Über der Schar der Weber erhoben sich zweitausend Goedendags mit ihren eisernen Spizen; auch eine Abteilung Bogenschützen war unter ihnen. Gwyde stand mit ungefähr zwanzig edlen Mittern in der Mitte des Platzes. Ein Weber kam in diesem Augenblicke mit der großen Fahne von Brügge auf den Markt. Sobald die Zunftleute den blauen Löwen gewahrten, erhob sich ein hinreißendes Jubelgeschrei unter ihren Scharen. Sie wiederholten unaufhörlich denselben Ruf, der in der blutigen Nacht das Zeichen der Rache gewesen war:

„Vlaanderen den Leeuw! Wat Walsch is, valsch is!“

Und dann schwangen sie ihre Waffen, als ob sie ihren Feinden bereits gegenüberständen.

Als das Gepäck des Herres auf die Wagen geladen war, erschollen die schmetternden Töne der Trompeten, und die Brügger verließen mit fliegenden Fahnen durch das Genthhor ihre Stadt.

Da die Frauen sich ohne irgend einen Schutz sahen, so steigerte sich ihre Angst. Jetzt schien es ihnen, daß sie nur mehr den Tod zu erwarten hätten. Nachmittags verließ auch Mathilde mit ihren Dienern und Frauen die Stadt, und diese Abreise brachte viele auf den Gedan-

ten, daß auch sie in Kortryk sicherer sein würden. Unzählige Familien zogen dorthin.

In Brügge war es so stille, wie in einem Grabe.

## 19. Des Verräters Strafe.

Es war dunkle Nacht, als Gwyde mit ungefähr sechzehntausend Mann zu Kortryk ankam. Die Einwohner, durch vorausgesandte Reiter benachrichtigt, standen in großer Anzahl auf den Wällen der Stadt und empfingen ihren Landesherrn bei Fackelschein mit frohem Jauchzen.

Des andern Tages, am frühen Morgen, besichtigte Gwyde mit einigen vornehmen Einwohnern der Stadt die Festungswerke der Burg und fand zu seiner großen Betrübnis, daß dieselbe nicht ohne große Sturmwerkzeuge erobert werden konnte. Deshalb befahl er, Sturmrammen und Falltürme zu bauen und die in der Stadt befindlichen Ballisten heranzubringen. Nach fünf Tagen wollte man die Burg bestürmen. Dieser Verzug war übrigens den Kortrykern nicht mehr so schädlich; denn seit der Ankunft des flämischen Heeres hatte die französische Besatzung aufgehört, Feuerpfeile auf die Stadt zu schleudern. Herr Lens war nämlich in der äußersten Not; seine Bogenschützen hatten nur noch eine kleine Anzahl Pfeile übrig, und es gebot ihm daher die Vorsicht, dieselben für einen Angriff aufzubewahren. Auch waren die Vorräte so vermindert, daß er der Besatzung nicht mehr als die Hälfte der gewöhnlichen Kost geben konnte.

An einem geeigneten Orte unter den Wällen der Stadt wurde ein großes Lager gebaut. Während die Zimmerleute an den Sturmwerkzeugen arbeiteten, mußten die andern Flämänder die Gräben des Lagerplatzes auswerfen. Die Verschanzung erhob sich wie durch Zauberei — das ganze Heer wetteiferte bei der Arbeit.

Sobald ein Teil der Erdarbeiten vollendet war, kamen andere Leute und spannten Zelte auf.

Das flämische Volk hatte seine Edeln doch etwas mit Unrecht der Treulosigkeit und Feigheit beschuldigt; es ist zwar wahr, daß sich viele derselben offen für Frankreich erklärt hatten, die Zahl der treu-

gebliebenen war aber größer. Zweiundfünfzig der vornehmsten flämischen Ritter saßen zudem in Frankreich gefangen. Die andern treuen Edeln, die in Flandern lebten, hatten es nicht für rühmlich gehalten, mit einem aufrührerischen Volke Gemeinschaft zu machen. Während des Kampfes innerhalb der Mauern der Städte und unter dem Befehle der Volksführer waren sie auf ihren Schlössern geblieben, in stiller Trauer über die Unterjochung des Vaterlandes; aber jetzt, wo Gwyde als Feldherr über seine Unterthanen gebot, kamen sie alle mit ihren Untergebenen herbeigeeilt. Auch die flämischen Städte hatten ihre Mannschaften gesandt. Nur aus Gent war noch niemand erschienen, und manche Worte des Unwillens wurden im Lager laut über die Saumlässigkeit der Genter Bürger.

Die Freude der Flamländer während dieser Tage war unaussprechlich; jetzt sahen sie, daß ihre Landsleute noch nicht entartet waren, und daß das Vaterland noch mutige Männer zählte. Es waren bereits über einundzwanzigtausend tapfere Krieger unter dem Banner des schwarzen Löwen versammelt, und noch unaufhörlich kamen kleine Abteilungen dazu.

Eines Abends, als die Sonne bereits verschwunden war, hatten alle Arbeiter sich in ihre Zelte zurückgezogen. In der Mitte des Lagers, in einiger Entfernung von den Zelten, brannte ein großes Feuer, welches seinen roten Glanz weit umher verbreitete.

Einige Schritte von diesem Feuer stand das Zelt der Lagerwache. Jan Brehdel mit fünfzig seiner Leute hatte die Wache. Sie saßen auf kleinen, hölzernen Stühlen um einen Tisch; ihre Beile erglänzten in dem Widerschein des Feuers. Die von ihnen ausgestellten Posten konnte man in der Finsternis umherwandeln sehen. Ein großer Krug Wein und einige zinnerne Kannen standen vor ihnen auf dem Tisch, aber sie führten die letzteren nur selten zum Munde.

„Jetzt sage einer,“ rief Brehdel, „daß die Flamländer ihren Vätern nicht gleichen, wenn ein Heer, wie das unsrige, aus freiem Willen sich versammelt! Nun mögen die Franzosen nur kommen mit ihren zweiundsechzigtausend Mann! Je mehr Wild, desto besser die Jagd. Sie sagen, wir wären ein Haufen schlechter Hunde; aber sie mögen Gott bitten, daß sie nicht gebissen werden! Hunde haben gute Zähne.“

Die Fleischer lachten herzlich über die scherzenden Worte ihres

Vorsteher und sahen dabei einen steinalten Gesellen an, dessen grauer Bart Zeuge seines hohen Alters war. Einer von ihnen rief ihm zu:

„Sie, Jakob, werden sie nicht gut mehr beißen können!“

„Wenn meine Zähne auch nicht so gut sind, wie die eurigen,“ brummte der alte Fleischer, „so habe ich doch ein Beil, welches das Beißen schon lange gewohnt ist. Ich möchte wohl zwanzig Maß Wein wetten, daß es besser beißen wird, als die eurigen.“

„Das gilt,“ rief der andere, „wir wollen sie zusammen austrinken — ich gehe sie holen.“

„Ho, ho!“ rief Breydel, „wollt ihr wohl hier bleiben! Trinkt morgen, denn das sage ich euch: den ersten von euch, der sich betrinkt, lasse ich in Korkryk einsperren; er soll dem Kampfe nicht beiwohnen!“

Diese Drohung hatte eine wunderbare Wirkung auf die Fleischer; die Worte erstarrten ihnen auf den Lippen.

Breydel bemerkte, daß seine Drohung die fröhliche Stimmung verschleucht hatte. Um sie nun wieder zu wecken, ergriff er den Krug und sprach, die Kannen füllend:

„Nun, Leute, weshalb schweigt ihr jetzt? Da nehmt und trinkt, damit der Wein euch die Sprache wiedergebe! Dieser Krug sei euch preisgegeben; ihr mögt ihn bis auf den Boden leeren! Für eure Kameraden, die auf Wache stehen, soll ein anderer besorgt werden! Jetzt, wo wir sehen, daß aus allen Städten Hülfe herbeieilt, haben wir alle Ursache, uns unseres Glückes zu erfreuen.“

Nun kehrte die allgemeine Fröhlichkeit zurück. Plötzlich hörte man einige Schritte hinter dem Zelt einen Wortwechsel. Alle standen auf, um zu sehen, was es sein möchte; aber ehe sie das Zelt verlassen hatten, kam ein Fleischer, der auf Wache gestanden hatte, mit einer andern Person, welche er mit Gewalt vorwärts zog.

„Meister,“ sprach er, „diesen fahrenden Sänger habe ich hinter dem Lager gefunden; er ging an alle Zelte und lauschte. Darunter verbirgt sich gewiß Verrat, denn sehen Sie nur, wie der Schelm zittert!“

Der Mann, welchen man in das Zelt gebracht hatte, war mit einem blauen Wams bekleidet und trug eine kleine Mütze mit einer Feder auf dem Kopfe. Ein langer Bart bedeckte die Hälfte seines Gesichts. In der linken Hand hielt er ein kleines Instrument, welches wie eine Harfe ausseh. Er zitterte vor Furcht, und sein Gesicht war

so bleich, als ob er sterben sollte; er suchte sich sichtlich den Blicken Jan Brehdels zu entziehen, denn er wandte das Haupt nach der anderen Seite, damit derselbe seine Züge nicht sehen möchte.

„Was haben Sie in dem Lager zu thun?“ rief Brehdel. „Weshalb lauschen Sie an den Zelten? Antworten Sie rasch!“

Der Sänger antwortete in einer scheinbar fremden Mundart:

„Meister, ich komme von Luxemburg. Man hat mir gesagt, einer meiner Brüder wäre im Lager, und ich war gekommen, ihn zu suchen. Ich bin bange, weil die Schildwache mich für einen Spion angesehen hat; aber ich hoffe, Sie werden mir nichts zuleide thun.“

Brehdel, welcher Mitleiden mit dem Sänger empfand, sandte die Schildwache zurück und sprach, dem Fremden einen Stuhl anweisend:

„Sie müssen von so langer Reise ermüdet sein. Da, mein schöner Sänger, setzen Sie sich nieder und trinken Sie, diese Kanne gehört Ihnen! Sie müssen uns einige Lieder singen!“

„Vergeben Sie mir, Meister, ich kann nicht hier bleiben, denn ich werde erwartet!“

„Erst ein Lied!“ riefen die Fleischer. „Er kommt nicht fort, ehe er ein Lied gesungen hat!“

„Machen Sie rasch!“ rief Brehdel. „Wenn Sie uns das Vergnügen, einige Lieder zu hören, nicht machen wollen, dann halte ich Sie bis morgen hier.“

Die Furcht des Sängers vermehrte sich. Er bebte, daß die Saiten des Instruments davon erklangen.

„Wollen Sie spielen oder singen?“ rief Brehdel. „Wenn Sie nicht eilen, geht's Ihnen schlecht!“

Bis zum Tode erschrocken, berührte der Sänger mit seinen zitternden Fingern die Harfe, brachte aber nur falsche Töne hervor; die Fleischer merkten jetzt, daß er nicht spielen konnte.

„Er ist ein Spion!“ rief Brehdel. „Entkleidet ihn und seht, ob er nichts bei sich trägt!“

In einem Augenblick waren ihm die Oberkleider vom Leibe gerissen.

„Hier habe ich's!“ rief ein Fleischer, der seine Hand zwischen das Wams auf der Brust des Unbekannten gesteckt hatte.

Nachdem er seine Hand wieder hervorgezogen hatte, hielt er

in derselben ein in Wachstuch gewickeltes Schreiben, woran ein mit Flachſ umwundenes Siegel hing.

Jan Breydel ergriff das Schreiben, und nachdem er dasselbe entfaltet, starrte er lange Zeit darauf, ohne daß ihm dadurch die mindeste Aufklärung wurde.

In jener Zeit konnten nämlich außer den Geistlichen nur wenige Leute lesen.

Dann aber nahm er seinen Dolch und schnitt den um das Siegel gewundenen Flachſ ab. Nachdem er die Lilien des Wappens von Frankreich gesehen, sprang er voll Wut auf und ergriff den Unbekannten beim Bart; ihn an denselben hin und her schleifend, rief er aus:

„Warten Sie, Sie Verräter, es ist ein Brief des Herrn von Lens, und Sie sind ein Spion! Sie sollen des Todes sterben, Sie Bösewicht!“

Bei diesen Worten, riß er mit solcher Gewalt an dem Barte des Spions, daß die Bänder, womit derselbe an den Kopf befestigt war, rissen; nun erkannte Breydel sein Gesicht. Er stieß ihn mit solchem Ingrimm zurück, daß er gegen einen Pfeiler des Zeltes taumelte.

„O Brakels! Brakels! Ihre letzte Stunde ist gekommen,“ rief er, wie von einer Erscheinung erschreckt.

Inzwischen hatte das Geschrei der Fleischer eine Menge Volks herbeigelockt. Der eine kam ohne Koller, der andere ohne Wams. Sobald sie die Ursache des Lärms vernommen, verlangten sie wütend, daß Brakels ihnen überliefert würde.

„Geben Sie ihn uns!“ schrieen sie.

„Befudelt euch nicht mit dem Blute dieses Verräters!“ rief Breydel. „Er ist zu verächtlich, sonst wäre er bereits durch meine Hand getötet.“

„O Meister, haben Sie doch Mitleiden mit mir!“ stöhnte Brakels. „Ich werde dem Vaterlande getreulich dienen . . . töten Sie mich doch nicht!“

Breydel betrachtete ihn mit Verachtung und schleuderte ihn mit dem Fuße plötzlich bis in die andere Ecke des Zeltes. — Inzwischen hatten die Fleischer die größte Mühe, die Menge, welche voll Rachsucht das Zelt umringte, zurückzuhalten.

„Geben Sie ihn uns!“ rief die wütende Schar.

„Ich will nicht,“ sprach Breydel mit einem gebieterischen Blick zu seinen Leuten, „daß das Blut dieser Schlange eure Beile beflecke. — Man übergebe ihn dem Galgen!“

Der Befehl war kaum ausgesprochen, als er auch schon vollstreckt wurde.

## 20. Der Ritterschlag.

Gwyde hatte Befehl gegeben, daß das ganze Herr am andern Morgen vor dem Lager versammelt sein sollte; er wollte eine allgemeine Musterung halten.

Diesem Befehl zufolge hatten die Flamländer sich auf dem bestimmten Platz kunstgerecht in Form eines Vierecks aufgestellt. Jede Schar bestand aus acht geschlossenen Gliedern; die viertausend Weber Defonincks bildeten das obere Ende des rechten Flügels. Das erste Glied seiner Abteilung bestand aus lauter Schützen, welche ihre schweren Armbrüste geschultert hatten, während eiserne Pfeile in einem Köcher an ihrer Seite hingen. Sie hatten keine andere Schutzwaffe, als eine dicke, eiserne Platte, welche ihnen mit vier Riemen auf die Brust gebunden war. Über den sechs tiefen Gliedern ragten Tausende von Speeren zehn Fuß hoch hervor; diese Waffe, der berühmte Goedendag, wurde von den Franzosen am meisten gefürchtet, denn man konnte mit derselben ein Pferd sehr leicht durchbohren; kein Harnisch schützte gegen ihren gewaltigen Stich; jeder Reiter, der davon getroffen wurde, fiel unfehlbar aus dem Sattel.

Auf derselben Seite standen auch die herrlichen Truppen von Ypern; ihr vorderstes Glied bestand aus fünfhundert kräftigen Leuten, deren Kleidung so rot war, wie die feinsten Korallen; von ihren glänzenden Helmen wallten schwankende Federbüsche auf ihre Schultern herab; große Keulen, mit stählernen Spitzen beschlagen, standen mit dem dicken Ende neben ihrem Fuße, während ihre Hand am Griff derselben ruhte; ihre Arme und Schenkel waren mit kleinen, eisernen Platten bedeckt. Die übrigen Leute dieser trefflichen Schar waren in Grün gekleidet; ihre stählernen Bogen ragten abgesspannt über ihre Köpfe hinaus. Der linke Flügel bestand lediglich aus den zehntausend,

mit blinkenden Beilen ausgerüsteten Kriegerern Brehdels. Die Fleischer waren nicht zierlich gekleidet; kurze braune Hosen und Jacken von derselben Farbe machten ihren ganzen Anzug aus; ihre Ärmel waren bis an den Ellenbogen aufgestreift. Lange Narben, welche sie aus früheren Gefechten davongetragen hatten, zogen sich wie tiefe Furchen über ihr Gesicht: für sie waren es Lorbeeren, die von ihrer Tapferkeit zeugten. Die Züge Brehdels stachen auffallend gegen diese düstern, unheimlichen Gestalten ab; während die meisten seiner Genossen durch ihren furchtbaren Ausdruck Schrecken einflößten, war Brehdels Gesicht angenehm und edel: schöne blaue Augen flammten unter fein gezogenen Augenbrauen, lange blonde Locken fielen über den Kragen seines Wamses herab, und ein langer Bart umrahmte das schöne Halbbrunn seines Gesichts. Jetzt, wo er heiter und zufrieden, war der Ausdruck seiner Züge angenehm; aber wenn der Zorn ihn hinriß, gab es auch kein Löwenhaupt, das das feintige an Furchtbarkeit übertroffen hätte; dann fürchten sich seine Wangen, seine Zähne knirschten grimmig, und seine Brauen zogen sich buschig über die Augen herab.

Auf dem dritten Flügel standen die Leute von Beurne, tausend Schleuderer und fünfhundert Helmhauer. Die ersteren standen in den vordersten Gliedern und waren ganz in Leder gekleidet, damit die Schleuder beim Schwingen an der Kleidung kein Hindernis fände. Um ihre Lenden war ein breiter, lederner Schlauch wie ein Gürtel befestigt; in demselben lagen die runden Kiesel, welche sie auf den Feind warfen; an ihrer rechten Hand hing ein lederner Riemen, in dessen Mitte eine Öffnung war. Dies war die Schleuder, eine furchtbare Waffe, womit sie ihren Feind so genau zu treffen wußten, daß die schweren Steine, mit welchen sie warfen, selten ihr Ziel verfehlten. Hinter diesen standen die Helmhauer; sie waren ganz mit eisernen Platten bedeckt und trugen schwere Sturmhauben auf dem Kopf. Ihre Waffe war eine Streitart mit einem langen Stiel; an der Art befand sich eine dicke, eiserne Spitze, womit sie die Helme und Harnische durchbohrten, — darum hießen sie Helmhauer. Den letzten Flügel, welcher das Viereck schloß, bildete die ganze Reiterei des Lagers, die elfhundert Mann zu Pferde, welche Johann Graf von Namur seinem Bruder Gwyde geschickt hatte. Diese Abtheilung war ganz mit Eisen und Stahl bedeckt; man konnte nichts sehen, als die Augen der Reiter, welche aus dem Visier des Helmes

hervorsahen, und die Füße der Pferde, die aus ihrer eisernen Bedeckung herauskamen.

Das ganze Herr stand bereits einige Zeit auf die beschriebene Weise aufgestellt, als man plötzlich das Banner des Herrn Gwyde unter dem Stadthor hervorkommen sah. Herr von Renesse, der in Abwesenheit des Feldherrn Oberbefehlshaber des Lagers warf, rief:

„Die Waffen auf! Schließt an! Richtet die Glieder! Stille!“

Kaum war der Befehl ausgeführt, als die Reiterei sich öffnete, um den Feldherrn mit seinem zahlreichen Gefolge in das Viereck einzulassen.

Voran ritt der Fahnenträger mit dem Banner Flanderns; der schwarze Löwe auf goldenem Felde flatterte leicht neben dem Kopfe des Pferdes und schien seine Krallen wie ein Siegeszeichen den erfreuten Flamländern zu zeigen. Gleich nach ihm kam Gwyde mit seinem Neffen Wilhelm von Jülich. Der junge Feldherr trug einen glänzenden Harnisch mit dem Wappen Flanderns auf der Brust; seinen Helm schmückte ein schöner Federbusch, der bis auf den Rücken seines Pferdes herabwallte. Auf dem Harnisch Wilhelms von Jülich war ein breites, rotes Kreuz. Das weiße Priestergewand hing unter seinem Panzerhemd hervor und reichte bis auf den Sattel; sein Helm war ohne Federn und seine ganze Rüstung einfach und ohne Verzierung. Unmittelbar nach diesen Herren folgte Adolf von Nieuwland; seine ganze Bewaffnung war äußerst zierlich; überall an den Verbindungsstellen der Schuppen seiner Rüstung waren goldene Knöpfe angebracht. Sein Helmbusch war grün und seine eisernen Handschuhe versilbert. Unter seinem Panzerhemd konnte man einen grünen Schleier hervorhängen sehen — das Geschenk, welches ihm die Tochter des Löwen zum Zeichen ihrer Dankbarkeit gegeben hatte. Neben ihm ritt Mathilde auf einem schneeweißen Zelter. Die Jungfrau war noch blaß, aber nicht mehr krank. Die Ankunft ihres Bruders Adolf hatte ihre Krankheit verscheuht. Ein himmelblaues Reitkleid, vom feinsten Sammet mit kleinen, silbernen Löwen wie übersät, fiel in leichten Falten über ihre Füße bis auf die Erde, und ein seidener Schleier hing von der Spitze ihres Hauptes bis auf das Pferd herab.

Hierauf kamen noch ungefähr dreißig Ritter und Edel Damen, alle auf das kostbarste gekleidet und so munter und guter Dinge, als ob sie

irgend einem Turnier beizuhelfen wollten. Endlich folgten noch vier Schildknappen zu Fuß; die beiden ersten trugen je einen reichen Harnisch und ein Schlachtschwert auf ihren Armen, die anderen je einen Helm und einen Schild. Während die Scharen in feierlicher Stille dastanden, kam der glänzende Zug bis in die Mitte des Biercks und machte dort Halt.

Gwyde ließ seinen Herold zu sich kommen und gab ihm eine Urkunde, um den Inhalt desselben zu verkünden.

„Füge den Kriegsnamen „Löwe von Flandern“ hinzu,“ sprach er, „denn das freut unsere guten Brügger!“

Der Herold ritt vor, stieß dreimal in die Posaune und rief mit lauter Stimme:

„Wir Gwyde von Namur entbieten im Namen unseres Grafen und Bruders Kobrecht von Bethune, des Löwen von Flandern, allen, die dieses lesen oder lesen hören, Heil und Frieden!

In Betracht . . .“

Plötzlich hörte er auf; es verbreitete sich ein Murmeln unter den verschiedenen Abteilungen, und während jeder hastig zu seiner Waffe griff, spannten die Schützen ihre Bogen, als ob irgend eine Gefahr drohe.

„Der Feind! Der Feind!“ wurde gerufen.

In der Ferne sah man ein zahlreiches Heer ankommen; mehrere Tausende schritten in dichtgedrängten Scharen vorwärts. Bald sah man einen Reiter in vollem Trabe auf den Lagerplatz zureiten. Er hing vornüber auf dem Hals seines Pferdes, daß man ihn nicht erkennen konnte, obgleich er bereits sehr nahe gekommen war. Dem erstaunten Heere sich immer mehr nähernd, rief er:

„Vlaanderen den Leeuw! Vlaanderen den Leeuw! Hier sind die Genter!“

Man erkannte den alten Kriegsmann; ein frohes Jauchzen antwortete seinem Ruf, und es erscholl aus aller Munde:

„Heil Gent! Heil Herrn Johann Borluut! Willkommen unsere guten Brüder!“

Als die Flamländer sahen, daß ein so unerwarteter Beistand, ein so zahlreiches Heer ihnen zu Hilfe kam, war ihre Freude nicht mehr zu bändigen; die Anführer mußten alles aufbieten, um sie nur in ihren

Gliedern zu halten. Sie bewegten sich ungestüm und tobten vor Freude, als wenn sie wahnsinnig wären. Herr Johann Vorluut rief ihnen zu:

„Habet Mut, meine Freunde! Flandern wird frei sein. Ich bringe fünftausend wohlbewaffnete und unerschrockene Leute.“

Und aufs neue erscholl der Ruf: „Heil, Heil dem edlen Vorluut!“

Vorluut wollte den jungen Grafen mit höflichen Worten begrüßen; aber Gwyde unterbrach ihn:

„Lassen Sie die Redensarten beiseite, Herr Johann, und geben Sie mir die Hand als Freund! Ich bin so froh, daß Sie gekommen sind, Sie, der Sie unter dem Harnisch Ihr Leben zugebracht haben und so tiefe Weisheit besitzen; ich wurde bereits mißmutig, als ich Sie nicht kommen sah: Sie haben lange gezaudert . . .“

„O ja, edler Gwyde,“ war die Antwort, „länger, als ich wünschte; aber die feigen Leliaarts haben mich zurückgehalten. Sollten Ew. Gnaden glauben können, daß zu Gent eine Verschwörung ausgebrochen war, um die Franzosen wieder in die Stadt zu bringen? Sie wollten uns nicht herauslassen, aber, Gott sei Dank! das ist ihnen nicht geglückt. Die Genter haben die Leliaarts auf die Burg gejagt und die Thore der Stadt erbrochen. Dort hinten kommen nun fünftausend unverzagte Männer, die nach dem Kampfe ebenso wie nach einer Mahlzeit verlangen; sie haben heute noch keinen Bissen Brotes genossen.“

Inzwischen waren die Genter herangerückt. An der Spitze befanden sich ungefähr vierzig Edelleute zu Pferde. In der Mitte über dem Heere flatterte das Banner von Gent mit seinem weißen Löwen. Die Brügger, welche fühlten, wie ungerecht ihr Unwille über die Genter gewesen war, riefen zu wiederholten Malen:

„Willkommen! Willkommen unsere Brüder! Heil Gent!“

Johann Vorluut stellte inzwischen seine Leute in regelmäßigen Abteilungen vor dem linken Flügel des Vierecks auf; er wollte seine tapfern Genter gleichsam zur Schau ausstellen, damit die Brügger sehen möchten, daß sie ihnen auch in der Liebe zum Vaterlande nicht nachstünden. Auf Befehl Gwydes verließ er dann den Lagerplatz und rückte in Kortrijk ein, um seine Leute in guten Quartieren die nach dem beschwerlichen Marsche nötige Ruhe genießen zu lassen.

Sobald die Genter abgezogen waren, trat Johann von Keneffe vor und rief:

„Die Waffen auf! Still!“

Jeder achtete aufmerksam auf den Herold, welcher jetzt die drei Posaunenstöße wiederholte und dann mit lauter Stimme las:

„Wir Gwyde von Namur entbieten im Namen unseres Grafen und Bruders, Robrecht von Bethune, des Löwen von Flandern, allen, die dieses lesen oder lesen hören, Heil und Frieden!“

In Betracht der guten und treuen Dienste, die unserm Lande Flandern und uns selbst von Meister Dekoninck und Meister Breydel aus Brügge erwiesen sind,

willens, diesen beiden, mit Wissen aller unserer Unterthanen, einen Beweis unserer Gunst zu geben,

willens ferner, ihre edelmütige Liebe zum Vaterlande zu belohnen, wie es sich ziemt und gehört, auf daß ihre treuen Dienste bleiben mögen im ewigen Gedächtnis und Andenken,

da unser Graf und Vater, Gwyde von Flandern, uns die Macht dazu gegeben hat, thun hiermit zu wissen:

Peter Dekoninck, Vorsteher der Wollweber, und Jan Breydel, Vorsteher der Fleischer, aus unserer guten Stadt Brügge, und ihre Nachkommen bis in ewige Zeiten sind und sollen bleiben von edelem Blute und die Vorrechte genießen, in deren Genuß die Edelen in unserm Lande Flandern sind;

und damit sie in Ehren hiervon Gebrauch machen können, wird jedem von ihnen ein Zwanzigstel des in unserer guten Stadt Brügge erhobenen Zolles zum Unterhalt ihrer Häuser zugestanden.“

Ehe noch der Herold geendigt hatte, übertönte ein schallendes Jauchzen der Weber und Fleischer seine Stimme. Die große Gunst, welche ihren Vorstehern bewiesen worden, war auch eine Belohnung ihrer Tapferkeit. Ein Teil dieser Ehre mußte auch auf die Bünsste zurückfallen. Ihre Vorsteher gehörten jetzt zu den Edeln; sie hatten nun zwei Leute, die im höchsten Räte zugelassen wurden und den Feinden ihrer Vorrechte frei entgentreten, sie offen bekämpfen konnten. Sie fühlten, wie sehr ihre Macht hierdurch wachsen mußte, und gaben sich deshalb der ungetrübtesten Freude hin.

Adolf von Nieuwland trat jetzt zu den Vorstehern und ersuchte

sie, vor den Feldherrn zu kommen; sie gehorchten und näherten sich langsam dem Zuge der Ritter.

In Defonincks Zügen war keine besondere Freude zu lesen. Er näherte sich ruhig, ohne aufgeregt zu erscheinen. Dennoch war eine innige Zufriedenheit und ein edler Stolz in seinem Herzen; aber seine gewohnte Vorsicht hatte seine Züge so sehr seinem Willen unterworfen, daß man seine Gefühle nur selten daraus entnehmen konnte. Jetzt wollte er sich seine Unabhängigkeit bewahren, um einst, wenn man von ihm etwas gegen den Vorteil des Volkes verlangen sollte, den Fürsten sagen zu können: „Wer hat Ihre Gunst verlangt, was haben Sie mir denn gegeben, um Unrechtes von mir zu verlangen?“

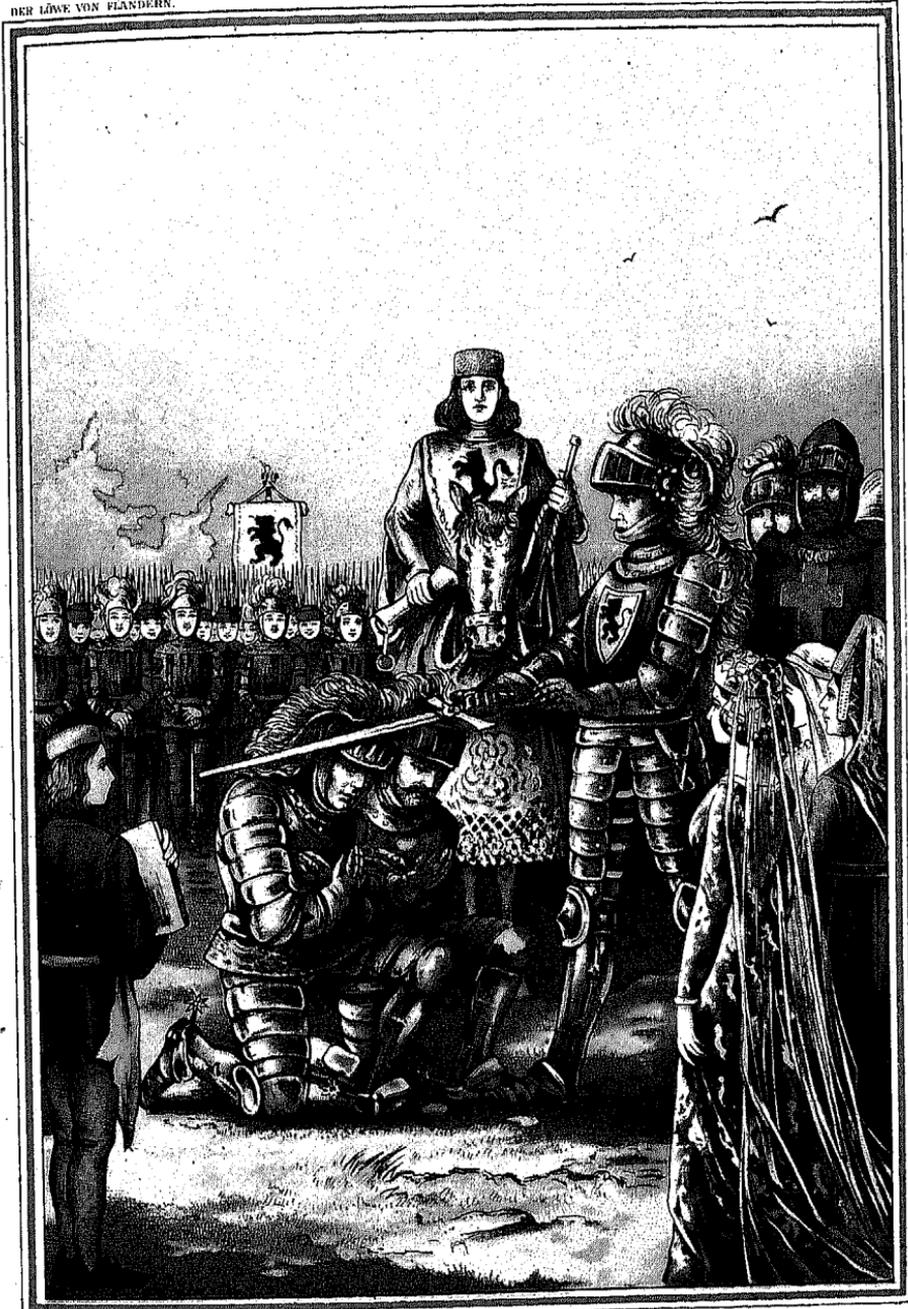
Nicht so war es mit Breydel; dieser hatte seine Empfindungen nie bezwungen; die geringste Bewegung, das leiseste Gefühl, das sein Herz bewegte, drückte sich in seinen Zügen aus, und man konnte leicht bemerken, daß die größte Offenherzigkeit eine seiner Tugenden war. Auch konnte er die Thränen, die seinen blauen Augen entströmten, nicht zurückhalten; er beugte sein Haupt, um sie zu verbergen, und stellte sich mit klopfendem Herzen neben seinen Freund Defoninck.

Alle Ritter und Edelfrauen waren abgestiegen und hatten ihre Pferde den Schildknappen übergeben. Gwyde ließ die vier Waffenträger vortreten und bot die kostbaren Rüstungen den Vorstehern dar; der Harnisch wurde ihnen angelegt und der Helm mit der blauen Feder ihnen aufs Haupt geschnallt.

Die Brügger betrachteten diese Feierlichkeit mit ruhiger Aufmerksamkeit. Ihre Herzen waren von Zufriedenheit erfüllt, und sie waren so bewegt, als ob ihnen selbst diese Ehre widerfahren wäre. Als die Vorsteher gewaffnet waren, mußten sie das Knie zur Erde beugen; dann trat Gwyde vor und erhob sein Schlachtschwert über Defonincks Haupt.

„Herr Defoninck,“ sprach er, „seien Sie ein treuer Ritter, verlegen Sie nie die Ehre und greifen Sie nie zum Schwert, als für Gott, Ihr Vaterland und Ihren Fürsten!“

Bei diesen Worten gab er dem Brauch der Ritterschaft zufolge ihm einen leichten Schlag mit seinem Schlachtschwert. Ebenso wurde Jan Breydel zum Ritter geschlagen. Zu gleicher Zeit trat Mathilde aus dem Zug und stellte sich vor die knieenden Vorsteher; sie nahm



Lith. u. Druck v. CARL MAYER'S KUNSTANSTALT, Nürnberg.

Der Ritterschlag.



„Wohlan,“ rief Breydel erfreut, „dann bin ich der Ritter mit dem Beil! Dank, Dank, durchlauchtiger Herr!“

Mit diesem Ausruf lief er zu seinen Leuten, die ihm mit lauten Glückwünschen ihre Freude zu erkennen gaben. Noch einige Schritte von den Reihen seiner Fleischher entfernt, hatte er bereits die ganze Rüstung abgeworfen. Er behielt nur den Wappenschild, welchen ihm Mathilde um den Hals gehängt hatte.

„Abrecht, mein Freund,“ rief er einem seiner Leute zu, „nimm die Waffen auf und trage sie nach meinem Zelt! Ich will kein Eisen an meinem Leibe, während ihr mit bloßer Brust die feindliche Waffe erwartet; dieser Kirmeß will ich in Fleischergewande beiwohnen. Sie haben mich zu einem Edeln gemacht, meine Gefellen, aber dieses ändert nichts an der Sache! Mein Herz ist und bleibt das eines Fleischers, und das werden die Franzosen schon fühlen. Kommt, wir gehen nach dem Lager! Ich werde mit euch Wein trinken, wie zuvor; ich schenke jedem von euch ein Maß — und Heil sei dem schwarzen Löwen!“

Die andern Abteilungen waren bereits in Bewegung und kehrten unter dem Schall der Hörner und mit fliegenden Fahnen nach der Verschanzung zurück; der Zug der Ritter rückte in das Stadthor und verschwand hinter den Wällen. Kurze Zeit hiernach unterhielten sich sämtliche Flamländer vor ihren Zelten über die Erhebung der Vorfteher. Eine große Anzahl Fleischher saß in einem weiten Kreise, die Humpen in der Hand, auf dem Boden; große Kannen standen neben ihnen; sie sangen einstimmig das Lied vom schwarzen Löwen. Mitten unter ihnen, auf einer leeren Tonne, saß der geadelte Breydel, der als Vorsänger jeden Vers anfang; er trank zu wiederholten Malen auf die Befreiung des Vaterlandes und suchte durch größere Vertraulichkeit die Veränderung seines Standes vergessen zu machen; denn er fürchtete, seine Gefellen möchten denken, er wolle ihnen nicht mehr, wie zuvor, ein Freund und Genosse sein.

Dekoninc hatte sich in seinem Zelte eingeschlossen, um den Glückwünschen seiner Weber zu entgehen; er wurde zu sehr gerührt durch die Beweise ihrer Liebe, und es wurde ihm zu schwer, diese Rührung zu verbergen; deshalb blieb er den ganzen Tag allein, während das Heer sich der ungetrübtesten Freude hingab.

## 21. Im französischen Lager.

In kurzer Entfernung von der Stadt Nyssel, auf einem Felde von ungewöhnlicher Größe, war das französische Lager aufgeschlagen. Die unzähligen Zelte, deren es für so viele Menschen bedurfte, bedeckten fast eine halbe Meile Landes. Da ein hoch aufgeworfener Wall das Lager umgab, hätte man von ferne glauben können, daß man eine besetzte Stadt vor sich habe, wenn nicht das Wiehern der Pferde, das Rufen der Söldner, der Rauch der Wachfeuer und die Tausende flatternder Wimpel das Richtige hätten erkennen lassen. Die Abtheilung, in der die edlen Ritter wohnten, war kenntlich an den kostbaren Standarten und gestickten Fähnlein; während hier sammetene Zelte von allerlei Farben standen, traf man in der andern Abtheilung nur kleine Zelte von Leinwand oder Stroh an. Getreide und Lebensmittel waren im Überfluß vorhanden; denn unaufhörlich zogen große Abtheilungen Söldner aus der Verschanzung, um das Land zu durchstreifen und alles zu rauben, zu plündern und zu vernichten. Die wilden Kriegsknechte hatten die Absicht ihres Feldherrn, Robert von Artois, vollständig begriffen; um sie auszuführen, begingen sie die furchtbarsten Greuel. Zum Zeichen der Verwüstung, womit sie Flandern bedrohten, hatten alle kleine Besen an ihre Speere gehängt, womit sie andeuten wollten, daß sie kämen, um Flandern auszuföhren und zu säubern, und in der That, sie versäumten nichts, um diese Drohung zu erfüllen. Nach wenigen Tagen stand im ganzen südlichen Teil des Landes nicht ein einziges Haus, nicht eine Kirche, kein Schloß, kein Kloster, ja selbst kein Baum mehr. Alles war zerstört und vernichtet. Weder Alter noch Geschlecht achtete man. Frauen und Kinder wurden ermordet und ihre Leichen den Raubvögeln zur Speise überlassen.

In dieser Weise begannen die Franzosen den Krieg. Nicht die mindeste Furcht, nicht die geringste Reue empfanden sie bei ihrem schändlichen Unternehmen; auf ihre übergroße Macht sich stützend, hielten sie sich für unüberwindlich; desto feiger und schändlicher war ihr Thun. Bei ihren ehelosen Waffen hatten sie geschworen, daß ganz Flandern ein gleiches Loß treffen sollte!

Desſelben Morgens, als Gwyde damit beſchäftigt war, die treuen Dienſte Dekonincks und Breydels zu belohnen, hatte der franzöſiſche Feldherr die vornehmſten ſeiner Ritter zu einem prächtigen Gaſtmahl gebeten.

Das Zelt des Grafen von Artois war ungemein lang und breit und in verſchiedene Räume eingetheilt; es waren darin Gemächer für die Ritter, wieder andere für die Schildknappen und Waffenträger, für die Leibdiener und Köche und für andere Perſonen, die zu ſeinem Gefolge gehörten. In der Mitte war ein großer Saal, welcher abwechſelnd zu Gaſtmählern und Verſammlungen des Kriegsrats beſtimmt war und eine große Anzahl Ritter faſſen konnte. Die geſtreifte Seide des Zeltes war mit unzähligen, kleinen, ſilbernen Lilien bedeckt; an der Vorderſeite über dem Eingang hing das Wappen des Hauſes von Artois; ein wenig weiter auf einer Erhöhung flatterte das große Lilienbanner Frankreichs. In dieſem prächtigen Gemach, welches mit reichen Teppichen behangen war, hatte man lange, geſchnitzte Tiſche und Sammetſeſſel aufgeſtellt. Wahrlich, ein Palaſt konnte nicht mehr Reichthum und Pracht entſalten.

Am oberen Theile des Tiſches ſaß Robert Graf von Artois. Er hatte bereits ein hohes Alter erreicht, war aber noch voll Lebenskraft; eine Narbe auf ſeiner rechten Wange zeugte von ſeiner Tapferkeit im Kriege und verlieh ſeinen Zügen noch mehr Strenge. Seine ganze Erſcheinung ließ den unerbittlichen Krieger erkennen.

Neben ihm zur Rechten ſaß der greiſe Sigis, König von Melinde; das Alter hatte ſein Haar gebleicht und ſein Haupt gebeugt, dennoch wollte er noch einige rühmliche Waffenthaten ausführen. Das Geſicht des alten Fürſten flößte die größte Ehrerbietung ein; Milde und Seelenruhe war darin ausgedrückt. Der gute Sigis würde die Flamländer gewiß nicht bekämpft haben, wenn ihm der Stand der Dinge bekannt geweſen wäre.

Zur Linken des Feldherrn ſaß Balthaſar, König von Mallorca, ein wilder und tapferer Krieger; ſeine Züge gaben davon hinlänglich Zeugnis; es war unmöglich, den ſtarren Blick ſeiner ſchwarzen Augen zu ertragen. Eine wilde Freude erheiterte ſein Geſicht, da er hoffte, ſein Reich, welches ihm von den Mohren entriſſen war, wieder zu bekommen. Neben ihm ſaß Chatillon, der frühere Landvogt von Flan-

bern, das Werkzeug der Königin Johanna, die Ursache all des geschehenen Unglücks; seine Schuld war es, daß so viele Franzosen in Brügge und Gent ermordet waren, er war die Ursache der schrecklichen Schlächterei, die noch bevorstand. — Welche Menge nach Rache schreienden Blutes schwebte über dem Haupte des Tyrannen! Er erinnerte sich, wie die Brügger ihn, mit Schmach beladen, aus ihrer Stadt verjagt hatten, und versprach sich keine geringe Rache. Es schien ihm unmöglich, daß die Flamländer der vereinigten Macht so vieler Könige, Fürsten und Grafen widerstehen könnten, und er jubelte bereits in seinem Innern und zeigte ein frohes Gesicht.

Auf ihn folgte sein Bruder Gui von St. Pol, welcher nicht minder rachsüchtig war, als er.

Neben diesen bewunderte man besonders die hohe Gestalt des Seeländers Hugo von Arckel; er ragte weit über die andern Ritter empor, und sein kräftiger Wuchs gab hinlänglich zu erkennen, wie furchtbar ein solcher Kämpfer auf dem Schlachtfelde sein mußte. Seiner Tapferkeit und großen Thaten wegen überall gerühmt, hatte er eine Abtheilung von achthundert unverzagten Männern um sich versammelt und zog mit denselben in alle Lande, wo es nur etwas zu kämpfen gab. Er wie seine Leute waren mit Wunden bedeckt. Ruhe war ihm unerträglich. Er hatte sich in das französische Lager versüßt, weil er in demselben viele seiner Waffenbrüder gefunden hatte, und da lediglich die Neigung zum Kriege ihn leitete, kümmerte er sich wenig darum, für wen oder weshalb er kämpfte.

Eine Menge anderer französischer Ritter schloß sich den Genannten an.

Einen Haufen anderer Ritter fand man am unteren Ende der Tafel. Gleichsam als hätten die Franzosen sich nicht mit ihnen vermischen wollen, saßen sie alle nebeneinander auf dem am wenigsten ehrenvollen Platz. Fürwahr, diese Ritter waren auch verächtlich; denn während ihre Vasallen, wie echte Flamländer, den Feind erwarteten, waren sie, ihre Lehns Herren, die Beltaarts, im französischen Heere.

Die Entarteten hatten keine Augen, um zu gewahren, daß Schande und Verachtung über ihrem Haupte schwebten, — sie hatten kein Herz, um darin nagende Vorwürfe zu empfinden!

Alle Ritter aßen von Tellern aus getriebenem Silber und tran-

ken die kostbarsten Weine aus goldenen Bechern. Die Gefäße, die vor Robert von Artois und den beiden Königen standen, waren kostbarer und größer, als die der anderen Herren; ihre Wappen waren künstlich in dieselben eingegraben, und mehr als ein unschätzbare Stein glänzte an dem Rande derselben. Während der Mahlzeit unterhielt man sich viel über den Stand der Dinge, und aus den Worten der Gäste konnte man sehr wohl entnehmen, welch furchtbares Los dem verurteilten Flandern zugebacht war.

„Ja, ja,“ antwortete der Feldherr auf eine Frage Chatillons, „alles muß vernichtet werden. Diese verfluchten Flamländer sind nicht zu bändigen, als durch Feuer und Schwert. — Ließen wir diesen Trupp Bauern leben, so hätten wir nichts ausgerichtet; das muß ein Ende nehmen! Meine Herren, lassen Sie uns ein kurzes Spiel machen, damit wir unsere Schwerter nicht länger mehr mit diesem schlechten Blute zu besudeln brauchen!“

„Fürwahr,“ sprach Jan von Raneel, ein Leliaart, „fürwahr, Herr von Artois, Sie haben recht, denn es ist nicht möglich, anders mit diesen Meuterern etwas auszurichten; sie sind zu reich und würden sich bald über uns erhaben glauben. Sie wollen bereits nicht mehr anerkennen, daß wir, die wir doch aus edlem Blute entsprossen sind, sie als unsere Unterthanen behandeln dürfen — als ob das Geld, das sie mit ihrer Hände Arbeit gewonnen haben, ihr Blut veredeln könnte! Sie haben sich in Brügge und in Gent Häuser gebaut, welche unsere Schlösser an Pracht übertreffen; ist das nicht eine Schmach für uns? Gewiß, dies dürfen wir nicht länger ertragen.“

„Wenn wir nicht alle acht Tage von neuem Krieg führen wollen,“ bemerkte Jan von Kranendonk, ein anderer Leliaart, „so müssen alle Zunftleute erschlagen werden, denn die übrigbleibenden werden sich nie ruhig verhalten.“

„Und was werden Sie thun, wenn Sie alle ihre Vasallen ermordet haben?“ fragte Hugo von Arkel lachend. „Meiner Treu! dann können Sie Ihre Länder selbst pflügen. — Eine schöne Aussicht, wahrlich!“

„Ho!“ antwortete Jan von Raneel, „ich weiß ein gutes Mittel, um da zu helfen: wenn Flandern von dieser starrköpfigen Bande ge-

säubert wird, werde ich französische Freigelassene aus der Normandie berufen und ihnen meine Ländereien übergeben."

"Auf diese Weise könnte Flandern in Wahrheit ein Teil Frankreichs werden," bemerkte der Feldherr. "Ich werde dem Könige das vorstellen, damit er die andern Lehnsherrn auffordert, sich auch dieses Mittels zu bedienen. Ich glaube, das dürfte so schwer nicht sein."

"Gewiß nicht, mein Herr! Finden Sie meinen Gedanken nicht gut?"

"Ja, ja, das wollen wir bewerkstelligen, lassen Sie uns aber zuvor damit beginnen, den Platz zu säubern!"

Die edlen Züge Rudolfs von Nesle verfinsterte ein innerer Gram über diese Worte, denn sein Edelmut sträubte sich gegen diese Grausamkeit. Er sprach leidenschaftlich:

"Aber, Herr von Artois, ich frage Sie, sind wir Ritter, oder nicht, und schätzen wir unsere Ehre so gering, daß wir ärger, als die Sarazenen, zu Werke gehen sollen? Sie treiben die Grausamkeit zu weit; ich versichere Ihnen, das wird uns Schande bringen vor der ganzen Welt. Lassen Sie uns das Heer der Flamländer bekämpfen und besiegen, das sei uns genug! Nennen Sie dies Volk nicht einen Haufen Bauern; wir werden genug damit zu thun haben, — und stehen Sie nicht unter dem Sohne ihres Fürsten?"

"Herr von Nesle," rief Artois leidenschaftlich, "ich weiß, daß Sie die Flamländer über alle Maßen lieben. Diese Liebe ehrt Sie, in der That! Es ist gewiß Ihre Tochter, die Ihnen eine so liebende Gesinnung einflößt!"

"Herr von Artois," antwortete Rudolf, "daß meine Tochter in Flandern wohnt, hindert mich nicht, ein so guter Franzose zu sein, wie irgend jemand; mein Schwert hat dieses zur Genüge bewiesen, und ich habe deshalb allen Grund, zu glauben, daß diese Ritter Ihren bitteren Worten kein Gehör schenken werden. Aber etwas, das mir mehr am Herzen liegt, ist die Ehre der Ritterschaft, und ich versichere Ihnen, daß Sie dieselbe in große Gefahr bringen."

"Was ist das?" rief der Feldherr. "Sollte man nicht sagen, daß Sie die Meuterer verschonen wollen? Haben sie nicht den Tod verdient, indem sie siebentausend Franzosen ohne Gnade ermordet haben?"

"Ohne Zweifel, sie haben sich des Todes schuldig gemacht; auch

werde ich die Ehre meines Fürsten so viel als möglich rächen, aber nur an denen, die mit den Waffen in der Hand gefunden werden. Ich berufe mich auf diese Mitter, ob es sich wohl ziemt, daß wir unser Schwert zu einem Henkerswerk gebrauchen und wehrlose Leute ermorden, während sie auf dem Felde pflügen?"

„Er hat recht,“ rief Hugo von Arkel ergrimmt, „wir streiten gegen keine Mohren, meine Herren! Es ist ein schändliches Werk, welches uns aufgetragen wird. Bedenken Sie, daß wir mit Christen zu thun haben! In meinen Adern strömt deutsches Blut, und ich werde nicht leiden, daß man meine Brüder wie Hunde behandelt; sie führen Krieg in offenem Felde und müssen deshalb den Gesetzen des Krieges gemäß bekämpft werden.“

„Ist es möglich,“ erwiderte von Artois, „daß Sie diesen schlechten Bauern das Wort reden? Unser guter Fürst hat bereits alle andern Mittel, sie zu bändigen, versucht, aber alles ist vergebens. Wir sollen also unsere Leute ermorden, unsern König höhnen und schmähen lassen, und dann noch das Leben dieser aufrührerischen Schurken schonen? Nein, das soll nicht geschehen: ich weiß, welche Befehle mir gegeben sind, und werde dieselben vollziehen.“

„Herr von Artois,“ fiel Rudolf von Mesle noch leidenschaftlicher ihm ins Wort, „ich weiß nicht, welche Befehle Sie empfangen haben, aber ich sage Ihnen, daß ich denselben nicht Folge leisten werde, wenn sie mit der Ehre der Ritterschaft in Widerspruch stehen; der König selbst hat kein Recht, meine Waffen zu entehren. Und hören Sie, meine Herren, ob ich recht habe oder nicht: heute morgen bin ich in aller Frühe aus dem Lager gegangen, und überall fand ich die Zeichen der schrecklichsten Verwüstung. Die Kirchen sind verbrannt und die Altäre beraubt; die Leichen von Frauen und Kindern liegen haufenweise in den Feldern und werden von den Raben zerrissen. Ich frage Sie, ist das die Handlungsweise ehrlicher Krieger?“

Bei diesen Worten stand er von der Tafel auf und hob die Zeltdecke in die Höhe.

„Sehen Sie, meine Herren,“ fuhr er, auf das Feld zeigend, fort, „lassen Sie Ihre Augen nach allen Richtungen hinschweifen, überall sehen Sie die Flammen der Verwüstung; — der Himmel ist von

Rauch verdunkelt; dort hinten steht ein ganzes Dorf in Flammen. Was soll solch ein frevelhafter Krieg?"

Robert von Artois wurde rot vor Zorn; er bewegte sich ungeduldig auf seinem Sessel und rief:

"Das hat schon zu lange gedauert! Ich werde nicht leiden, daß man so in meiner Gegenwart spricht. Ich weiß, was ich zu thun habe. Flandern muß gesäubert werden, ich kann ihm nicht helfen! Dieses Gerede mißfällt mir sehr, und ich ersuche den Herrn von Nesle, sich nicht länger in dieser Weise auszulassen. Er mag sein Schwert rein erhalten, wir werden dies auch thun; die Handlungen unserer Söldner können uns nicht zur Schande gereichen. Lassen Sie uns deshalb dies ärgerliche Gespräch beschließen, und thue ein jeder seine Pflicht!"

Er erhob seine goldene Trinkschale und rief:

"Auf Frankreichs Ehre und der Menterer Vernichtung!"

Rudolf von Nesle wiederholte: "Auf Frankreichs Ehre!" und legte absichtlich einen besonderen Nachdruck auf diese Worte; ein jeder sah daraus, daß er nicht auf die Vernichtung der Flamländer trinken wollte. Hugo von Arkel legte seine Hand an den Becher, der vor ihm stand, erhob ihn jedoch nicht und sagte auch nichts. Alle anderen wiederholten genau den Ruf des Feldherrn und tranken auf die Vernichtung der Flamländer.

Seit einigen Augenblicken hatten die Züge Hugos von Arkel einen eigentümlichen Ausdruck angenommen: Mißvergnügen und Ärger waren darauf zu lesen. Er blickte starr auf den Feldherrn; dann rief er:

"Ich würde mich schämen, noch auf Frankreichs Ehre zu trinken!"

Robert von Artois entflammte von Zorn; er schlug mit seiner Trinkschale auf den Tisch, daß die Trinkgefäße der andern Ritter in die Höhe sprangen, und schrie:

"Herr von Arkel, Sie sollen auf Frankreichs Ehre trinken, . . . ich will es!"

"Mein Herr," antwortete Hugo mit erkünstelter Ruhe, "ich trinke nicht auf die Verwüstung eines Christenlandes. Ich habe überall schon gekämpft, aber noch nie habe ich Ritter getroffen, die ihr Gewissen mit so schrecklichen Übelthaten hätten beschweren mögen."

„Sie sollen mir Bescheid thun! Ich will es, sag' ich Ihnen!“

„Und ich will es nicht!“ antwortete Hugo. „Hören Sie, Herr von Artois, Sie haben mir bereits gesagt, daß meine Leute zu hohe Bezahlung verlangten und Ihnen zu teuer kämen; wohlun, Sie sollen sie nicht mehr zu bezahlen haben; ich will unter Ihrem Heere nicht mehr dienen, — so hat unser Streit ein Ende!“

Alle Ritter, selbst der Feldherr, wurden bestürzt bei diesen Worten, denn sie betrachteten den Abzug Hugos als einen großen Verlust. Der Seeländer stieß seinen Sessel zurück und rief, indem er einen seiner Handschuhe auf den Tisch warf:

„Meine Herren, Sie alle handeln unritterlich! Ich verhöhne Sie in das Gesicht. Da ist mein Handschuh; wer Lust hat, mag ihn aufheben! Ich fordere ihn auf den Kampfplatz!“

Fast alle Ritter griffen ungestüm nach demselben, auch Rudolf von Mesle; aber Robert von Artois hatte sich so hastig hingedrängt, daß er ihn vor den andern ergriff.

„Ich nehme Ihre Herausforderung an,“ sprach er. „Kommen Sie, lassen Sie uns gehen!“

Da richtete sich der alte König Sigis von Melinde auf und erhob zum Zeichen, daß er sprechen wollte, seine Hand über den Tisch. Die große Ehrfurcht, welche die beiden Kämpfer vor ihm empfanden, hielt sie zurück; sie blieben schweigend stehen, um ihn zu hören. Der Greis sprach:

„Meine Herren, lassen Sie Ihren Eifer etwas abkühlen und geben Sie meinem Räte Gehör! Sie, Graf Robert, sind in diesem Augenblicke nicht Herr Ihres Lebens; wenn Sie fallen, wird das Heer Ihres Fürsten ohne Feldherrn und deshalb der Unordnung und Zersplitterung ausgesetzt sein; das dürfen Sie nicht wagen! Sie, Herr von Arkel, frage ich, ob Sie an der Tapferkeit des Herrn von Artois zweifeln?“

„Keineswegs,“ antwortete von Arkel, „ich kenne Herrn Robert als einen unverzagten und mutigen Ritter.“

„Wohlun,“ fuhr der König von Melinde fort, „Sie hören es, Feldherr, man tritt Ihrer Ehre nicht zu nahe; es bleibt Ihnen nur noch die Schmach, welche Frankreich widerfahren ist, zu rächen. Ich rate Ihnen beiden deshalb, den Kampf bis auf den Tag nach der

Schlacht zu verschieben. Meine Herren, sagen Sie es alle, ist mein Rat nicht begründet?"

"Ja, ja," antworteten die Ritter, "es sei denn, daß der Feldherr einem von uns die Günst erzeigen wollte, den Handschuh für ihn aufzunehmen."

"Man schweige," rief Artois, "ich will nichts davon hören! — Herr von Arkel, willigen Sie in diesen Verzug?"

"Ich habe meinen Handschuh hingeworfen, und der Feldherr hat ihn aufgenommen; er mag also die Zeit festsetzen, ihn mir wiederzugeben!"

"Es sei so," sprach Robert von Artois! "Wenn die Schlacht nicht bis Sonnenuntergang dauert, werde ich Sie noch denselben Abend auffuchen."

"Geben Sie sich die Mühe nicht!" antwortete Hugo. "Ich werde eher bei Ihnen sein, als Sie denken."

Sie riefen sich noch einige Drohungen zu, doch das währte nicht lange.

"Meine Herren," unterbrach sie der alte König Sigis, "es ziemt sich nicht, daß Sie länger darüber sprechen. Lassen Sie uns die Becher noch einmal vollschenken und vergessen Sie Ihren Streit! Setzen Sie sich nieder, Herr von Arkel!"

"Nein, nein," rief Hugo, "ich setze mich nicht wieder, ich verlasse stehenden Fußes das Heer. Leben Sie wohl, meine Herren, wir werden einander auf dem Schlachtfelde wiedersehen; Gott behalte Sie unter seinem Schutze!"

Hiermit ging er aus dem Zelt und rief seine achthundert Mann zusammen; kurze Zeit darauf hörte man den Schall der Trompeten und das Gekirre der Waffen des abziehenden Haufens. Hugo von Arkel verließ das Lager der Franzosen und kam noch desselben Abends zu den Flamländern, denen er seine Dienste anbot. Es läßt sich leicht denken, mit welcher Freude sie ihn empfingen; denn er und seine Leute waren als unüberwindlich berühmt.

Die französischen Ritter hatten sich wieder zu Tische gesetzt und tranken tüchtig. Während sie noch über die Vermessenheit Hugos sprachen, trat ein Herold in das Zelt und verbeugte sich ehrerbietig vor den Rittern. Seine Kleidung und seine Waffen waren mit Staub be-

deckt, und der Schweiß rann ihm von der Stirne. Die Ritter betrachteten ihn neugierig, während er ein Schreiben unter seinem Harnisch hervorzog und, dasselbe dem Feldherrn überreichend, sprach:

„Mein Herr, dieses Schreiben wird Ihnen bezeugen, daß ich von Herrn von Lens aus Kortryk zu Ihnen gesandt bin, um Ihnen unsere Not zu klagen.“

„Wohlan, sprich!“ rief Artois ungeduldig. „Kann Herr von Lens die Feste von Kortryk nicht gegen einen Haufen Fußgänger verteidigen?“

„Es sei mir erlaubt, Ihnen zu sagen, daß Sie sich täuschen!“ antwortete der Bote. „Die Flamländer haben ein Herr, das nicht zu verachten ist; sie sind über dreißigtausend Mann stark und haben Pferde und Kriegsgerät in Überfluß; sie bauen furchtbare Wurfgeschosse, um die Feste zu bestürmen. Unsere Lebensmittel und unsere Pfeile sind dahin, und wir haben bereits angefangen, einige unserer schlechtesten Pferde zu verzehren. So Ew. Hoheit noch einen Tag länger warten, den Herrn von Lens zu entsetzen, werden alle Franzosen in Kortryk bereits totgeschlagen sein; denn es giebt keinen Ausweg. Die Herren von Lens, von Mortenay und von Mayecourt bitten demüthigt, daß es Ihnen beliebe, sie aus dieser Gefahr zu erretten.“

„Meine Herr,“ rief Robert von Artois, „das ist eine schöne Gelegenheit; wir können sie nicht besser wünschen. Alle Flamländer sind bei Kortryk zusammengelaufen; wir gehen hin, greifen sie an, und es sollen ihrer nicht viele entkommen: mit der Hülfe unserer Kasse soll diesem schlechten Volk sein Recht geschehen! Sie, Bote, bleiben im Lager, morgen sollen Sie mit uns zu Kortryk sein! Nun noch einen Trunk zum Abschied, meine Herren! Gehen Sie und bereiten Sie Ihre Scharen auf den Marsch vor, wir müssen schleunigst aufbrechen!“

Kurz darauf verließen sie das Zelt, um dem Befehl ihres Anführers nachzukommen. Von allen Seiten erschallten die Trompeten, um die Söldner aus dem Felde zurückzurufen; die Pferde wieherten, die Waffen klirrten, ein kriegerischer Lärm erscholl aus den verschiedenen Theilen des Lagers. Einige Stunden später waren alle Zelte abgebrochen und auf die Troßwagen gepackt, — alles war fertig. Es fehlte noch eine große Menge Söldner, die sich beim Plündern zerstreut hatten, aber das konnte bei einem so zahlreichen Heere nicht bemerkt

werden. Nachdem jeder Anführer sich an die Spitze seiner Scharen gestellt hatte, sammelten sich die Ritter in zwei Abteilungen, und das Heer zog in folgender Ordnung aus der Verschanzung:

Die erste Abteilung, die mit fliegenden Standarten aus dem Lager zog, bestand aus dreitausend ansgezeichneten Kriegern auf leichten Pferden; sie hatten eine lange Streitart in der Hand, und lange Schwerter hingen an ihrem Sattelknopf. Ihre Rüstung war nicht so schwer, wie die der andern Reiter; deshalb ritten sie voraus, gleichsam zu den ersten Scharmützeln bestimmt.

Unmittelbar hierauf folgten viertausend Bogenschützen zu Fuß; sie schritten stolz in dicht geschlossenen Reihen voran, ihr Gesicht mit großen, viereckigen Schilden vor den Strahlen der Sonne schützend. Ihre Köcher waren mit Pfeilen gefüllt, und ein kurzer Degen ohne Scheide glänzte an ihrem Gürtel. Diese waren die Kriegersleute, die aus dem Süden Frankreichs gekommen waren; mehr als die Hälfte waren Spanier und Lombarden. Johann von Barlas war der Oberbefehlshaber derselben.

Die zweite Abteilung stand unter dem Befehl Regnaulds von Trie und zählte dreitausendzweihundert schwere Reiter. Sie saßen auf großen und starken Schlachtrössen und trugen ein breites, glänzendes Schwert an ihrer rechten Seite; Harnische von Eisen umschlossen ihre Körper, und Platten aus einem Stück waren überall um ihre Glieder geschnallt. Das Gebiet von Orleans hatte größtenteils diese Leute geliefert.

Der Herr von Nesle führte die dritte Abteilung an. Erst kam eine Schar von siebenhundert edeln Rittern, mit schimmernder Rüstung angethan und zierlichen Fähnlein an ihren Speeren; flatternde Federbüsche hingen von ihren Helmen auf den Rücken herab, und ihre Wappen waren in allerlei Farben auf ihren Harnischen dargestellt. Die Pferde waren vom Kopf bis zu den Füßen mit Eisen bekleidet, und zierliche Troddeln hingen überall an ihrer Seite. Mehr als zweihundert gestickte Standarten ragten über dieser Schar hervor; es war fürwahr der herrlichste Ritterzug, den man in diesen Zeiten sehen konnte. Alle waren auf das reichste bewaffnet. Hinter ihnen kamen noch zweitausend Söldner zu Pferde, mit langen Marteelen oder Waffenhämmern auf den Schultern; zudem hing noch ein Schlachtschwert an ihrem Sattel.

Sie waren zusammengesetzt aus Geschwadern, die zum stehenden Heere Philipps des Schönen gehörten.

An der Spitze der vierten Abteilung ritt als Anführer Herr Louis von Clermont, ein erfahrener Krieger. Sie bestand aus dreitausendsechshundert Lanzenreitern, die das Königreich Navarra gestellt hatte. An ihrer gleichmäßigen Bewaffnung konnte man wohl bemerken, daß es auserlesene und wohlgeübte Truppen waren. Vor dem ersten Gliede ritt der Fahnenträger mit der großen Standarte von Navarra.

Robert Graf von Artois, der Oberanführer des Heeres, hatte die fünfte und Hauptabteilung unter seinen Befehl genommen. Alle Ritter, die keine Leute mitgebracht oder dieselben anderen Scharen einverleibt hatten, befanden sich bei ihm. Die Könige von Mallorca und Melinde ritten an seiner Seite. Vor allen andern konnte man Thibaut II., Herzog von Lothringen, an seiner kostbaren Rüstung erkennen. Die ganze Abteilung übertraf die dritte an Pracht. Die Helme der Ritter waren versilbert oder vergolbet und ihre Harnische an den Gelenken mit goldenen Knöpfen verziert. Die Sonne, welche ihre brennenden Strahlen auf den blinkenden Stahl ihrer Rüstung niederfenkte, ließ diesen herrlichen Zug in flammender Glut erscheinen. Die Schlachtschwerter, die an ihrer Seite hingen, schwankten hin und her und schlugen oft an die eiserne Bedeckung der Pferde, wodurch ein fortwährendes Klirren entstand, das den Zug wie eine Kriegsmusik auf dem Wege begleitete. Auf die edlen Ritter folgten fünftausend Reiter mit Streitäxten und Waffenhämmern. Außerdem gehörten zu dieser Abteilung noch sechzehntausend Fußgänger, welche in drei Scharen abgeteilt waren. Die erste war aus tausend Armbrustschützen gebildet; sie hatten nur eine stählerne Brustplatte und einen platten, viereckigen Helm als Schutzwaffe; kleine Köcher voll eiserner Pfeile hingen an ihrem Gürtel und lange Degen an ihrer Seite. Die zweite Schar zählte sechstausend Mann, bewaffnet mit Keulen, die am dicken Ende mit furchtbaren, stählernen Spitzen beschlagen waren. Die dritte bestand aus Helmhauern mit langen Ketten. Alle diese Leute waren aus der Gascogne, Languedoc und der Auvergne gekommen.

Herr von Chatillon, der Landvogt, führte den Befehl über die sechste Abteilung. Die zahlreichen Glieder derselben bestanden aus dreitausendzweihundert Söldnern zu Pferde. Auf die Wimpel ihrer Speere

hatten sie flammende Besen gemalt, zum Zeichen, daß sie Flandern säubern wollten; sie hatten die schwersten Pferde vom ganzen Herr, und dennoch konnten diese nur mit Mühe unter der Last all des Eisens, das sie bedeckte, vorwärts kommen.

Dann folgten die siebente und achte Abteilung: die erstere unter Johann Grafen von Numale, die andere unter dem Herrn Ferry von Lothringen. Jede derselben bestand aus zweitausendsiebenhundert Reitern aus Lothringen, der Normandie und der Picardie.

Herr Gottfried von Brabant mit seinen eigenen Vasallen, siebenhundert wohlgerüsteten Reitern an der Zahl, bildete die neunte Abteilung.

Die zehnte und letzte Abteilung des Heeres war Herr Gui von St. Pol anvertraut; er mußte den Nachtrab bilden und das Gepäck des Heeres bewachen.

Dreitausendvierhundert Reiter aller Waffengattungen ritten voran; dann folgte noch eine ganze Masse Fußvolf mit Bogen und Schlachtschwertern. Die Zahl derselben belief sich auf beinahe siebentausend. Ein Teil von ihnen verbreitete sich mit brennenden Fackeln nach allen Richtungen vom Heere aus, um alles, was nur brennen konnte, zu vertilgen. Endlich folgten die unzähligen Troßwagen, mit den Zelten und dem Kriegsgerät beladen.

Das französische Heer, in zehn Scharen geteilt und über sechzigtausend Mann stark, verfolgte langsam den Weg, der nach Kortryk führte. Das Auge konnte die Ausdehnung dieses ungeheuren Zuges nicht ermessen; die vordersten waren bereits am Horizont verschwunden, ehe die letzten das Lager verließen.

Tausende flatternder Wimpel weheten über dem wandernden Heere, und die Sonne spiegelte sich mit herrlichem Glanze in den Rüstungen der stolzen Truppen. Die Pferde schnaubten und stöhnten unter ihrer Last; die Waffen schlugen klirrend gegeneinander, und aus all' diesen verschiedenen Tönen bildete sich ein dumpfes Geräusch, gleich dem Brausen der stürmenden See. Überall, wohin die vernichtenden Krieger gedrungen waren, erhoben sich die Flammen in dicken Rauchwolken zum Himmel. Nicht eine Wohnung entging der Verwüstung; kein Mensch, kein Tier wurde geschont, wie die Chroniken bezeugen.

Flandern war von Nyssel bis Douay und Kortryk so verwüstet,

daß die französischen Vandalen sich wohl mit Recht rühmen konnten, es wie mit einem Besen ausgefegt zu haben.

Tief in der Nacht kam das Heer des Herrn von Artois in die Nähe von Kortryk. Chatillon kannte die Gegend genau, weil er geraume Zeit in der Stadt gewohnt hatte; er wurde deshalb zum Feldherrn gerufen, um den Platz zum Lager anzugeben.

Nach einer kurzen Beratung bogen sie mit den verschiedenen Abteilungen ein wenig rechts ab und schlugen ihre Zelte auf dem Pottelberg und den umliegenden Feldern auf.

Herr von Artois nahm mit den beiden Königen und noch einigen andern vornehmen Herren Besitz von dem Schlosse Hoogmoscher, welches nahe am Pottelberg gelegen war. Zahlreiche Wachen wurden ausgestellt; die übrigen begaben sich ganz furchtlos zur Ruhe; sie vertrauten zu sehr auf ihre große Zahl, als daß sie geglaubt hätten, man werde es wagen, sie anzureifen.

Also befanden sich die Franzosen etwa eine Viertelstunde vom Lager der Blünfte: die Vorposten konnten einander in der Finsternis auf und ab wandeln sehen.

Die Flämänder hatten ihre Wachen verdoppelt und befohlen, daß man nur bewaffnet zur Ruhe gehen dürfte.

## 22. Die Entscheidungsschlacht.

Die flämischen Ritter, die zu Kortryk untergebracht waren, lagen alle zu Bett, als die Nachricht von der Ankunft der Franzosen sich durch die Stadt verbreitete. Sogleich ließ Gwyde die Drommeten ertönen, die Trommeln rühren, und eine Stunde später waren alle Männer, die in der Stadt sich befanden, auf den Wällen versammelt. Die Ritter waren in voller Rüstung herbeigeeilt, in der Meinung, daß die Franzosen sie unmittelbar angreifen würden.

Weil zu befürchten stand, daß Herr von Lens während des Gefechtes aus der Burg komme und über die Stadt herfalle, ließ man die Opperer aus dem Lager kommen, um die französische Besatzung zu bewachen und einen Ausfall zu verhindern. Am Steinthor wurde eine

zahlreiche Wache aufgestellt, um die Frauen und Kinder innerhalb der Mauern zu halten; denn der Schrecken hatte sich ihrer so bemächtigt, daß sie noch in derselben Nacht entfliehen wollten. Sie glaubten sich von einem unvermeidlichen Tode bedroht; von der einen Seite konnte Lens jeden Augenblick einen Ausfall aus dem Schlosse machen, und auf der andern Seite war die Aussicht noch furchtbarer; denn sie hatten kein hinlängliches Vertrauen auf die geringe Anzahl ihrer bewaffneten Brüder, um zu hoffen, daß der Sieg auf deren Seite sein werde. Und wahrlich, hätten Heldenmut und Unverzagtheit die Flämänder nicht gehindert, die Gefahr zu erkennen, so würden sie auch wohl an ihr letztes Stündlein gedacht haben; denn abgesehen davon, daß das Fußvolk in dem französischen Heere stärker war, als in dem ihrigen, blieben ihnen auch noch zweiunddreißigtausend Reiter zu bekämpfen.

Die flämischen Anführer berechneten die möglichen Folgen der bevorstehenden Schlacht mit kaltem Blut; wie groß auch ihre Tapferkeit und Kampflust sein mochten, so konnten sie sich dennoch die Gefahr nicht verhehlen. Aber sie beschloßen, den Kampf anzunehmen und lieber als Helden auf dem Schlachtfelde zu sterben, als sich schwachvoll zu unterwerfen.

Die junge Mathilde und Adolfs Schwester wurden mit mehreren andern Edeldamen nach der Abtei von Gröningen gesandt. Nachdem alles angeordnet war, zogen die Ritter sämtlich in das Lager.

Das französische Volk hat immer die andern Nationen verachtet und mißkannt; der Übermut ist ein Hauptmerkmal seines Charakters. Dieser eitle Wahn ist ihnen schon oft verderblich gewesen! Wieviele Franzosen liegen auf fremdem Boden begraben, die als Opfer ihres Leichtsinns in der Blüte des Lebens gefallen sind!

Der Feldherr Robert von Artois war zwar ein erfahrener und tapferer Krieger, aber er war zu vermessen; er hielt es nicht für nötig, mit Vorsicht zu Werke zu gehen, sondern glaubte, beim ersten Angriff das flämische Volk über den Haufen rennen zu können. Diese stolze Meinung erfüllte auch die Herzen seiner Krieger; ja, das ging soweit, daß, während Gwydes Heer in der Finsternis sich zur Schlacht vorbereitete, das französische Heer so ruhig schlief, als ob es irgendwo in einer befreundeten Stadt gelegen hätte. Auf ihre zahllose Reiterei vertrauend, waren sie überzeugt, daß nichts einem solchen Heere widerstehen könne.

Wären sie nicht so unbesonnen, nicht so vermessen zu Werke gegangen, so hätten sie den Platz, worauf sie kämpfen mußten, wohl erst untersucht und die Vor- und Nachteile der Lage desselben berechnet; sie hätten dann gefunden, daß der Boden zwischen den beiden Heeren ihre Reiterei unnütz machte; — doch wozu solch' überflüssige Sorge? War das flämische Heer beachtenswert genug, um Vorsicht nötig zu machen? Robert von Artois glaubte es nicht. —

Die Flamländer hatten nahe bei Gröningen ihren Stand genommen. Hinter ihnen gegen Norden zog sich die Leie hin, ein breiter Fluß, der jeden Angriff von dieser Seite unmöglich machte; vor der Schlachtordnung floß der Gröninger Bach, welcher durch seine Breite und seine seichten, sumpfigen Ufer der französischen Reiterei ein unüberwindliches Hindernis entgegen stellte; der rechte Flügel lehnte sich an den Teil der Mälle Kortryks, in dessen Nähe die St. Martinskirche steht. Der linke Flügel war von einer Bucht des Gröninger Baches eingeschlossen, so daß die Flamländer wie auf einer Insel standen, auf welche der Angriff sehr schwierig war. Die Fläche, die sie vom französischen Heere trennte, bestand aus einem Weidengrund, dessen Boden durch den Mosscherbach bewässert und durchweicht war. So mußte die französische Reiterei mindestens über zwei kleine Flüsse setzen, ehe sie etwas ausrichten konnte, und es war nicht leicht, diese Hindernisse zu überwinden, indem die Pferde auf den sumpfigen Ufern keinen festen Boden fanden und bis an die Kniee einsanken.

Der französische Feldherr ging zu Werke, als ob er auf hartem, festem Boden zu kämpfen hätte, und entwarf den Angriff auf eine Weise, welche mit der Kriegskunst durchaus nicht in Einklang stand; — so wahr ist es, daß allzu großes Selbstvertrauen den Menschen unvorsichtig macht.

Beim Anbruch des Tages, ehe der Sonne glühende Scheibe am Horizont erschien, standen die Flamländer bereits in Schlachtordnung am Gröninger Bache aufgestellt. Gwyde führte den Befehl über den linken Flügel und hatte die kleineren Bänste von Brügge bei sich; Eustachias Sporthyn mit den Leuten von Beurne bildete den Mittelpunkt dieser Abteilung. Die zweite Schar hatte Herrn Jan Vorluut zum Anführer und zählte fünftausend Genter. Die dritte Schar stand unter Herrn Wilhelm von Jülich und war aus den Webern und andern Bürgern

von Brügge zusammengestellt: der rechte Flügel, der an Kortrihts Wälle lehnte, bestand aus den Fleischern mit ihrem Vorsteher Breydel und den Leuten aus Seeland; Herr Jan von Renesse war der Befehlshaber derselben. Die andern flämischen Ritter hatten keinen bestimmten Platz; sie gingen, wohin es ihnen gut schien, und wo ihre Hülfe nötig sein konnte. Die elfhundert Reiter von Namur waren hinter der Schlachordnung aufgestellt; denn man wollte sie nicht gebrauchen, damit durch sie keine Unordnung unter das Fußvolk käme.

Endlich begann auch das französische Heer sich vorzubereiten. Tausende von Trompeten erhoben zugleich ihre schrillen Töne, die Pferde wieherten und das Waffengerassel war so furchtbar, daß die Flämländer ein kalter Schauer überfiel. Doch die mutigen Männer wurden dadurch nicht aus der Fassung gebracht; sie gingen dem Tode entgegen, das wußten sie; was aber sollte aus ihren verlassenen Frauen und Kindern werden? Ach, in diesem feierlichen Augenblicke dachten sie an alles, was sie auf Erden am meisten liebten. Der Vater war von heftigem Schmerz gefoltert bei dem Gedanken, seine Söhne den Fremden als Sklaven zurückzulassen, und der Sohn schluchzte wehmütig bei der Erinnerung an seinen kranken, greisen Vater. Unverzagtheit und Besorgnis herrschten in der Brust der Flämländer. Wenn diese beiden Gefühle angesichts einer drohenden Gefahr sich vereinigen, so entsteht daraus eine verzweifelte Mut; dies bewährte sich auch bei den Flämländern. Eine furchtbare Stille herrschte über dem Heere; alle waren in düstere Gedanken versunken. So standen sie bereits einige Zeit in langen Reihen aufgestellt da, als die Sonne sich über dem Horizont erhob und das Heer der Franzosen erblicken ließ.

Der Reiter waren so viele, daß die Speere über den feindlichen Truppen zahlreicher hervorrugten, als die Ähren eines Kornfeldes. Die Pferde in den vordersten Gliedern stampften ungeduldig mit den Füßen und bedeckten ihre eiserne Rüstung mit Flocken weißen Schaumes. Die Trompeten ertönten wie in festlichem Jubel, und leicht spielte der Wind mit den flatternden Fahnen und Standarten.

Die Stimmen der Anführer beherrschten zu Zeiten dieses kriegerische Geräusch, während dann und wann sich der Waffenruf: „Noël! Noël! Frankreich! Frankreich!“ aus einer Abteilung erhob und alles andere übertönte. Die französischen Ritter waren ungeduldig und voll

Mut; sie spornten zuweilen ihre Schlachtrosse, um sie aufzumuntern; dann streichelten sie sie wieder und sprachen ihnen zu, damit sie die Stimme ihres Herrn im Kampfe besser erkennen möchten. — „Wer soll die Ehre haben, den ersten Stoß zu thun?“ war der allgemeine Gedanke und die Ursache der Ungeduld. Jene Ehre wurde unter den Rittern sehr hoch gehalten; wenn sie ihnen in einer bedeutenden Schlacht zuteil wurde, rühmten sie sich derselben ihr ganzes Leben hindurch als eines Beweises unzweifelhafter Tapferkeit; alle hielten deshalb ihre Pferde bereit und den Speer gefaßt, um sich auf das geringste Zeichen des Feldherrn vorzustürzen.

Auf dem Weidengrunde bewegten sich die französischen Fußknechte in wogenden Scharen; langsam, in schlängelnden Windungen zogen sie in der größten Stille dahin.

Als Gwyde bemerkte, daß der Angriff sich vorbereitete, sandte er tausend Schleuderer unter dem Befehle Salomons, Herrn von Seve-cote, gegen den zweiten Bach vor, um den französischen Vortrab anzugreifen. Dann ließ er seine verschiedenen Truppen ein Viereck bilden, sodaß alle in die Mitte des Lagers sehen konnten. Dasselbst war ein Altar von Rasen aufgerichtet; die große Standarte St. Georgs, des Beschützers der Krieger, entfaltete den Ritter mit dem Drachen über dem Haupte des Priesters, der in vollständigem Ornat auf den Stufen des Altars Gebete für den guten Ausgang des Kampfes zum Himmel sandte. Als er geendet hatte, stieg er auf die oberste Stufe des Altars und erhob seine Hände über das Heer.

Aus eigenem Antriebe sanken alle Scharen zu Boden und empfangen in Todesstille den letzten Segen. Sie wurden heftig ergriffen von diesem feierlichen Augenblick; ein erhebendes Gefühl entflamte ihre Herzen. Von heiligem Feuer erfüllt, vergaßen sie alles, was ihnen auf Erden teuer war, und gedachten mit Begeisterung der Heldenthaten ihrer Väter. Dann erweiterte sich ihre Brust, das Blut strömte ungefüllt durch ihre Adern, und sie schauten sich nach dem Kampfe wie nach der Befreiung.

Als der Priester seine Hände sinken ließ, richteten sie sich schweigend auf; der junge Gwyde sprang jetzt vom Pferde, trat mitten unter sie und rief:

„Männer von Flandern! Gedenkt euch der ruhmreichen Thaten

eurer Väter, — sie zählten ihre Feinde nicht, ihr unerschrockener Mut erkämpfte die Freiheit, welche die fremden Tyrannen uns jetzt rauben wollen. Auch ihr sollt heute euer Blut für dies heilige Pfand vergießen, und wenn wir sterben müssen, so wollen wir es als ein freies mannhafte Volk, als ungebändigte Söhne des Löwen! Denkt an Gott, dessen Tempel sie verbrannt haben, an eure Kinder, die sie ermorden werden, an eure geängstigten Weiber, an alles, was ihr liebt — dann werden unsere Feinde, wenn wir auch unterliegen müssen, sich dieses Sieges nicht rühmen, denn es werden mehr Franzosen, als Flamländer fallen! Bleibet bei euren Anführern! Wer einen erschlagenen Feind plündert, oder wer aus dem Kampfe laufen will, den sollt ihr selbst erschlagen, ich befehle es euch! So ein Feigling unter euch sich findet, der sterbe durch eure Hand; sein Blut komme über mich allein!"

Er beugte sich in hoher Begeisterung und nahm ein wenig Erde vom Boden in den Mund, erhob seine Stimme noch lauter und rief: „Bei dieser teuren Erde, welche ich in mir tragen will — heute will ich sterben, oder siegen!"

Sämtliche Scharen bückten sich zugleich und aßen auch ein wenig Erde vom vaterländischen Boden. Ein dumpfes Getöse, gleich dem Brausen eines Orkans im Schoße unterirdischer Höhlen, entstand in dem begeisterten Heere; aus dem furchtbaren Lärm verstand man nur die Worte: „Wir wollen siegen, oder sterben!" Die frühere Schlachordnung wurde dann in aller Eile wiederhergestellt.

Währenddessen hatte sich Robert von Artois mit einigen französischen Anführern dem flämischen Heere genähert, um seine Stellung zu besichtigen. Seine Bogenschützen wurden sodann gegen die Schleuderer Gwydes geführt, und man sah die Vorposten der Heere sich von Zeit zu Zeit einige Steine oder Pfeile zusenden, während Robert seine Reiterei vorschob. Als er sah, daß sich Gwyde mit seinen Mannschaften in einer Reihe aufgestellt hatte, teilte er sein Heer in drei Scharen. Die erste unter Rudolf von Nesle war zehntausend Mann stark; die zweite befehlt er unter seinem eigenen Befehl; sie bestand aus den besten Kriegern und fünfzehntausend auserlesenen Reitern; die dritte, welche den Nachtrab bilden mußte und zur Beschätzung des Lagers bestimmt war, ließ er unter dem Befehle von Gui von St. Pol. Gerade, als er sich anschickte, mit dieser furchtbaren Macht gegen das flämische Heer

anzufürmen, kam Johann von Barlas, der Anführer der fremden Truppen, zu ihm und redete ihn folgendermaßen an:

„Um Gottes willen, Herr von Artois, lassen Sie mich mit meinen Leuten in den Kampf gehen! Sehen Sie die Blüte der französischen Ritter doch nicht der Gefahr aus, von der Hand dieser zusammengelaufenen Flamländer zu sterben! Ich kenne ihre Gewohnheit; sie haben ihren Vorrat in der Stadt gelassen. Bleiben Sie hier in Schlachtordnung stehen; ich werde sie dann mit meiner leichten Reiterei von Kortryk abschneiden und mit kleinen Angriffen beschäftigen! Die Flamländer essen viel und den ganzen Tag, sie haben deshalb viele Lebensmittel nötig; wenn wir ihnen diese rauben, werden sie bald vor Hunger abziehen müssen, und dann können Sie auf einem günstigeren Platze angreifen und so diese Brut ganz vertilgen, ohne viel edles Blut zu vergießen.“

Der Herr von Nesle und mehrere andere Herren hießen diesen Rat gut, aber Robert wollte hiervon nichts hören und gebot Johann von Barlas, zu schweigen.

Über all' diesen Vorbereitungen war eine geraume Zeit verstrichen; es war bereits sieben Uhr des Morgens, als die französische Reiterei sich ungefähr zwei Schleuderwürfe vom Feinde befand. Zwischen den Schützen der Franzosen und den Schleuderern der Flamländer lag der Mosscherbach, sodaß sie sich einander nicht nähern konnten und von beiden Seiten nur wenig Leute todtblieben. Nunmehr gab der Seneschall von Artois dem Anführer der ersten Schar, Rudolf von Nesle, den Befehl zum Angriff.

Das erste Glied der Reiter stürzte mit ungestümer Hitze vorwärts und rannte bis an den Mosscherbach; hier aber sanken sie bis an die Sättel in den Schlamm. Einander über den Haufen reitend, fielen die vordersten von ihren Pferden und wurden von den Flamländern totgeworfen oder erstickten im Schlamm. Die, welche sich glücklich wieder herausarbeiten konnten, kehrten in aller Eile zurück und wagten nicht mehr, sich noch ferner unbesonnen in Gefahr zu setzen. Währenddes stand das flämische Heer bewegungslos hinter dem zweiten Bach und sah dem Hergang mit tiefem Schweigen zu.

Als Herr Rudolf bemerkte, daß es für seine Reiter unmöglich war, durchzukommen, eilte er zu Herrn von Artois und rief:

„Wir setzen unsere Leute großer Gefahr aus, wenn wir sie so in den Bach jagen; nicht ein einziges Pferd kann herüber. Lassen Sie uns lieber unsere Feinde aus dem Lager locken; glauben Sie mir, Sie setzen uns alle hierbei aufs Spiel!“

Aber der Feldherr war zu sehr von blinder Wut erfüllt, um auf diesen weisen Rath zu achten; er schrie mißmutig:

„Sind Sie bange vor diesem Haufen Wölfe, oder tragen Sie Haare von ihnen?“

Gekränkt durch diesen Verweis, entflamnte Rudolf zu heftigem Zorn; er ritt näher an den Feldherrn heran und rief:

„Sie zweifeln an meinem Mut? Sie verhöhnen mich? Aber ich frage Sie, wagen Sie es, mir stehenden Fußes und allein in den Feind hinein zu folgen? Ich werde Sie so weit bringen, daß Sie nimmer wiederkehren sollen!“

Einige andere Ritter warfen sich zwischen die streitenden Anführer und brachten es durch Zureden dahin, sie zu beruhigen; auch sie machten übrigens dem Seneschall bemerklich, daß ein Übergang über den Bach unmöglich wäre; er wollte aber hiervon nichts wissen und befahl Rudolf, von neuem vorzurücken.

Von Zorn ganz hingerissen, rannte nun Rudolf mit seinen Scharen ungestüm auf das flämische Heer los; aber beim Wache stürzten alle Reiter des ersten Gliedes; der eine erdrückte den andern, und mehr als fünfhundert kamen in dieser Verwirrung um, indem die Flamländer eine solche Masse Steine auf sie warfen, daß ihre Helme und Harnische ihnen am Körper zerschmettert wurden. Als Herr von Artois dieses sah, war er genötigt, Rudolfs Truppen zurückzurufen. Nur mit der größten Mühe konnte man aus denselben wieder regelmäßige Reihen bilden; denn die furchtbarste Verwirrung herrschte unter ihnen. Inzwischen hatte Herr Johann von Barlas eine Stelle gefunden, wo man den ersten Bach bequemer durchwaten konnte, und war mit zweitausend Armbrustschützen hinübergezogen. Als er so auf die Weide gekommen war, wo die flämischen Schleuderer standen, stellte er seine Leute in einer dichtgedrängten Schar auf und ließ eine solche Masse eiserner Pfeile auf die Feinde werfen, daß die Luft davon verfinstert wurde. Eine große Anzahl Flamländer fiel tot oder verwundet zur Erde, und die französischen Schützen gewannen viel Raum.

Herr Salomon von Sevecote hatte selbst die Schleuder eines gefallenen Junftmannes aufgenommen und ermutigte die Seinigen durch sein Beispiel; aber ein eiserner Pfeil durchbohrte das Vorderteil seines Helmes und warf ihn tot zu Boden. Als die Flamländer ihren Anführer nebst so vielen Genossen fallen sahen und keine Kiesel mehr hatten, wandten sie sich langsam nach ihrem Heere zurück; nur ein einziger Schleuderer von Beurne blieb mitten auf der Wiese allein stehen, als ob er den Pfeilen der Franzosen trogen wollte. Bewegungslos stand er da, obgleich die Pfeile über sein Haupt und rund um ihn her flogen. Er legte dann langsam einen schweren Kiesel in seine Schleuder und faßte genau das Opfer, welches er treffen wollte, ins Auge. Nachdem er die Schleuder einige Male kräftig geschwungen hatte, ließ er das eine Ende los, und der Kiesel flog heulend durch die Luft. Ein schmerzlicher Schrei entfuhr der Brust Johannis von Barlas, und er stürzte leblos mit zerschmettertem Haupt zur Erde.

So fielen die Anführer der beiden streitenden Scharen bei demselben Angriff.

Hierdurch wurden die französischen Schützen so in Wut gesetzt, daß sie ihre Armbrüste fortwarfen, mit dem Degen in der Faust den flämischen Schleuderern nacheilten und sie bis an den zweiten Bach, der vor dem flämischen Lager herfloß, verfolgten.

Als Herr Valepaille, welcher bei Robert von Artois stand, den Fortschritt der Schützen bemerkte, rief er:

„O Seneschall, diese schlechten Fußknechte werden so viel thun, daß sie allein die Ehre des Kampfes haben. Wenn sie den Feind auseinander treiben, was sollen wir Ritter dann hier thun? Das ist eine Schande; wir stehen hier, als ob wir nicht zu kämpfen wagten.“

„Montjoie St. Denis!“ schrie jetzt Robert. „Vorwärts, Conne-table! Greift an!“

Auf diesen Befehl ließen alle Ritter der ersten Abteilung ihren Pferden die Zügel schießen und sprengten in Unordnung vorwärts; jeder wollte der erste sein, um den Ehrenstoß zu thun. Nur mit diesem Gedanken beschäftigt, rannten sie die Bogenschützen über den Haufen und durchbohrten ihre eigenen Leute; Hunderte von Fußknechten kämpften unter den Hufen der Rosse, die sie zertraten, mit dem Tode, die übrigen flohen nach allen Seiten vom Schlachtfeld. So vernichteten die

Ritter den errungenen Vorteil und ließen den flämischen Schleudern Zeit, sich wieder zu sammeln. Das Geschrei der Gefallenen war fürchterlich. Die unglücklichen Ritter, über welche eine ganze Schar anderer Reiter hinwegrannte, riefen, man möge sie doch nicht zermalmen, aber da war kein Halten mehr. Bereits war die Stimme derer, die zuerst gefallen waren, in dem letzten Todesröcheln verhallt; die, welche sie übergerannt hatten, wurden nun auch von den andern zerstampft, so daß das Geschrei kein Ende nahm. Die hintersten Scharen, welche glaubten, daß der Kampf begonnen, setzten nun ebenfalls den Pferden die Sporen in die Weichen, jagten zu dem Bache hin, an dessen Ufern dies geschah, und ein großer Teil von ihnen vermehrte nur die Opfer der Unbesonnenheit des Feldherrn. So kam eine erstaunliche Menge Ritter und Fußknechte ums Leben.

Die Flamländer hatten sich noch nicht gerührt; sie standen immer noch bewegungslos und schweigend in einer langen Reihe da und sahen diesem Schauspiel mit Verwunderung zu. Ihre beiden Anführer gingen mit vieler Klugheit und Erfahrung zu Werke. Mancher andere hätte sich nun auf die Franzosen gestürzt; aber Gwyde und Jan Borkuut, dessen Rat ersterer folgte, wollten die Vorteile ihrer Stellung für einen augenblicklichen Gewinn nicht aufgeben.

Endlich waren die beiden Bäche mit Leichen von Menschen und Pferden angefüllt, und es glückte Rudolf von Resle, mit ungefähr tausend Reitern hinüber zu gelangen. Als er dieselben in dichtgedrängter Schar aufgestellt hatte, rief er:

„Frankreich! Frankreich! Vorwärts, vorwärts!“

Mit Mut und Unverzagtheit griff er die Mitte des flämischen Heeres an; diese empfingen die französischen Reiter mit der Spitze ihrer furchtbaren Goedendags; eine große Masse Feinde fiel bei diesem Stoße aus dem Sattel und war bald erstochen. Aber Gottfried von Brabant, der ebenfalls mit seinen neunhundert schweren Reitern inzwischen über den Bach gelangt war, griff die Schar Wilhelms von Jülich mit solcher Kraft an, daß er die drei ersten Glieder zu Boden warf und die flämische Schlachtordnung durchbrach.

Nun entstand ein furchtbarer Kampf; die französischen Reiter hatten ihre Speere weggeworfen und hieben mit ihren furchtbaren Schlachtschwertern auf die Flamländer los. Diese wehrten sich tapfer mit

Keulen und Streitäxten und erschlugen manchen Reiter; aber der Vorteil blieb doch auf Seiten Gottfrieds von Brabant, denn seine Leute hatten bereits eine große Menge Leichen rund um sich zu Boden gestreckt, und es entstand eine weite Lücke in der flämischen Schlachtdrängung. Durch diese drangen nun alle Franzosen, welche über den Bach gelangen konnten, und griffen diesen Teil des flämischen Heeres im Rücken an. Dieser Umstand war für die Flämänder sehr verderblich. Da der Feind von vorn und hinten auf sie anstürmte, hatten sie nicht Raum genug, um die Goedendags zu gebrauchen; sie waren daher genötigt, sich mit Streitäxten, Keulen oder Schwertern zu verteidigen, was für die französischen Reiter sehr vorteilhaft war, indem sie von oben leicht auf die Flämänder einhauen konnten und fast mit jedem Schläge einem das Haupt spalteten oder ein Glied vom Leibe hieben.

Wilhelm von Jülich focht wie ein Löwe; er stand allein mit seinem Waffenträger und Philipp von Hoffstade mitten zwischen dreißig Feinden, die sein Banner rauben wollten, aber alle Arme, welche sich danach ausgestreckt hatten, fielen unter seinem Schwerte.

Arthur von Mertelet, ein normännischer Ritter, setzte in diesem Augenblick mit einer ziemlichen Anzahl Reiter über den Bach und stürmte in vollem Trab auf Wilhelm von Jülich an. Als er seine Fahne zu Gesicht bekam, trieb er sein Roß mit Pfeileschnelle darauf zu und senkte seinen Speer, um den Fahnenträger zu durchbohren; aber Philipp von Hoffstade bemerkte dies, drängte sich durch einige französische Fußknechte hindurch und rannte Mertelet entgegen. Der Stoß der beiden Ritter war so gewaltig, daß sie sich gegenseitig durchbohrten. Die beiden Kämpfer und ihre Rosse blieben bewegungslos stehen, als ob plötzlich ihre Leidenschaft abgekühlt wäre. Man hätte glauben sollen, daß sie einander aufmerksam betrachteten, und doch drückten sie noch mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers auf den Speer, als ob sie in boshafter Freude den Feind noch heftiger quälen wollten; aber dies dauerte nicht lange: bald machte Mertelets Pferd eine Bewegung, und die Leichen beider Ritter fielen aus dem Sattel zu Boden.

Als Herr Jan von Renesse, der auf dem rechten Flügel stand, die Gefahr Wilhelms von Jülich bemerkte, verließ er seinen Platz, eilte hinter die Schlachtdrängung und griff mit Breydel und seinen Fleischern die Franzosen von der Seite an. Nichts konnte diesen Leuten

widerstehen. Wenige Augenblicke, nachdem sie Wilhelm von Jülich zu Hilfe gekommen waren, war der Platz so gesäubert, daß nur ungefähr zwanzig Franzosen hinter der Schlachtordnung übrig blieben. Unter diesen befand sich Gottfried von Brabant, welcher für den Feind seiner Sprach- und Stammverwandten stritt.

Als Herr von Nenesse ihn bemerkte, rief er ihm zu:

„Gottfried! Gottfried! Geben Sie acht, Sie werden sterben!“

„Sie meinen sich selbst,“ antwortete Gottfried, indem er Herrn Jan einen gewaltigen Schlag auf den Kopf gab; aber dieser schlug ihn von unten nach oben so stark gegen das Kinn, daß Gottfried aus dem Sattel stürzte, worauf ihn die Feilscher töteten.

Inzwischen war Jan Breydel mit einigen seiner Leute tiefer in den Feind gedrungen und hatte so lange gekämpft, bis er die Standarte von Brabant genommen hatte; als er mit derselben unter fortwährendem Fechten bis an die Schlachtordnung zurückgekommen war, zerriß er sie in Stücke, warf den Schaft weg und rief:

„Schande, Schande den Verrätern!“

Die Brabanter, welche diesen Hohn rächen wollten, griffen den Feind mit erhöhter Wut an und machten unglaubliche Anstrengungen, um das Banner Wilhelms zur Vergeltung ebenfalls zu zerreißen; aber sein Fahnenträger Jan Ferrand kämpfte mit toller Wut gegen alles, was sich ihm näherte. Viermal wurde er zu Boden geworfen, und viermal stand er mit der Standarte wieder auf, obgleich er mit Wunden überdeckt war.

Wilhelm von Jülich hatte bereits eine große Anzahl Franzosen zu seinen Füßen hingestreckt; jeder Schlag seines Riesenschwertes übergab einen Feind dem Tode. Infolge der gewaltigen Anstrengungen quoll ihm das Blut aus Nase und Mund; er erbleichte und fühlte, daß ihn die Kraft verließ. Voll Argers zog er sich hinter die Schlachtordnung zurück, um sich ein wenig zu erholen. Jan von Blamhynck, sein Schildknappe, löste die Riemen seines Harnisches und nahm ihm die Waffen ab, um ihn freier atmen zu lassen.

In der Abwesenheit Wilhelms hatten die Franzosen wieder einen Raum gewonnen; die Flamländer schienen zurückweichen zu wollen. Als Wilhelm dieses sah, gab er durch verzweifelte Klagen seine Betrübnis zu erkennen. Jan von Blamhynck ersann rasch einen schlaun Streich,

welcher von der gewohnten Tapferkeit seines Gebieters zeugte. — Er legte die Waffen Wilhelms, an und sich mitten unter die Feinde stürzend, rief er:

„Zurück, ihr Männer von Frankreich! Hier ist Wilhelm von Füllich wieder!“

Zu gleicher Zeit hieb er tapfer auf die Feinde ein und warf eine große Anzahl derselben zu Boden; die andern wichen zurück und gaben so den Gliedern Zeit, sich wieder zu schließen.

Rudolf von Nesle hatte sich mit dem Kern seiner Reiter auf die fünftausend Genter des Herrn Borluut gestürzt. Furchtlos hatte der mutige Franzose versucht, diese Schar zu durchbrechen; bereits dreimal hatten die Genter ihn zurückgeschlagen, ohne ihre Glieder zu öffnen. Jan Borluut nahm nun von seinen hintersten Gliedern drei und vereinigte dieselben rasch zu zwei neuen Scharen, welche er hinter der Schlachtordnung aufstellte, sodaß das eine Ende derselben unmittelbar hinter dem Heere und das andere tiefer im Felde hinter der Schlachtordnung stand. Nun gebot er der mittleren Abteilung seiner Truppen, welche in dem Raum zwischen den beiden neuen Scharen sich befand, daß sie beim ersten Andrang der Franzosen zurückweichen solle.

Als nun Rudolf von Nesle aufs neue gegen die Genter stürmte, wich ihre mittlere Abteilung in der That zurück, und die Franzosen erhoben in der Meinung, daß sie die Schlachtordnung durchbrochen hätten, den frohen Ruf:

„Noël! Noël! Sieg! Sieg!“

Sie drängten sich sämtlich in die Öffnung, fanden aber überall eine Mauer von Speeren und Streitäxten. Jan Borluut ließ die beiden Flügel seiner Schar vorwärts schwenken, seine fünftausend Genter einen Kreis bilden und schloß so das Netz, worin er tausend Franzosen gefangen hatte. Jetzt begann eine furchtbare Mezelei; eine ganze Viertelstunde lang wurde gehauen, geschlagen, gestochen und gestoßen, ohne daß man sehen konnte, wer wich, oder wer siegte. Menschen und Pferde lagen untereinander, schreiend, jammern und schraubend.

Rudolf von Nesle kämpfte noch lange, mit Wunden bedeckt und mit dem Blute der Seinen bespritzt, über den Leichen; sein Tod war sicher. Als Jan Borluut dies sah, fühlte er inniges Mitleiden mit dem heldenmüthigen Ritter und rief ihm zu:

„Ergeben Sie sich, Herr Rudolf, ich möchte Sie nicht gern sterben sehen!“

Aber der Verweis des Seneschalls Robert hatte Rudolf mit so bitterm Schmerz erfüllt, daß er nicht länger mehr leben wollte. Er machte mit der Hand ein Zeichen, als wenn er Jan Vorluut ein letztes Lebewohl wünschte, und erschlug noch zwei Genter. Endlich fiel er, von einer Keule auf das Haupt getroffen, neben seinem bereits erschlagenen Bruder leblos nieder. Viele andere Ritter, die von ihren Pferden gestürzt waren, wollten nun die Waffen strecken; man hörte jedoch nicht darauf — nicht ein einziger entkam.

Während Vorluuts Schar diese Mezelei vornahm, wurde gleich stark in der ganzen Schlachtreihe gefochten. Auf der einen Seite hörte man den Ruf: „Noël! Noël! Montjoie St. Denis!“ Man konnte daraus entnehmen, daß dort der Vorteil auf seiten der Franzosen war; an der andern Seite stieg wieder der Ruf: Vlaanderen den Leeuw! Wat Walsch is, valsch is! Slaat al dood!“ in kräftigem Wiederhall zum Himmel auf und gab Zeugnis vom Untergange einer französischen Schar.

Der Gröninger Bach war ganz mit Blut und Leichen angefüllt. Das Jammern der Sterbenden wurde übertönt vom Gerassel der Waffen. Es war ein schreckliches Getöse, das gleich einem rollenden Donner über die Streitenden sich hinzog. Eine lange Reihe von Leichen lag wie ein Damm überall vor der Schlachtordnung. Die Verwundeten waren des Todes gewiß, denn niemand wurde aufgehoben, und so mußten sie entweder im Schlamm ersticken, oder wurden von den Pferden zertreten.

Währenddes hatte sich Hugo von Arkel mit seinen achthundert unerschrockenen Kriegen bis mitten unter die Franzosen gewagt. Er war so sehr auf allen Seiten von Feinden umringt, daß die Flankirer ihn unmöglich hätten mehr sehen können. Er kämpfte hier so tapfer und so gewandt, daß die Masse der Feinde, die ihn angriffen, seine Schar, so klein sie auch war, nicht durchbrechen konnte; rings um sich her hatte er schon eine große Anzahl zu Boden gestreckt. Jeder, der sich ihm zu nahen wagte, bezahlte es mit dem Leben. Allmählich drang er mehr und mehr nach dem Lager der Franzosen vor. Als er aber die Mitte der französischen Scharen erreicht hatte, lenkte er zur Seite

auf die Standarte von Navarra zu und riß sie dem Fahnenträger aus der Hand. Die Söldner der Königin von Navarra fielen wütend über ihn her und hieben viele seiner Leute nieder; doch er verteidigte die eroberte Fahne so tapfer, daß sie dieselbe seinen Händen nicht wieder entreißen konnten. Fast war er schon wieder beim Heere der Flamländer, als Ludwig von Forest ihm durch einen furchtbaren Schlag den linken Arm zerschmetterte. Man sah das verstümmelte Glied neben dem Harnisch hängen; das Blut strömte in dicken Strahlen herab, und Totenblässe verbreitete sich über seine Wangen; doch ließ er die Standarte nicht los. Ludwig von Forest wurde von einem andern Flamländer erschlagen. Hugo von Arkel kam mit der Standarte von Navarra fast leblos in der Mitte des Heeres an. Er versuchte noch einmal den Ruf „Vlaanderen den Leeuw!“ zu wiederholen, aber seine Stimme versagte ihm, und er sank mit der eroberten Fahne zur Erde.

Am linken Flügel, wo Gwydes Schar stand, wurde noch heftiger gefochten; Jakob von Chatillon hatte sich mit mehreren tausend Reitern auf die Zünfte von Beurne gestürzt und bereits einige hundert Mann niedergehauen. Eustachius Sporkyn lag schwer verwundet hinter der Schlachtreihe und rief seiner Schar zu, daß sie nicht wanken möchte; aber die Gewalt, welche dieselbe zurückdrängte, war zu groß, — sie mußte weichen. Von einer großen Anzahl Reiter begleitet, durchbrach Chatillon die Schlachtordnung, und man begann über dem Haupte des sterbenden Sporkyn zu kämpfen; bald gab dieser den Geist auf.

Adolf von Nieuwland hatte allein mit Gwyde und seinem Fahnenträger standgehalten, sodaß sie, vom Heere getrennt, den gewissen Tod zu erwarten hatten. Chatillon versuchte alle möglichen Anstrengungen, um das große Banner von Flandern zu erfassen, doch obgleich Segher Bonke, welcher die Standarte trug, bereits mehrmal niedergeworfen war, konnte Chatillon sein Ziel doch nicht erreichen; er tobte und hieb wie toll auf die Rüstung der drei unüberwindlichen Flamländer. Gewiß würden diese es nicht lange ausgehalten haben, sich gegen eine ganze Schar mutiger Feinde zu wehren; aber sie hatten soviel niedergehauen, daß die rund um sie aufgehäuften Leichen eine ziemliche Höhe erreicht hatten und ihnen als Brustwehr dienten.

Von Wut und Ungeduld hingerissen, nahm Chatillon endlich einen langen Speer aus den Händen eines seiner Reiter und stürmte

damit auf Gwyde los; er würde den jungen Grafen unfehlbar getödtet haben, denn dieser sah, im Kampfe mit andern Mittern, seinen neuen Feind nicht herankommen. Der Speer schien bereits zwischen Helm und Harnisch in seinen Hals zu dringen, als Adolf von Nieuwland, sein Schlachtschwert wie einen Blitz erhebend, den Speer in zwei Stücke hieb und so das Leben seines Feldherrn rettete.

Ehe Chatillon Zeit gehabt hatte, wieder sein Schwert zu ergreifen, setzte Adolf über die Leichen hinweg und schlug, vor dem französischen Ritter angelangt, ihn so furchtbar auf das Haupt, daß er einen Teil der Wange nebst einem Stück des Helms verlor. Das Blut strömte auf seine Schultern; er wollte sich noch wehren, aber zwei kräftigere Schläge warfen ihn aus dem Sattel unter die Hufe der Pferde, wo er seinen Geist aufgab.

Inzwischen war Arnold von Dudenarde dem linken Flügel zu Hülfe gekommen, was den Stand der Dinge bald änderte; die Hünfte von Beurne hatten sich mit dieser neuen Schar wieder vorwärts gestürzt, und die Franzosen wurden in der größten Unordnung zurückgetrieben. Pferde und Reiter stürzten in Menge zu Boden, und die Unordnung unter ihnen wurde so groß, daß die Flamländer, den Kampf gewonnen erachtend, auf dieser ganzen Linie nicht aufhörten, jauchzend zu rufen:

„Sieg! Sieg! Vlaanderen den Leeuw! Wat Walsch is, valseh is! Slaat al dood!“

Wer in diesem Augenblicke die Fleischer hätte sehen können, wäre, auch ohne ihren Schlägen ausgesetzt zu sein, vielleicht vor Schrecken und Grausen gestorben. Man sah sie über Leichen von Menschen und Pferden mit bloßer Brust, bloßen Armen und bluttriefendem Beil laufen und springen, alles niederschlagen, ihre Gesichter von Schlamm, Schweiß und Blut unkenntlich gemacht, ein grimmiges Lachen in ihren Bügen, worin der bittere Haß gegen die Feinde und ihre Kampflust sich zeigte.

Die Franzosen, welche in ihrem Übermute von den Flamländern gesprochen hatten, als ob sie dieselben gleich in einem Anfall zu Boden werfen würden, fanden jetzt zu ihrem eigenen Schaden, daß man mit eitlem Geschwäg auf dem Schlachtfelde nicht viel ausrichtet; sie betrauertem die Folgen ihrer Unbesonnenheit und merkten, was für ein

Volk sie vor sich hatten; dennoch verloren sie den Mut nicht: sie waren immer noch zahlreicher, als die Flamländer; sie besaßen Truppen, die noch gar nicht im Kampfe gewesen waren.

Während die vordersten Scharen des französischen Heeres so vernichtet wurden, stand der Seneschall von Artois mit der zweiten Abtheilung weiter ab von dem flämischen Heere. Da die Schlachtordnung des Feindes nicht sehr breit war, so war er noch nicht vorgerückt. Er glaubte, daß seine Leute ohne Zweifel die Oberhand haben müßten, — denn er sah keine zurückkommen. Indessen sandte er Herrn Ludwig von Clermont mit viertausend normännischen Reitern, um die flämische Schlachtordnung auf dem linken Flügel anzugreifen. Es glückte Clermont, auf dieser Seite festen Boden zu finden; er gelangte mit allen seinen Reitern über den Bach und stürzte plötzlich auf Gwydes Scharen. Da diese von neuen Feinden im Rücken angegriffen wurden, während sie mit Chatillons Leuten noch vor sich genug zu thun hatten, konnten sie nicht länger Widerstand leisten; die ersten Glieder wurden niedergeworfen, die übrigen kamen in Verwirrung, und dieser ganze Teil des flämischen Heeres wich in Unordnung zurück. Die Stimme des jungen Gwyde, der sie beschwor, stehen zu bleiben, gab ihnen zwar Mut genug, aber das half nichts; die Gewalt war zu groß, und alles, was sie auf die Bitten ihres Feldherrn thun konnten, war, ihren Rückzug so langsam als möglich auszuführen.

Das Unglück wollte, daß Gwyde in diesem Augenblick einen so furchtbaren Schlag auf den Helm bekam, daß er vornüber auf den Nacken seines Pferdes stürzte und sein Schwert fallen ließ. In dieser Lage, verwirrt und betäubt, konnte er sich nicht wehren. Es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn Adolf ihm nicht geholfen hätte. Dieser Ritter sprengte vor Gwydes Pferd und schwang sein Schwert so kühn und unverzagt in die Runde, daß die Franzosen nicht zu dem jungen Grafen kommen konnten. Nachdem er jedoch einige Zeit so gekämpft hatte, wurde sein Arm schwach und müde; die Schwingungen seines Schwertes wurden langsamer. Es regnete Schläge und Hiebe auf seine Brust; er fühlte, wie seine Kräfte schwanden, und flüsterte der Welt bereits sein letztes Lebewohl zu.

Währenddes war Gwyde hinter die Schlachtordnung gebracht, wo er sich von seiner Betäubung erholt. Mit Angst bemerkte er die Lage

seines Netters, ergriff ein anderes Schwert und stürzte sich aufs neue in den Kampf. Mit ihm waren einige der Kühnsten herbeigeeilt, und die Franzosen wurden noch zurückgehalten, bis wieder neue Haufen zum Kampfe anrückten. Nun aber konnten die flämischen Ritter trotz ihrer Unverzagtheit die Franzosen nicht mehr zurückhalten; der Ruf „Vlaanderen den Leeuw!“ wurde von einem andern übertönt:

„Noël! Noël! Vorwärts! Der Sieg ist unser! Schlagt sie tot, diese Fußgänger!“ ertönte es immer lauter.

Die Flämänder wurden über den Haufen geworfen und auseinander getrieben; trotz seiner erstaunlichen Anstrengungen konnte Gwyde doch den Rückzug seiner Truppen nicht hindern; denn es waren wohl drei Reiter gegen einen Flämänder; die Pferde rannten sie um oder trieben sie mit unwiderstehlicher Gewalt zurück. Nun kam Unordnung zwischen ihre Glieder, und dieser Flügel des flämischen Heeres mußte vor dem Feinde fliehen. Eine große Anzahl wurde erschlagen, die andern so zerstreut, daß sie den Reitern keinen Widerstand leisten konnten und von den Franzosen bis an die Leie verfolgt wurden, wo ein großer Teil ertrank. Am Ufer dieses Flusses hatte Gwyde seine Leute wieder einigermaßen in geschlossenen Gliedern aufstellen können, aber die Zahl der Feinde war zu groß. Die Leute von Beurne fochten, obwohl zerstreut, mit toller Verzweiflung; der Schaum stand ihnen vor dem Munde, und überall lief das Blut an ihrem Körper herab; dennoch konnte dieser Heldennut ihnen nichts nützen. Jeder hatte bereits drei bis vier Reiter erschlagen, aber ihre Zahl verminderte sich zu sehr, während die der Feinde stets wuchs; ehrenvoll und gerächt zu sterben, war ihr Gedanke.

Als Gwyde die Schlacht für verloren hielt, hätte er wohl vor Schmerz weinen mögen. Seinem Eide zufolge wollte er nicht länger leben und trieb wie ein Wahnsinniger sein Pferd mitten unter die triumphierenden Feinde. Adolf von Nieuwland und Arnold von Dubenaarde folgten ihm; sie kämpften so wüthend, daß die Feinde ob ihrer Wunderthaten erschrafen; die Reiter fielen vor ihren Schwertern wie durch Zauberei. Doch die meisten Flämänder lagen schon danieder; nichts schien Gwydes Scharen retten zu können.

In diesem Augenblicke sah man in der Richtung von Dubenaarde hinter dem Gaverbache eine glänzende Gestalt zwischen den

Bäumen sich bewegen. Dieselbe näherte sich rasch und kam endlich auf das offene Feld; zwei Reiter zeigten sich und kamen in der größten Eile auf das Schlachtfeld gesprengt. Der eine war seiner prächtigen Rüstung nach ein Ritter; sein Harnisch und seine ganze Rüstung waren vergoldet. Ein großer, blauer Federbusch wallte im Winde auf seinen Rücken herab; das Saumzeug seines Rosses war ganz mit silbernen Schuppen bedeckt, und auf seiner Brust war ein rotes Kreuz dargestellt; über diesem Zeichen stand auf schwarzem Grunde mit silbernen Buchstaben das Wort „Flandern“ zu lesen.

Kein Ritter auf dem ganzen Schlachtfelde war so prächtig gerüstet, wie dieser Unbekannte; aber was ihn am meisten unterschied, war seine Gestalt. Er war einen Kopf größer, als die größten Leute, und seine Glieder waren so kräftig, daß man ihn für einen Riesen hätte halten können. Das Pferd, welches er ritt, war ebenfalls wunderbar groß und stark, — der schönste deutsche Hengst, den man nur sehen konnte. Lange Schaumflocken flogen um sein Maul, und schnaubend kam er heran. Der Ritter hatte keine andere Waffe, als einen furchtbaren Waffenhammer, dessen Stahl sich glänzend in der goldenen Rüstung spiegelte. Der andere Reiter war ein Mönch mit schlechter Bewaffnung; sein Harnisch und Helm waren verrostet. Es war Bruder Wilhelm von Saaftinge. In seinem Kloster zu Doest hatte er erfahren, daß bei Kortryk gegen die Franzosen gekämpft werden sollte; er nahm deshalb zwei Pferde aus dem Stalle, vertauschte das eine gegen verrostete Waffen, und auf dem andern kam er jetzt herangeeilt, um der Schlacht beizuwohnen. Auch er war ungewöhnlich kräftig gebaut und unverzagten Mutes; ein langes Schlachtschwert glänzte in seiner Faust, und schon an seinen Augen konnte man erkennen, daß er ein furchtbarer Kämpfer sein mußte; er war dem wunderbaren Ritter soeben begegnet, und da sie beide dasselbe Ziel verfolgten, waren sie zusammen geritten.

Die Flamländer wandten ihre Augen mit freudiger Erwartung nach dem goldenen Ritter. Sie konnten das Wort Flandern noch nicht lesen und also nicht wissen, ob er ein Freund oder Feind war; aber in ihrer gefährlichen Lage wähten sie, daß Gott ihnen unter dieser Gestalt einen seiner Heiligen sende, um sie zu befreien, und hierzu trugen seine glänzende Rüstung, seine ungewöhnliche Gestalt und das rote Kreuz, welches er auf seiner Brust trug, nicht wenig bei.

Gwyde und Adolf, die sich mitten unter den Feinden befanden, sahen einander hocheifrig an; sie hatten den goldenen Ritter erkannt. Nun hielten sie die Franzosen für verloren; denn sie hatten das größte Vertrauen zu der Kraft und der Erfahrung dieses neuen Kriegers. Die Blicke, die sie einander zuwarfen, sagten:

„O Glück, da ist der Löwe von Flandern!“

Der goldene Ritter näherte sich endlich den französischen Truppen; ehe man fragen konnte, wen er bekämpfen oder wem er beistehen wollte, stürzte er sich in die dichtesten Reiterhaufen und schlug mit seinem Hammer so wild und furchtbar auf sie ein, daß sie, von Schrecken ergriffen, einander umrannten, um nur seinen Schlägen auszuweichen. Alles fiel vor seinem zerschmetternden Hammer — und überall, wo er durch die feindlichen Scharen drang, blieb hinter seinem Kofse eine Spur, wie von einem segelnden Schiffe. Auf diese Weise kam er mit ungemeiner Schnelligkeit bis zu den Scharen, welche gegen die Leie zurückgedrängt waren, und rief:

„Vlaanderen den Leeuw! Folgt mir! Folgt mir!“

Mit diesen Worten stürzte er eine große Anzahl Franzosen in den Schlamm und erschlug außerdem so erstaunlich viele, daß die Flamländer ihn für ein übernatürliches Wesen ansahen.

Jetzt kehrte der Mut in ihre Herzen zurück; sie stürzten unter Freudengeschrei vorwärts und suchten den Ritter in seinen Wunderthaten zu erreichen. Die Franzosen konnten diesem unerschrockenen Löwen nicht ferner widerstehen; die vordersten kehrten um und wollten fliehen, aber sie stürzten auf die Pferde ihrer Genossen und warfen einander zu Boden. — Eine allgemeine Mezelei begann jetzt in der ganzen Ausdehnung des Heeres; die Flamländer schlugen alles nieder und sprangen über große Haufen Leichen, um die entfernten Feinde anzugreifen. Jetzt wurde nicht mehr „Noël“ geschrien, der Ruf „Vlaanderen den Leeuw!“ beherrschte das Schlachtfeld.

Bruder Wilhelm, der Mönch, war von seinem Pferde gestiegen und kämpfte zu Fuß. Alles, was in seinen Bereich kam, wurde von einem tödlichen Streiche getroffen; er schwang sein Schwert, als ob es eine Feder gewesen wäre, und verlachte spottend die Feinde, die ihn angreifen wollten. Man hätte denken sollen, daß er sich an einem Spiel belustige: er war so fröhlich und scherzte so vergnügt, als ob er mit

Kindern zu kämpfen hätte. Trotz seiner Behendigkeit fielen doch manche Schwertschläge auf seinen verrosteten Harnisch; aber obschon ein anderer unten jedem dieser Schläge gefallen sein würde, blieb Bruder Wilhelm doch unerschütterlich. Jeder, der das Unglück hatte, ihm zu begegnen, sank in demselben Augenblicke vor seinem Riesenschwert dahin. Plötzlich sah er, ein wenig weiter Ludwig von Clermont mit seinem Banner stehen. „Vlaanderen den Leeuw!“ rief er. „Die Standarte ist mein!“

Als ob er tödlich getroffen wäre, ließ er sich zu Boden sinken, kroch auf Händen und Füßen unter den Pferden hin, um neben Ludwig von Clermont plötzlich wieder aufzustehen; von allen Seiten fielen Hiebe auf ihn; er wußte sich jedoch so gut zu verteidigen, daß er nur einige schwere Quetschungen davon trug. Daß er es auf die Standarte gemünzt hatte, ließ er nicht merken, ja er kehrte ihr sogar den Rücken zu; aber plötzlich sich umwendend, hieb er dem Fahnenträger mit einem Male den Arm ab und zerriß das gefallene Banner in Stücke.

Gewiß würde der Mönch jetzt seinen Tod gefunden haben, aber die Seinigen waren schon bis zu ihm vorgeedrungen, und die Franzosen wurden in größter Unordnung zurückgetrieben. Der goldene Ritter hatte die Feinde, welche den jungen Gwyde umringten, in einigen Augenblicken zerstreut und drang immer weiter vorwärts. Mit seinem Hammer zerschmetterte er Helme und Schädel; er fand niemand, der ihm Widerstand leisten konnte. Jeder, der von seinen Schlägen betäubt zu Boden fiel, wurde unter den Hufen der Rosse zertreten. Gwyde näherte sich ihm und sagte rasch:

„O Robrecht, mein Bruder, wie danke ich Gott, daß Sie angekommen sind! Sie haben das Vaterland gerettet!“

Der goldene Ritter antwortete nicht, sondern legte seinen Finger auf den Mund, als ob er sagen wollte: „Still! Still!“ Auch Adolf hatte dieses Zeichen gesehen und beschloß, sich so zu verhalten, als ob er den Grafen von Flandern nicht kenne.

Inzwischen fielen immer mehr Franzosen; die flämischen Scharen drangen mit Gewalt auf die Fliehenden ein und erschlugen die gefallenen Ritter mit Keulen und Streitäxten. Tausende von Pferden lagen halb versunken in dem sumpfigen Boden; unzählige Leichen der Feinde bedeckten den Kampfplatz. Den Gröninger Bach konnte man nicht mehr sehen; die Leichen, mit denen er angefüllt war, bildeten eine Masse mit

denen, die auf seinen Ufern lagen; man würde den Lauf desselben wohl an dem Blutströme erkannt haben, allein Blut stand überall in großen Lachen. Das Jammern der Sterbenden, die Klagen derer, die ersticken, und das Jauchzen der triumphierenden Flamländer mengten sich zu einem grausigen Lärm; dazu kam das Schmettern der Trompeten, das Gekirre der Schwerter auf den Harnischen, das schmerzliche Wiehern der verwundeten Pferde. Es war, als wenn der jüngste Tag gekommen wäre.

Es schlug auf dem Turm zu Kortryk neun Uhr, als die zurückweichende Reiterei Mesles und Chatillons zu den Scharen Roberts von Artois flüchtete.

Die Niederlage der Seinen vernehmend, entbrannte Robert zu wilder Wut und wollte mit den zahlreichen Abteilungen, die er unter seinem Befehl hatte, auf das flämische Heer stürzen. Andere Ritter suchten ihn von diesem unvorsichtigen Vorhaben abzubringen, vorgebend, daß kein Pferd auf dem Kampfplatze sich bewegen könne; er wollte aber auf niemand hören und sprengte, von all seinen Leuten begleitet, quer durch die Flüchtlinge hin. Die Reiter, welche bei der ersten Niederlage entkommen waren, wurden von dem Seneschall und seinen neuen Truppen nieder geritten und flohen in Unordnung nach allen Seiten hin vom Schlachtfelde, um dieser schrecklichen Verwirrung zu entriuen. Dies war aber nicht möglich: die ersten Scharen wurden von den letzten vorwärts gedrängt, und so stürzte diese Masse frischer Truppen mit der größten Tollkühnheit auf die flämische Schlachtordnung. Beim ersten Stoß war Gwydes Heer genötigt, hinter den Gröninger Bach zurückzuzweichen; da dienten aber die gefallenen Pferde zur Brustwehr; es war, als ob sie sich hinter eine Verschanzung zurück gezogen hätten.

Die französischen Reiter konnten sich in dem sumpfigen Boden nicht aufrecht erhalten; sie fielen einer über den andern und töteten einander im Fall. Als Artois dieses sah, wurde er wie wahnsinnig; er setzte mit einigen unverzagten Rittern über den Bach und stürzte auf Gwydes Scharen. Nach einem kurzen Gefecht, in welchem eine Menge Flamländer fielen, ergriff Robert von Artois einen Zipfel der großen Standarte von Flandern und riß ein Stück mit der vordersten Klaue des Löwen ab. Ein rasendes Geschrei erhob sich aus den nächsten flämischen Scharen.

Der Seneschall versuchte, die Standarte den Händen des Segher

Lanke zu entreißen; aber Bruder Wilhelm sprang, sein Schwert fortwerfend, am Pferde Roberts von Artois herauf und schlang seine beiden Arme um den Hals des Feldherrn; dann zog er, seinen Fuß gegen den Sattel stemmend, mit solcher Gewalt an Roberts Haupte, daß dieser das Gleichgewicht verlor und beide zur Erde fielen. Währenddes waren die Fleischer herbeigeeilt, und Jan Breydel, welcher die der Standarte Flanderns widerfahrene Schmach rächen wollte, hieb Robert mit einem Schlage den Arm ab. Als der unglückliche Seneschall sah, daß er dem Tod nahe war, fragte er, ob kein Edelmann da wäre, dem er seine Waffen übergeben könne. Die Fleischer aber brüllten, daß sie diese Sprache nicht verstanden, und hieben so lange auf ihn ein, bis er seinen Geist aufgab.

Herr Rudolf von Gaucourt hatte sich mit den beiden Königen Balthasar und Sigis und noch siebenzehn auserlesenen Rittern lange gegen die Genter Jans Borluut verteidigt. Als die beiden Könige mit vielen andern Rittern bereits erschlagen waren, und auch Rudolfs Pferd schon gefallen war, stand dieser dennoch mit wunderbarer Unverzagtheit inmitten seiner Feinde. Er wehrte sich gegen die Genter mit der größten Gewandtheit und hielt dieselben mit furchtbaren Schlägen von sich ab. Als er einen Trupp von fast vierzig französischen Rittern sah, lief er mitten unter sie, doch Jan Borluut verfolgte ihn mit einer großen Anzahl Genter. Die vierzig Ritter waren bald erschlagen, und noch verteidigte Rudolf von Gaucourt sich immer gleich mutig. Von Wunden und Anstrengung ermattet, sank er zuletzt auf die Leichen seiner Waffenbrüder nieder, und die Genter liefen herbei, um ihn zu töten; aber Jan Borluut wollte den tapferen Franzosen nicht sterben lassen; er ließ ihn hinter die Schlachtordnung tragen und nahm ihn unter seinen Schutz.

Obgleich die Franzosen in den vordersten Gliedern während dieses Gefechts unterlegen waren, rückte die flämische Schlachtordnung doch nur wenig vor, indem immer neue Feinde herbeieilten, um die Gefallenen zu ersetzen.

Der goldene Ritter kämpfte am linken Flügel wie ein wahrer Löwe gegen eine ganze Schar Reiter; an seiner Seite stritten mit gleichem Mut der junge Gwyde und Adolf von Nieuwland; dieser letztere stürzte sich beständig unter die Feinde und setzte sich oftmals in Lebensgefahr; es war, als ob er beschloffen hätte, unter den Augen des goldenen

Ritters zu sterben. „Der Vater Mathildens sieht mich!“ dachte er, und dann fühlte er seine Brust sich heben, seine Muskeln gekräftigt und seine Seele voll Todesverachtung. Der goldene Ritter rief ihm manchmal zu, daß er sich nicht so sehr der Gefahr aussetzen möchte, aber diese Worte, welche wie ein Lob in Adolfs Ohr klangen, hatten eine ganz entgegengesetzte Wirkung, indem bei jedem Zuruf des goldenen Ritters das Roß des tapfern jungen Mannes vorwärts und immer tiefer unter die Franzosen sprengte. Es war ein Glück für den Jüngling, daß ein stärkerer Arm, als der seinige, über seinem Leben wachte, und daß jemand neben ihm war, der aus väterliche Liebe geschworen hatte, ihn zu beschützen.

Im ganzen Heere der Franzosen war nur eine Fahne mehr zu sehen: das große Kronbanner entfaltete noch seine schillernden Wappenzeichen, seine silbernen Lilien und alle die glänzenden Perlen, woraus das Wappen von Frankreich zusammengestellt war. Gwyde zeigte mit der Hand nach dem Ort, wo der Fahnenträger stand, und rief dem goldenen Ritter zu:

„Das müssen wir haben!“

Sie versuchten zunächst, die französischen Scharen zu durchdringen, doch dieses glückte ihnen fürs erste nicht, wie unermüdet sie auch die Feinde auseinander trieben. Adolf von Neuwand, welcher einen günstigeren Platz gefunden hatte, drang allein durch und kam nach langem Kampf bis zum großen Banner.

Dasselbe war von einer großen Anzahl Ritter umringt, die bei ihrer Ehre und Treue geschworen hatten, unter diesem letzten Zeichen eher zu sterben, als es rauben zu lassen. Was vermochte Adolf gegen so viele mutige Kämpfer? Sobald er sich zeigte, wurde er mit schmerzenden Worten begrüßt; alle Schwerter wurden gleichzeitig über seinem Haupte geschwungen; er ward von allen Seiten umringt. Schläge flogen unaufhörlich auf seine Rüstung, und trotz seiner bewunderungswürdigen Gewandtheit konnte er sich nicht mehr verteidigen. Das Blut lief bereits aus seinem Helm; es wurde dunkel vor seinen Augen; seine Muskeln waren unter so vielen Schlägen erlahmt. Voll Verzweiflung, rief er mit lauter Stimme, sodaß die Franzosen es hörten:

„Mathilde! Mathilde! Lebwohl!“

Unter diesem Ruf sprengte er quer durch die Schwerter der Feinde

bis zu dem Banner und riß es dem Fahnenträger aus der Faust; — aber zehn Hände nahmen es ihm wieder ab, — es regnete Schläge auf ihn, und er sank kraftlos auf den Rücken seines Rosses.

Da bemerkte der goldene Ritter die Gefahr Adolfs. Er dachte an den Schmerz, welchen seine unglückliche Mathilde treffen würde, wenn Adolf von Feindeshand stürbe, wandte sich um zu den Scharen und rief mit einer Stimme, die wie ein Donner das Schlachtgetöse beherrschte:

„Vorwärts! Männer von Flandern! — Heran! Heran!“

Gleich der stürmenden See, die mit unberechenbarer Kraft gegen ihre Dämme wüthet, sie nach langem Kampf unter einer himmelshohen Welle begräbt und ihre schäumenden Wogen über die Fluren ergießt, Wälder entwurzelt und Städte zu Boden wirft, so stürzte die flämische Löwenschar bei diesem Ruf des unbekanntes Ritters vorwärts. Die Franzosen wurden mit solcher Wut angegriffen, daß beim ersten Stoß ganze Haufen niederstürzten; die Keulenschläge und die Hiebe der Beile fielen so mannigfaltig auf sie, wie der Hagel, der die Früchte des Feldes vertilgt. — Noch nie sah man ein so hartnäckiges Gefecht; alle Kämpfer waren mit Blut überdeckt, und viele hatten ihre Waffen noch in der Faust, während schon lange eine tödliche Wunde sie getroffen hatte. Es war ein Gewirre von Menschen und Pferden, das man nicht beschreiben kann; das furchtbarste Mordgeschrei, die schmerzlichsten Klagen verschmolzen ineinander und bildeten ein brausendes Getöse, welches die Herzen noch mehr zur Wut entflammete. Die französischen Ritter konnten sich nicht mehr bewegen, denn man drängte sie von allen Seiten auf die hinter ihnen stehenden Scharen, während die Beile und Schwerter die vordersten Glieder der Reihe nach niederhieben.

Bald hatte sich der goldene Ritter mit seinem vertilgenden Waffenhämmer einen Weg bis zu dem Kronbanner von Frankreich gebahnt. Gwyde und Arnold von Dubenaarde mit noch einigen der mutigsten Flämänder waren hinter ihm. In dieser Verwirrung versuchte er die grüne Feder Adolfs von Nieuwland in der Nähe des Banners zu entdecken, doch vergebens; es schien ihm jedoch nachher, als ob er dieselbe in der Ferne unter den Flämändern gewahrte. Die vierzig auserlesenen Ritter, die noch bei dem Banner standen, sprengten dem goldenen Ritter entgegen, aber er schwang seine Waffe so rasch um sich, daß

kein Schwert ihn berührte. Die andern Flamländer kämpften mit gleichem Mut; Arnold von Dudenarde bekam eine Wunde am Kopf, und mehr als zwanzig seiner Leute wurden von den Franzosen niedergemacht.

Der goldene Ritter aber vernichtete alles, was er erreichen konnte. Das Auge konnte den Wendungen seines Hammers nicht folgen, so rasch schwang er ihn von einem Feinde auf den andern. Der Fahnen-träger bemerkte bald, daß das Banner auf diesem Plage nicht mehr geschirmt werden könne, und floh mit demselben zurück; der goldene Ritter aber folgte ihm. Als er ihn eingeholt hatte, kämpfte er so lange, bis er ihm endlich das Banner entriß. Eine ganze Schar Reiter fiel nun über ihn her, um die Fahne wieder zu erobern; doch der goldene Ritter, welcher dieselbe wie ein Speer in den Steigbügel gestellt hatte, begann auf einmal so wild unter sie zu schlagen, daß eine große Menge unkam. Dann drang er unter immerwährenden Kämpfen durch die Feinde zurück und gelangte mitten unter das flämische Heer.

Hier hob er das Banner in die Höhe und rief:

„Vlaanderen den Leeuw! Unser ist der Sieg! Heil! Heil!“

Die Scharen antworteten durch lautes Jauchzen und schwenkten ihre Waffen hoch in der Luft zum Zeichen ihrer Freude.

Gui von St. Pol stand noch mit ungefähr zehntausend Fußknechten und einer starken Reiterschar am Pottelberg. Er hatte bereits die kostbarsten Güter im Lager zusammenpacken lassen und wollte seine Leute durch die Flucht retten; als aber Peter Lebrun, einer der Ritter, die beim Kronbanner gefochten hatten, dieses sah, rief er ihm zu:

„O von St. Pol, wagen Sie das zu thun? Wollen Sie, wie ein Feigling, den Tod Artois' und all' unserer Brüder ungerächt lassen? Ich bitte Sie um der Ehre Frankreichs willen, thuen Sie es nicht! Lassen Sie uns lieber sterben, um dieser Schande zu entgehen! Führen Sie Ihre Scharen vorwärts, vielleicht werden Sie mit Ihren frischen Truppen den Sieg noch erringen!“

Gui von St. Pol wollte nichts von Kämpfen hören. Furcht hatte ihn ergriffen; er antwortete:

„Herr Lebrun, ich weiß, was ich zu thun habe. Ich werde das Gepäck des Heeres nicht rauben lassen; es ist besser, daß ich die übrig-

gebliebenen Leute nach Frankreich zurückbringe, als daß ich dieselben nutzlos erschlagen lasse."

"Und Sie wollen alle diejenigen, die noch mit dem Schwert in der Faust dastehen, verlassen und dem Feinde überliefern? O, das ist höchst verräterisch von Ihnen! Wenn ich den heutigen Tag überleben sollte, werde ich Sie der Treulosigkeit beim König beschuldigen."

"Die Vorsicht gebietet mir den Rückzug, Herr Lebrun!"

"Sie sind zu furchtsam; doch es sei so, wenn Sie durchaus wollen; aber um Ihnen zu zeigen, daß ich noch vorsichtiger bin, als Sie, werde ich mit einer Schar den Rückzug decken. Ziehen Sie nun ab, ich werde den Feind zurückhalten!"

Er nahm zweitausend Fußknechte und führte dieselben zum Schlachtfeld.

Inzwischen hatte sich die Zahl der kämpfenden Franzosen so sehr vermindert, daß ihre Schlachtordnung an vielen Stellen durchbrochen war. Dies setzte die Flamländer in den Stand, sie vorn und im Rücken anzugreifen.

Der goldene Ritter, der seiner riesigen Gestalt und der Größe seines Pferdes wegen das ganze Schlachtfeld übersehen konnte, bemerkte die Bewegung Lebruns und begriff seine Absicht. Er näherte sich Gwyde und setzte ihn von dem Vorhaben des Feindes in Kenntnis. Sofort wurden einige Ritter hinter die Schlachtordnung gesandt, um den Anführern die nötigen Befehle zu überbringen. Wenige Augenblicke nachher setzten sich mehrere Scharen in Bewegung und dehnten sich nach allen Richtungen hin über das Schlachtfeld aus. Jan Vorluut zog sich mit seinen Gentern den Stadtwällen entlang und griff Lebrun von der Seite an; die Fleischer mit ihrem Vorsteher Brehdel bestürmten das französische Lager von hinten.

Die Scharen Pöls versahen sich dieses Angriffs nicht. Das furchtbare Geschrei der angreifenden Flamländer erschreckte sie so sehr, daß sie in Unordnung durcheinander liefen und nach allen Seiten hin über die Felder entflohen; die Fleischer hieben schrecklich auf sie ein. Gui von St. Pol, welcher auf einem guten Rosse saß, entging der Todesgefahr; er floh so rasch als möglich, ohne sich mehr um seine Leute zu kümmern.

Das Lager war bald gesäubert, und nach einigen Minuten war nicht ein einziger lebender Franzose mehr darin.

Die Flamländer gewannen nun alle die goldenen und silbernen Gefäße und noch zahllose andere Schätze, welche der Feind mit sich gebracht hatte.

Auf dem Schlachtfelde war der Kampf noch nicht zu Ende; ungefähr tausend Reiter verteidigten sich noch in einem Haufen und kämpften wie die Löwen, ungeachtet sie mit Wunden überdeckt waren. Unter ihnen waren mehr als hundert edle Ritter, welche diese Niederlage nicht überleben wollten und mit toller Mut auf die Flamländer losstießen. Allmählich wurden sie unter die Wälle der Stadt getrieben.

Einige Velaarts, unter ihnen Jan von Gistel und eine Anzahl Brabanter, sahen, daß an Entkommen nicht mehr zu denken war, und liefen deshalb mitten unter die Flamländer mit dem Ruf:

„Vlaanderen den Leeuw! Heil, Heil Flandern!“

Sie glaubten, sich hierdurch zu retten; aber sofort kam ein Weber zu Jan von Gistel gelaufen und gab ihm einen so furchtbaren Schlag auf den Kopf, daß sein Schädel zerschmettert wurde. Der Weber brummte mit unterdrückter Stimme:

„Mein Vater hat Ihnen gesagt, daß Sie nicht auf dem Bette sterben würden, Sie Verräter!“

Die andern wurden an ihren Wappen erkannt und ebenfalls niedergemacht.

Der junge Gwyde empfand Mitleiden mit den noch übrigbleibenden Rittern, welche sich so mutig verteidigten, und forderte sie auf, sich gefangen zu geben, damit ihr Leben erhalten bliebe. Überzeugt, daß Mut und Unverzagtheit nichts mehr helfen könne, ergaben sich jene und wurden entwaffnet.

Jetzt blieb kein einziger Feind mehr auf dem Schlachtfelde zu bekämpfen; nach allen Richtungen sah man sie entfliehen.

### 23. Der Löwe von Flandern.

**O**bschon eine große Anzahl der flämischen Truppen den Feind scharenweise verfolgte, blieben doch noch einige regelmäßige Abteilungen auf dem Schlachtfelde, um dasselbe dem Kriegsgebrauch gemäß bis zu dem andern Tag zu behaupten. Jetzt, wo der Kampf gewonnen und die Fesseln des Vaterlandes gebrochen waren, jauchzten die Flamländer freudig:

„Vlaanderen den Leeuw! Sieg! Sieg!“

Dann antworteten die Yperer und Kortryker von den Wällen der Stadt mit noch lauterem Jubel. Auch sie konnten wohl „Sieg“ rufen; denn während die beiden Heere einander bekämpften, war der Herr von Lens mit hundert seiner Leute aus der Burg in die Stadt gedrungen; aber die Yperer hieben so unverzagt auf seine Schar ein, daß die Franzosen nach langem Kampfe in Unordnung in die Burg zurückflohen. Als Lens seine Leute zählte, fand er, daß nur der zehnte Teil der Mut der Feinde entgangen war.

Die meisten Offiziere und Edeln hatten sich dann in das Lager begeben und sich um den goldenen Ritter versammelt; sie alle drückten ihm ihre Dankbarkeit aus, er aber antwortete nicht, aus Furcht, sich zu verraten: Ghwyde, der bei ihm stand, wandte sich zu den Rittern und sprach:

„Meine Herren, der Ritter, der uns alle und Flandern so wunderbar gerettet hat, ist ein Kreuzfahrer, der unerkannt zu bleiben wünscht. — Der edelste Sohn Flanderns trägt seinen Namen.“

Die Ritter sagten nichts, aber jeder bemühte sich, zu raten, wer der sein könnte, der so edel, so tapfer und so stark war. Diejenigen, welche bei der Zusammenkunft in dem Gehölze bei Dale gewesen waren, wußten bereits lange, wer er war, aber sie wagten nicht, ihre Meinung zu entdecken, da sie feierlich das Geheimnis zu bewahren gelobt hatten. Unter den andern waren viele, die gar nicht zweifelten, daß es der Graf von Flandern selbst sein müsse; allein sie schwiegen, weil Ghwyde den Wunsch des goldenen Ritters ausgesprochen hatte.

Nachdem Nobrecht einige Zeit leise mit Ghwyde gesprochen hatte,

ließ er sein Auge über die anwesenden Scharen schweifen und sagte dann zu Gwyde:

„Ich sehe Adolf von Niemland nicht; sollte mein junger Freund unter dem feindlichen Schwerte gefallen sein?“

„Ich meine, seine grüne Feder so eben noch zwischen den Bäumen gesehen zu haben. Gewiß jagt er den übrigen Feinden nach.“

„Ich bitte, mein Bruder, laß die Leute Vorlauts auf dem Schlachtfelde nach ihm suchen! Unterdessen will ich meine kranke Matilde trösten.“

Er grüßte die anwesenden Ritter mit der Hand und eilte nach der Abtei von Gröningen. Gwyde befahl Jan Vorlaut, seine Leute über das Schlachtfeld zu schicken, um die Verwundeten unter den Leichen hervorzuziehen und in das Lager zu bringen.

Als die Genter das Schlachtfeld betraten, blieben sie anfangs entsetzt von dem furchtbaren Anblick stehen. Jetzt, wo die Leidenschaft des Kampfes in ihnen erloschen war, schweiften ihre Augen mit Schauern über dieses ausgedehnte Blutfeld, auf welchem Tausende von Leichen, Pferden, Fahnen und allerlei Waffen in wilder Verwirrung durcheinander lagen. Hier und da sah man einen Sterbenden den Arm bittend nach Hülfe ausstrecken. Schrecklich tönten über das Schlachtfeld die Stimmen der Verwundeten, welche riefen:

„Trinken, trinken . . . um Gottes willen trinken!“

Die Sonne brannte mit sengender Glut auf ihre offenen Wunden und peinigte sie mit unerträglichem Durst; ihre Lippen klebten aufeinander, und nur mit Mühe konnten sie röchelnd eine Todesklage hervorbringen. Die Luft war mit schwarzen Raben wie mit einer Gewitterwolke angefüllt; das Krächzen dieser gefräßigen Raubvögel hallte wie der Ruf des Todes über das Schlachtfeld und erfüllte die Herzen der noch Lebenden mit einer düstern Niedergeschlagenheit. Die kreischenden Vögel stürzten sich auf die Leichen, und die Verwundeten kämpften mit Angst gegen diese scheußlichen Feinde und zitterten bei dem Gedanken, eine Beute dieser Tiere zu werden; — sie sollten keine Ruhestätte nach dem Tode finden, keine geweihte Erde, um bis zum jüngsten Tage darin zu schlafen! . . .

Welch schreckliche Aussicht! Welch herzerreißender Gedanke!

Unzählige Hunde waren auf den Geruch des Blutes aus der

Stadt gekommen; sie liefen von einer Leiche zur andern und heulten in furchtbaren Tönen einander zu. — Zu allem diesem gesellte sich noch das dumpfe Wiehern oder vielmehr das Nöcheln der sterbenden Rosse und der jauchzende Siegesruf der Leute in der Stadt.

Sowie die Genter sich über das Schlachtfeld ausdehnten, stiegen die Raben vor ihnen auf und flogen weiter auf Raub aus. Man untersuchte alle Gefallenen, und die, deren Herz noch schlug, trug man in das Lager, um sie in das Leben zurückzurufen. Eine große Abtheilung hatte in allen möglichen Gefäßen frisches Wasser aus dem Gaverbach geschöpft, um die noch Lebenden damit zu laben. Es war rührend und ergreifend, anzusehen, wie gierig die Verwundeten das kühle Wasser einsogen, und wie dankbar sie mit einer Freudenthräne diese Labung aus den Händen ihrer Brüder oder Feinde empfingen. Wenn man so mit einem beschäftigt war, erhoben sich in der Nähe stehend eine Menge Arme, und viele schwache Stimmen riefen:

„D labt mich auch — einen einzigen Tropfen Wasser! Bei den Leiden unseres Seligmachers, Brüder, benetzt meine Lippen und befreit mich vom Tode!“

Die Genter hatten den Befehl erhalten, die flämischen Ritter, welche sie fänden, tot oder lebendig in das Lager zu tragen; sie hatten nun schon beinahe die Hälfte des Schlachtfeldes untersucht.

Bald waren sie zu der Stelle gekommen, wo der Kampf am hartnäckigsten gewesen war; die Leichen lagen mit Blut bedeckt rund um sie her. Plötzlich hörten sie ein Stöhnen, wie aus dem Boden aufsteigend. Sie gewahrten, daß es unter mehreren gefallenen Pferden herkam. Nach langen Anstrengungen schafften sie dieselben beiseite und fanden einen sterbenden Ritter.

Er lag ausgestreckt auf dem Rücken, ganz mit Blut bedeckt; sein Harnisch war von der Last eines darauf gefallenen Pferdes ganz eingedrückt; mit der rechten Hand hielt er das Schlachtschwert noch gefaßt, während er in der linken einen grünen Schleier hielt; seine Wangen waren bleich und trugen das Zeichen des herannahenden Todes. Mit wirrem und mattem Blicke betrachtete er diejenigen, welche zu seiner Rettung herankamen. Seine Wimper hatte nicht mehr die Kraft, das brechende Auge vor der Sonne zu schützen. Jan Borluit erkannte den unglücklichen Adolf von Nieuwland.

In aller Eile löste man die Riemen seines Harnisches, hob sein Haupt aus dem Schlamm und befeuchtete seine Lippen mit erquickendem Wasser. Mit sterbender Stimme kispelte er einige unverständliche Worte, und seine Augen schlossen sich, als ob seine Seele aus dem verwundeten Körper entflohen wäre. Er war einige Augenblicke ganz betäubt; dann wieder erwachend, aber äußerst schwach, ergriff er die Hand Jans Vorluut und sprach so langsam, daß zwischen jedem Worte eine lange Pause war:

„Ich sterbe, Sie sehen es, Herr Jan, meine Seele wird nicht lange mehr auf Erden weilen. — Aber beweint mich nicht! Ich sterbe froh — da das Vaterland gerächt ist.“

Erschöpft ließ er sein Haupt in den Arm Jans Vorluut sinken, während er den grünen Schleier langsam an seine Lippen führte. Der Anführer der Genter ließ den verwundeten Ritter mit aller möglichen Vorsicht in das Lager bringen.

Mathilde hatte sich mit Adolfs Schwester vor dem Gefecht in eine Zelle der Abtei Grubingen zurückgezogen. Es war sicher in diesem Augenblicke niemand in Flandern mehr geängstigt, als diese unglückliche Jungfrau. Alle ihre Verwandten und ihr Freund Adolf waren im Kampfe. Von dieser Schlacht, welche die Flamländer gegen eine so überlegene Macht wagten, hing die Freiheit ihres Vaters ab. Diese Schlacht mußte den Thron von Flandern wieder herstellen, oder für immer zerstören. Wenn die Franzosen den Sieg behielten, sah sie den Tod aller, die ihr teuer waren, und für sich selbst das furchtbarste Los voraus.

Sobald die Kriegstrompete ihre Töne über das Schlachtfeld sandte, erzitterten die beiden Frauen und erblickten. Sie sanken zugleich auf einen Bestuhl nieder. Als das Getöse der Schlacht sich lauter erhob, schluchzte Marie laut:

„O allmächtiger Gott, Gott der Heerscharen, erbarme dich unser! Steh uns bei in der Not, o Herr!“

Und Mathildens zarte Stimme antwortete:

„O süßer Jesus, Seligmacher, beschütze ihn! — Und rufe ihn nicht zu Dir, o barmherziger Gott!“

„Heilige Mutter Gottes, bitte für uns!“

„O Mutter Christi, Trösterin der Betrübten, bitte für ihn!“

Bald tönte das donnernde Kriegsgetöse noch fürchtbarer zu ihnen herüber; ihre Hände zitterten vor Angst wie Espenlaub, ihre Häupter beugten sich tiefer, ihre Thränen flossen reichlicher.

Der Kampf dauerte lange; das fürchtbare Geschrei der gegeneinander stürmenden Scharen schwebte fortwährend über der Abtei von Gröningen, aber noch länger dauerte das stille Gebet der Frauen; denn der goldene Ritter klopfte bereits an die Pforte des Klosters, als sie noch nicht vom Betstuhl aufgestanden waren. Plötzlich vernahmen sie schallende Männertritte in dem Gang, welcher zur Zelle führte. Sie wandten das Haupt um, und starr auf die Thüre blickend, erbehten beide in einem süßen Vorgefühl des Trostes.

„Adolf kommt wieder!“ schluchzte Marie. „O, unser Gebet ist erhört worden.“

Mathilde antwortete niedergeschlagen:

„Nein, nein, er ist es nicht, sein Tritt ist nicht so schwer. O Maria, vielleicht ein Unglücksbote!“

In diesem Augenblicke hörte man die Thür der Zelle in ihren Angeln knarren; eine Nonne öffnete dieselbe und ließ den goldenen Ritter hinein. Die zarte Gestalt Mathildens wurde starr; ihre Augen hefteten sich zweifelnd auf den, der mit offenen Armen vor ihr stand, um sie zu umfassen. Dann stürzte sie sich mit Ungestüm jauchzend an die Brust des goldenen Ritters.

„Mein Vater“, rief sie, „o mein teurer Vater! Ich sehe Dich wieder, — frei, ohne Ketten! Laß mich Dich in meine Arme schließen, — o Gott, wie göttig bist du! — Entzieh mir Deine Wange nicht, lieber Vater!“

Kobrecht von Bethune umarmte seine zärtliche Tochter mit dem größten Entzücken; er hielt sie an seine Brust gedrückt, bis ihre Aufregung ein wenig nachgelassen hatte, und legte dann den Helm und seine eisernen Handschuhe auf den Betstuhl. Von der Anstrengung des Tages ermattet, zog er einen Sessel herbei und ließ sich in denselben nieder. Mathilde umschlang seinen Hals mit beiden Armen. Sie horchte mit klopfendem Herzen auf die süßen Worte, welche die geliebte Stimme ihr zuflüsterte.

„Mathilde“, sprach er, „mein edles Kind, der Herr hat uns lange geprüft; aber nun ist all unser Leiden zu Ende; Flandern ist

frei, das Vaterland ist gerächt, der schwarze Löwe hat alle Lilien zer-rissen, und alle Fremden sind erschlagen; fürchte nun nichts mehr: die bösen Söldner, welche Johanna von Navarra gesandt hat, sind tot!"

Mathilde lauschte mit ängstlicher Begierde auf die Worte ihres Vaters; sie blickte träumerisch in seine Augen und lächelte mit einem ganz eigentümlichen Ausdruck. Sie war so von Freude ergriffen, daß sie da saß, als ob sie alles Gefühles beraubt wäre. Nach einigen Augenblicken bemerkte sie, daß ihr Vater nicht mehr sprach.

"O Gott!" stammelte sie, "das Vaterland ist frei? — Die Fran- zosen sind geschlagen? Und dich, meinen Vater, dich besitze ich wieder? Dann wollen wir wieder in unser schönes Wynendaal zurückkehren, und ich werde mein Leben froh und glücklich in deinen Armen hinbringen! So viel wagte ich nicht von Gott in meinen Gebeten zu verlangen!"

"Höre mein Kind und werde nicht niedergeschlagen: heute noch muß ich dich wieder verlassen! Der edelmüthige Krieger, der mich diesmal noch von meinen Banden befreit hat, empfing mein Ehren- wort, daß ich zurückkehren wolle, sobald die Schlacht geliefert sein würde."

Tieftrauernd ließ die Jungfrau bei diesen Worten ihr Haupt auf die Brust sinken und schluchzte.

"Sie werden Sie ermorden, mein unglücklicher Vater!"

"Sei doch nicht so furchtsam, Mathilde!" erwiderte Robrecht. "Mein Bruder Gwyde hat sechzig französische Ritter von edlem Blute gefangen genommen; man wird Philipp dem Schönen ankündigen, daß ihr Leben für das meine verpfändet ist. Deshalb bitte ich dich, weine nicht! Sei froh, die schönste Zukunft wartet unser; ich werde Wynen- daal wieder herstellen lassen, zu unser aller Empfang! Dann werden wir wieder zusammen auf die Falkenjagd gehen; denke dir, wie fröhlich unser erster Jagdzug sein wird!"

Ein Lächeln unaussprechlicher Freude und ein herzlicher Kuß waren Mathildens Antwort. Aber plötzlich schien ein quälender Ge- danke in ihrem Geist sich zu regen, ihre Züge wurden traurig, und sie blickte schweigend zu Boden, wie jemand, der beschämt ist.

Robrecht warf einen forschenden Blick auf seine Tochter und fragte sie:

"Mathilde, mein Kind, weshalb wirst du plötzlich so traurig?"

Die Jungfrau erhob das Haupt nur halb und antwortete mit leiser Stimme:

„Aber, mein lieber Vater, Sie sprechen ja gar nicht von Adolf; weshalb kommt er nicht mit Ihnen?“

Es dauerte noch einen Augenblick, ehe Kobrecht auf ihre Frage antwortete; er glaubte, in Mathilden ein Gefühl entdeckt zu haben, welches, vielleicht ihr selbst unbekannt, noch in ihrem Herzen verborgen lag. Nicht ohne Absicht antwortete er daher:

„Noch immer ziehen zerstreute Feinde im Felde umher; die verfolgt er gewiß. Aber das kann ich dir sagen, daß unser Freund Adolf der edelste und mutigste Ritter ist, den ich kenne. Er hat zweimal das Leben meines Bruders Gwyde gerettet; bis unter das Kronbanner Frankreichs fielen die Feinde haufenweise unter seinem Schwerte; alle Ritter rühmten seine Tapferkeit und gestanden ihm einen großen Teil an der Befreiung Flanderns zu.“

Während er so sprach, hielt Kobrecht die Augen auf seine Tochter geheftet und folgte allen Bewegungen, die sich in ihren Zügen aussprachen. Er sah Freude und Stolz darin miteinander wechseln und zweifelte nicht mehr an der Wahrheit seiner Ahnung.

Maria stand begeistert vor Kobrecht; sie horchte mit Rührung auf das Lob ihres Bruders.

In diesem Augenblicke vernahm man ein lautes Stimmengewirr an der Pforte des Klosters; dies dauerte indes nur einige Augenblicke, und alles wurde wieder still. Bald öffnete sich die Thür der Zelle, und Gwyde, Kobrechts Bruder, trat langsam und mit niedergeschlagener Miene herein; er näherte sich ihnen und sprach:

„Ein großes Unglück trifft uns heute in einem Manne, der uns allen teuer ist. Die Genter haben ihn auf dem Schlachtfelde unter den Toten gefunden und hierher in das Kloster gebracht. Vielleicht ist seine Sterbestunde nahe. Er wünscht, Sie noch zu sehen, ehe er von der Welt scheidet.“

Sich nach der Schwester Adolfs wendend, fügte er hinzu:

„Sie läßt er gleichfalls bitten, edle Dame!“

Ein schmerzlicher Schrei entfloß dem Munde beider Frauen.

Mathilde fiel ohnmächtig in die Arme ihres Vaters, und Marie eilte, ohne noch auf etwas hören zu wollen, mit herzerreißenden Klä-

gen nach der Thür und verließ die Zelle. Auf den Lärm kamen zwei Nonnen herbei und empfingen die ohnmächtige Jungfrau aus den Armen des Ritters; dieser küßte seine Tochter noch einmal und wollte gehen, den sterbenden Adolf zu besuchen, aber die Jungfrau, welche die Augen öffnete und die Absicht ihres Vaters bemerkte, riß sich aus den Händen der Nonnen los und rief, Kobrecht umklammernd:

„Lassen Sie mich mit ihnen gehen, Vater, daß er mich noch einmal sieht! Wehe mir, welch schmerzliches Schwert durchdringt meine Brust! Mein Vater, ich sterbe mit ihm! — Ich fühle bereits den Tod in mir — ich will ihn sehen; o kommen Sie rasch! — Er stirbt — Adolf!“

Kobrecht betrachtete seine Tochter mitleidig; jetzt blieb ihm kein Zweifel mehr inbetreff des Gefühles, das im geheimen in dem Herzen seiner Tochter Wurzeln gefaßt hatte. Diese Gewißheit verursachte ihm aber weder Bestürzung, noch Mißmuth. Bei der Unmöglichkeit, seine Tochter durch Worte zu trösten, drückte er sie fest an sein Herz, aber Mathilde wand sich bald aus den zarten Banden; sie zog Kobrecht bei der Hand fort und rief:

„O Vater, erbarmen Sie sich meiner! Kommen Sie, daß ich doch noch einmal die Stimme meines guten Bruders höre, seine Augen noch einmal in diesem Leben mich anschauen!“

Sie kniete vor ihm nieder und fuhr fort, während Thränen aus ihren Augen strömten:

„Ich bitte Sie, verwerfen Sie mein Flehen nicht! Erhöre mich, Vater!“

Kobrecht hätte am liebsten seine Tochter den Nonnen überlassen, denn er fürchtete, daß der Anblick des sterbenden Ritters sie zu sehr ergreifen würde; dennoch konnte er den dringenden Bitten Mathildens nicht länger widerstehen; er ergriff sie bei der Hand und sprach:

„Wohl an, meine Tochter, gehe mit mir und besuche den unglücklichen Adolf! Aber ich bitte dich, betrübe mich nicht zu sehr durch deine Verzweiflung; bedenke, daß Gott uns heute so große Gnaden erwiesen hat und daß er zürnen könnte!“

Sie waren bereits im Gang vor der Zelle, als er diese Worte sprach.

Man hatte Adolf in den großen Speisesaal des Klosters gebracht,

hier ein Federbett auf der Erde ausgebreitet und ihn darauf gelegt. Ein in der Heilkunde sehr erfahrener Priester hatte seinen Körper ganz genau untersucht und keine offene Wunde an ihm gefunden; aber lange, blaue Striemen zeichneten die empfangenen Schläge auf seiner Haut ab, und unter den schweren Quetschungen war das Blut zusammen-gelaufen und geronnen. Nach einem Ueberlaß wurde er gewaschen und mit kräftigem Balsam gerieben. Hierdurch war er ein wenig gestärkt, aber noch immer schien er seinem Ende nahe. Rund um das Bett stand trauernd eine große Anzahl Ritter. Jan von Keneffe, Arnold von Dubenaarde und Peter Dekoninc leisteten dem Priester hilfreiche Hand; Wilhelm von Jülich, Jan Borluut und Balduin von Papenrode befanden sich an der linken Seite, während der junge Gwyde mit Jan Breydel und den andern vornehmsten Rittern mit gebeugtem Haupte am Fußende sich befanden.

Breydel war gräßlich anzusehen; seine Hände waren vielfach geritzt; ein blutiges Tuch bedeckte die Hälfte seines Hauptes; seine Kleider waren zerrissen; sein stumpf gewordenes Beil hing an seiner Seite. Die andern Ritter hatten gleichfalls das eine oder andere Glied mit Tüchern umwunden, und die Rüstung eines jeden hatte furchtbare Wunden und war schrecklich zerhackt.

Maria kniete weinend neben ihrem Bruder; sie hatte eine seiner Hände ergriffen und benetzte dieselbe mit Thränen, während Adolf seine matten Augen auf sie gerichtet hatte.

Sobald Robrecht mit seiner Tochter in den Saal trat, wurden alle Ritter von Staunen und Bewunderung ergriffen; der, welcher ihnen in der Not so wunderbar zu Hülfe gekommen war, war der Löwe von Flandern, ihr Graf. Sie beugten alle mit der größten Ehrerbietung ein Knie zur Erde und sprachen:

„Ehre sei dem Löwen, unserm Herrn!“

Robrecht ließ seine Tochter los, hob die Herren Jan Borluut und von Keneffe auf und küßte sie beide auf die Wangen; dann gab er den übrigen ein Zeichen, aufzustehen, und sprach:

„Meine treuen Unterthanen und Freunde! Ihr habt mir heute bewiesen, wie mächtig ein Heldenvolk ist. Ich trage die Krone meines kleinen Reiches jetzt mit mehr Stolz, als Philipp der Schöne die von Frankreich.“

Dann ging er zu Adolf, ergriff seine Hand und betrachtete ihn lange; in jedem Auge des Löwen von Flandern glänzte eine helle Thräne, die allmählich schwerer wurde, endlich sich losriß und wie eine Perle blinkend zu Boden fiel. Mathilde lag bereits neben dem Haupte Adolfs auf den Knien; sie hatte ihm den grünen Schleier, der jetzt beschmutzt und blutig war, genommen und benetzte mit ihren Thränen dieses Zeichen ihrer Zuneigung und seiner Aufopferung. Sie sprach kein Wort, sah auch Adolf nicht an; denn sie hielt ihre beiden Hände vor das Gesicht und schluchzte in tiefer Betrübniß, ohne sich zu rühren.

Der Priester blickte gleichfalls bewegungslos auf den leidenden Ritter; es schien ihm, als ob sich eine wunderbare Veränderung in seinen Zügen zeigte, als ob mehr Leben in ihn käme. Und in der That, seine Augen erhielten mehr Glanz, und sein Gesicht verlor die Anzeichen des herannahenden Todes. Bald richtete er einen Blick voll Liebe auf Nobrecht und sprach langsam und mit Anstrengung:

„O mein Herr und Graf, Ihre Gegenwart ist mir ein süßer Trost. Nun kann ich sterben; — das Vaterland ist frei; Sie werden den Thron in friedensreichen Tagen besitzen . . . . Ich verlasse freudig die Welt, jetzt, wo die Zukunft Ihnen und Ihrer edlen Tochter ein dauerndes Glück verheißt. O, glauben Sie mir in meiner Todesstunde: Ihr Unglück war für mich, Ihren unwürdigen Diener, ergreifender, als für Sie selbst. Ich habe in der Stille der Nächte mein Lager so manchnal mit Thränen benetzt, wenn ich an die traurige Lage der edlen Mathilde und an Ihre Gefangenschaft dachte . . . .“

Das Haupt ein wenig nach Mathilde wendend, machte er ihre Thränen noch reichlicher fließen durch folgende Worte:

„Weinen Sie nicht, edle Dame, ich verdiene dieses liebevolle Mitleid nicht! Es giebt noch ein anderes Leben; da werde ich meine gute Schwester wiedersehen! Bleiben Sie auf Erden, um die Stütze der alten Tage Ihres Vaters zu sein, und denken Sie zuweilen in Ihren Gebeten an den guten Bruder, der Sie verlassen muß!“

Hier hörte er plötzlich auf zu sprechen und blickte wie verwundert um sich.

„Aber, mein Gott,“ sprach er, den Priester mit fragender Miene ansehend, „was ist das? Ich fühle neue Kraft; das Blut läuft freier durch meine Adern.“

Mathilde stand auf und betrachtete ihn mit ängstlicher Erwartung.

Alle sahen gespannt nach dem Priester. Dieser hatte während des Kranken mit scharfen Blicken betrachtet und allen Eindrücken, welche auf ihn gewirkt hatten, nachgeforscht. Er ergriff Adolfs Hand und fühlte ihm den Puls, während alle Zuschauer ängstlich seinen Bewegungen folgten; sie sahen an den Mienen des Priesters, daß alle Hoffnung für die Erhaltung des Leidenden noch nicht verloren war.

Der Geistliche fuhr stillschweigend in seiner Untersuchung fort. Er hob die Augenlider des Kranken auf und betrachtete dieselben, öffnete ihm den Mund und ließ seine Hand über dessen bloße Brust gleiten. Dann wandte er sich zu den umstehenden Rittern und sprach im Tone der innigsten Überzeugung:

„Das Fieber, das diesem jungen Ritter den Tod bringen mußte, ist vorüber, — er wird nicht sterben.“

Maria stieß einen lauten Schrei aus und umarmte ihren Bruder in der größten Aufregung. Mathilde fiel auf die Kniee nieder, erhob ihre Hände und rief mit lauter Stimme:

„Ich danke dir, o gütiger, o barmherziger Gott, daß du das Gebet deiner demüthigen Dienerin erhöret hast!“

Dann sprang sie auf und warf sich in der äußersten Freude in die Arme ihres Vaters.

„Er wird leben! Er wird nicht sterben!“ rief sie. „O, jetzt bin ich glücklich!“

Kobrecht von Bethune ließ seine Tochter sich neben Adolf setzen, trat zu den Rittern und redete sie in folgender Weise an:

„Sie edlen Männer von Flandern haben heute der ganzen Welt gezeigt, wie es dem Fremden ergeht, welcher den Fuß auf unsern vaterländischen Boden zu setzen wagt. Die Liebe zum Vaterlande hat Ihre Heldenseelen zu unerhörtem Mute entflammt. Flandern hat sich heute über alle Völker erhoben, und Sie, edle Männer, sind es, denen das Vaterland diesen Ruhm verdankt. Jetzt wünschen wir, daß Friede und Ruhe unsere Unterthanen für ihre Treue belohnen; es wird uns glücklich machen, von allen mit dem Namen „Vater“ begrüßt zu werden, wenn unsere fürsorgende Liebe und das unaufhörliche Streben,

sie glücklich zu machen, uns diesen Namen verdienen kann. Sollten die Franzosen dennoch wiederzukommen wagen, so würden wir noch der Löwe von Flandern sein, und unser Hammer würde Sie nochmals zum Kampfe führen. Sobald Sie nun in Ihre Heimat zurückgekehrt sein werden, besänftigen Sie die Gemüther, damit der Sieg nicht durch Aufruhr besetzt werde, und leiden Sie vor allem nicht, daß das Volk noch die Beltaarts verfolge; es ist unsere Sache, über dieselben zu Gericht zu sitzen! Nun müssen wir Sie verlassen. In unserer Abwesenheit werden Sie unserem Bruder Gwyde als Ihrem Herrn und Grafen gehorchen."

"Uns verlassen?" rief Jan Vorluut ungläubig. "Sie kehren nach Frankreich zurück? Thun Sie es nicht, edler Graf, sie werden ihre Niederlage an Ihnen rächen!"

"Meine Herren," unterbrach ihn Kobrecht, "ich frage Sie, wer unter Ihnen möchte aus Furcht vor dem Tode sein Ehrenwort und seine Rittertreue brechen?"

Sie beugten alle das Haupt und sprachen kein Wort; mit Schmerz sahen sie ein, daß nichts ihren Grafen zurückhalten konnte. Dieser fuhr fort:

"Herr Defoninc, Ihre hohe Weisheit ist uns von großem Nutzen gewesen und soll es ferner sein; wir berufen Sie in unsern Rat und wünschen, daß Sie bei uns an unserem gräflichen Hofe verbleiben. — Herr Breydel, Ihre Tapferkeit und Ihre Treue verdienen eine große Belohnung; seien Sie von jetzt an auf immer Oberbefehlshaber aller Ihrer Mitbürger, die uns mit den Waffen dienen können; wir wissen, wie ehrenvoll Sie dieses Amt bekleiden können! Zudem sollen auch Sie zu unserem Hofe gehören und an demselben wohnen können, wenn es Ihnen beliebt.

Und Sie, mein Freund Adolf, Sie verdienen eine größere Belohnung. Wir alle waren Zeugen Ihrer Unverzagtheit; Sie haben sich des edlen Namens Ihrer Vorfahren würdig gezeigt. Ich habe Ihre Aufopferung nicht vergessen. Ich weiß ferner, mit welcher Sorge, mit welcher Liebe Sie mein unglückliches Kind beschützt und getröstet haben; ich weiß, welch reines, welch inniges Gefühl in eurer beider Herzen, still und auch selbst unbewußt, Wurzel gefaßt hat. Wohlan, ich will

euch an Edelmut gleich kommen; die durchlauchtige Familie des Grafen von Flandern vereinige sich mit der der Edelherrn von Nieuwland; der schwarze Löwe glänze auf Ihrem Schilde: Ich gebe Ihnen mein teures Kind, meine Mathilde zur Frau!"

Mathildens Brust entfloß nur ein Laut, der Name Adolfs; aber sie ergriff bewegt seine Hand, zitterte heftig und sah ihm tief in die Augen; dann strömten ihre Thränen reichlicher, doch jetzt war es die reinste Freude, welche sie hervorlockte. Der junge Ritter sprach gleichfalls kein Wort; sein Glück war zu innig, zu groß, als daß er es ausdrücken konnte. Er richtete nur seine glänzenden Augen voll Liebe auf Mathilde, voll Erkenntlichkeit auf Robrecht und voll Dankbarkeit zu Gott.

Seit einiger Zeit bereits hörte man ein großes Getöse an dem äußeren Thore der Abtei. Es war, als ob ein Volksauflauf stattfände. Dieses Getöse wuchs beständig mehr und mehr und steigerte sich zuweilen zu einem lauten Jauchzen. Jetzt kam eine Nonne und kündigte an, daß eine große Menge Volkes vor dem Thore stehe und unaufhörlich verlange, den goldenen Ritter zu sehen. Da die Thür des Saales offen war, scholl das Jauchzen „Vlaanderen den Leeuw! Heil unserm Befreier, Heil, Heil!" verständlich zu den Rittern herüber.

Robrecht wandte sich zu der Nonne und sprach:

„Belieben Sie ihnen zu sagen, daß der goldene Ritter, den sie rufen, binnen wenigen Augenblicken zu ihnen kommen werde!"

Dann ging er zu dem kranken Ritter, ergriff seine noch schwache Hand und sprach:

„Adolf von Nieuwland, meine teure Mathilde wird nun Ihre Gemahlin; der Segen des Allmächtigen komme über eure Häupter und gebe euern Kindern die Tapferkeit ihres Vaters und die Tugenden ihrer Mutter! Sie haben mehr verdient, aber es steht nicht in meiner Macht, Ihnen ein kostbareres Geschenk zu geben, als das Kind, welches der Trost und die Stütze meiner alten Tage werden sollte."

Während Adolf sich in Dankfugungen ergoß, ging Robrecht eilig auf Gwyde zu.

„Mein lieber Bruder," sprach er, „ich will, daß diese Heirat so bald als möglich mit Pracht gefeiert und durch den Segen der Kirche

befräftigt werde; das ist mein inniger Wunsch. — Meine Herren, ich verlasse Sie jetzt in der Hoffnung, bald frei und ungehindert für das Glück meiner treuen Unterthanen wirken zu können. Ich ersuche Sie alle, über den wahren Namen des goldenen Ritters das tiefste Geheimnis zu beobachten; mein Bruder Gwyde wird den Leuten der Abtei dies gleichfalls befehlen."

Nach diesen Worten ging er zu Adolf und küßte ihn auf die Wange.

"Lebe wohl, mein Sohn!" sagte er.

Und seine Mathilde an das Herz drückend:

"Lebe wohl, meine geliebte Mathilde! Weine nun nicht mehr über mich: ich bin glücklich, da das Vaterland gerächt ist, und werde bald zurück sein!"

Dann umarmte er noch seinen Bruder Gwyde, Wilhelm von Füllich und einige andere Ritter, seine Freunde, drückte allen bewegt die Hand und rief:

"Lebt wohl, lebt wohl, ihr edlen Söhne von Flandern, meine treuen Waffenbrüder!"

Auf dem Vorhofe legte er seine Rüstung an, stieg zu Pferde, ließ das Visier seines Helmes fallen und ritt zum Thore hinaus. Eine unzählige Schar Volkes hatte sich vor demselben versammelt; sobald sie des goldenen Ritters ansichtig wurden, teilten sie sich in zwei Reihen, um ihn durchzulassen, und begrüßten ihn mit Jauchzen und Zuruf.

Der Ruf: „Heil dem goldenen Ritter! Sieg! Sieg! Unser Befreier!“ wurde wohl hundertmal jubelnd wiederholt. Sie schwenkten ihre Hände zum Zeichen der Freude und rafften die Erde aus den Hufstritten seines Pferdes wie ein Heiligtum auf. Sie bildeten sich ein, der heilige Georg, den man während des Kampfes in allen Kirchen von Kortryk angerufen hatte, sei ihnen in dieser Gestalt zu Hülfe gekommen. Der langsame Schritt des Ritters und sein Schweigen befestigten sie in dieser Meinung, und manche fielen, während er vorbeiritt, ehrfurchtsvoll auf ihre Kniee nieder. Sie folgten ihm lange nach und schienen an seinem Anblick sich nicht sättigen zu können; denn je länger es dauerte, um so wunderbarer wurde ihnen der goldene Ritter.

Ihre Einbildung gab ihm eine Gestalt, wie sie die Heiligen sich vorstellten.

Endlich gab er seinem Pferde den Sporn und verschwand, wie ein Pfeil, zwischen den Bäumen des Waldes. Das Volk versuchte seinen goldenen Harnisch noch zwischen dem Laube zu entdecken, aber vergebens; das Roß hatte seinen Herrn bereits weit aus dem Bereiche ihrer Augen entführt; sie sahen dann einander an und sprachen traurig:

„Er ist in den Himmel zurückgekehrt!“



# Anhang.

## Geschichtliche Darstellung

der folgenden Ereignisse

bis zur

### Befreiung Robrechts von Bethune,

des dreißigjährigen Grafen von Flandern.

---

Von den sechzigtausend Mann, die von Philipp dem Schönen gesandt waren, Flandern zu verwüsten, entkamen nur ungefähr siebentausend, welche in aller Eile, auf verschiedenen Wegen, den französischen Boden zu erreichen suchten. Gui von St. Pol hatte bei Nyssel fünftausend derselben gesammelt und glaubte, mit ihnen nach Frankreich zu gelangen, wurde aber von einem Teil des flämischen Herres angegriffen und in einer blutigen Schlacht besiegt; fast alle seine Leute fanden daselbst den Tod, der sie in den früheren Kämpfen verschont hatte. In einer Chronik heißt es: „Und die Zahl derer, die entkamen, mochte sein dreitausend Mann, von dem ganzen großen Heere, das da versammelt gewesen war zum Untergang Flanderns; sie konnten die Märe überbringen von ihren Abenteuern, die so traurig waren.“

Die ausgezeichnetsten Edeln, die tapfersten Ritter waren vor Kortryk geblieben; die Zahl derselben war so groß, daß der Geschichte zufolge kein Schloß, keine Herrschaft in Frankreich war, wo man nicht

Trauer anlegte; überall wurden Thränen über den Tod eines Ehegahls, eines Vaters oder Bruders vergossen, und das ganze Land war von Klagen erfüllt. Durch die Fürsorge der flämischen Feldherrn wurden die gefallenen Könige und die vornehmsten Lehnsherrn in der Abtei von Gröningen begraben, wie das hervorgeht aus einem Gemälde, welches sich noch in der St. Michaelis-Kirche zu Kortryk befindet, auf denen die vornehmsten Gefallenen verzeichnet sind.

Außer den goldenen Gefäßen, kostbaren Stoffen und reichen Waffen fand man auf dem Schlachtfelde siebenhundert vergoldete Sporen; man hing dieselben mit den eroberten Standarten am Gewölbe der Frauentirche zu Kortryk auf, und hiervon wurde dieser Kampf auch die Schlacht der goldenen Sporen genannt. Auch einige Tausend Pferde fielen in die Gewalt der Flamländer, die sie in den folgenden Kriegen mit großem Vorteil benutzten. Vor dem Gentthore, in geringer Entfernung von Kortryk, hat man 1831 mitten auf dem ehemaligen Schlachtfelde eine Kapelle zur Ehre Unserer lieben Frau von Gröningen gebaut; auf dem Altare sind die Namen der gefallenen französischen Feldherrn zu lesen, und einer der goldenen Sporen ist in der Mitte des Gewölbes aufgehängt. In Kortryk wird dieser frohe Tag alle Jahre durch ein öffentliches Volksfest, verbunden mit einem Jahrmarkte, welchen man „vergaderdag, Versammlungstag“ nennt, gefeiert. Jedes Jahr, im Monat Juli, gehen die armen Leute von Haus zu Haus, nach alten Kleidern fragend, um dieselben zu verkaufen, sowie man es im Jahre 1302 mit der reichen Beute gethan hat; von einem Geiger begleitet, begeben sie sich dann nach dem Pottelberge, dem alten Lagerplatze der Franzosen, und belustigen sich bis zum Ende des Tages.

Die Nachricht von der Niederlage des Heeres setzte den französischen Hof in große Trauer; Philipp der Schöne entbrannte in Wut über seine Gemahlin Johanna, deren Bosheit schuld an diesem Unheil war.

In den meisten französischen Geschichtsbüchern findet man Johanna von Navarra durchaus nicht als boshaft geschildert. Die Franzosen beschönigen, ihrem Nationalcharakter gemäß, den ich für sehr löblich halte, gern die Untugenden ihrer Fürsten, wenn sie tot sind, aber die Wahrheit ist aus unsern Chroniken zu sichtlich, als daß man an dem bösen Charakter Johannens zweifeln könnte.

Der Magistrat von Gent, welcher aus lauter Deliaarts bestand,

wollte in der Meinung, Philipp der Schöne werde schleunigst ein neues Heer nach Flandern senden, die Thore der Stadt nicht öffnen, um dieselbe so lange den Franzosen zu erhalten; sie wurden jedoch bald von den Gensdarmen für diese verräterische Absicht bestraft. Das Volk griff zu den Waffen; der Magistrat und alle Zeljaarts wurden ermordet; die vornehmsten Bürger überbrachten dem jungen Gwyde die Schlüssel der Stadt und schwuren ihm ewige Treue.

Währenddessen kam Johann Graf von Namur, der Bruder Robrechts von Bethune, nach Flandern und ergriff die Zügel der Regierung; er bildete rasch ein neues, noch mächtigeres Heer, um den Franzosen widerstehen zu können. Ohne seine Scharen länger ruhen zu lassen, zog er vor Nyssel, welches sich nach einigen Stürmen ergab; von da eilte er nach Douai, eroberte diese Stadt gleichfalls und nahm die Besatzung gefangen; die Stadt Cassel ergab sich ebenfalls. Nachdem er den Franzosen noch einige andere feste Plätze genommen hatte und sah, daß keine neuen Feinde aus Frankreich kamen, sandte Johann von Namur den größten Teil seines Heeres nach Hause und behielt nur einige auserwählte Scharen erfahrener Kriegerleute.

Das Land war nun ruhig, und der Handel begann von neuem zu blühen; die verwüsteten Felder wurden wieder besät, und es schien, als ob Flandern neues Leben, neue Kraft bekommen hätte. Man glaubte nicht ohne Grund, daß Frankreich nun hinlänglich belehrt wäre.

Philipp der Schöne hatte in der That keine Lust, die Streitigkeiten wieder anzufangen; aber der Ruf nach Rache, welcher aus allen Theilen Frankreichs sich hören ließ, die Klagen der Ritter, deren Brüder vor Kortryk erschlagen waren, und vor allem die Anregungen der rachsüchtigen Königin Johanna trieben ihn endlich doch wieder zum Kriege. Er versammelte dann ein Heer von achtzigtausend Mann, in welchem sich fast zwanzigttausend Reiter befanden; dennoch war dasselbe bei weitem nicht so ansehnlich, wie das erste, welches er verloren hatte, indem es meistens aus gemieteten oder gezwungenen Soldaten bestand. Der Oberbefehl wurde Ludwig, König von Navarra, übergeben; dieser sollte, ehe er eine Schlacht lieferte, versuchen, Douay und die andern französischen Grenzstädte aus den Händen der Flamländer zu befreien. Als dieses Heer nach Flandern kam, schlug es seine Zelte zwei Stunden von Douai, bei Vitry auf.

Sobald man in Flandern vernommen, daß ein neues französisches Heer gebildet worden war, lief der Ruf: „Zu den Waffen! zu den Waffen!“ durch das ganze Land. Noch nie sah man solche Begeisterung; aus allen Städten, aus den kleinsten Dörfern kamen ganze Haufen Volkes mit allerlei Waffen herbei geeilt. Man zog singend und freudig dem Feinde entgegen, und Johann von Namur mußte aus Furcht, daß es an Lebensmitteln fehlen möchte, eine große Menge zurückschicken. Die, welche als Sellaarts bekannt waren, wollten ihr früheres Betragen vergessen machen und flehten dringend, zum Beweise ihrer Bekehrung ihr Blut für das Vaterland vergießen zu dürfen, was ihnen denn auch freudig zugestanden wurde.

Unter dem Feldherrn Johann von Namur befanden sich fast alle die Ritter, welche sich auch in der Schlacht vor Kortryk ausgezeichnet hatten: der junge Gwyde, Wilhelm von Füllich, Jan von Neneffe, Jan Vorluut, Peter Defoninck, Jan Brehdel und noch mehrere andere. Adolf von Nieuwland, welcher von seiner Krankheit noch nicht wieder hergestellt war, konnte diesem Zuge nicht beiwohnen.

Sobald dieses Heer in verschiedene Scharen abgeteilt war, zogen die Flamländer bis auf zwei Meilen dem Feinde entgegen und nahmen daselbst ihre Stellung. Nachdem sie hier kurze Zeit gelagert, zogen sie weiter bis an den Fluß Scarpe bei Flines. Sie forderten täglich die Franzosen zum Kampfe heraus. Da jedoch sowohl die flämischen als auch die französischen Feldherrn dem Kampfe auszuweichen schienen, so wurde nichts ausgerichtet. Die Ursache davon war, daß Johann von Namur, in der Absicht, die Befreiung seines Vaters und Bruders zu bewirken, Boten nach Frankreich gesandt hatte, um zu versuchen, ob man mit Philipp dem Schönen nicht Frieden schließen könne. Es scheint, daß man am französischen Hofe über die Bedingungen nicht einig werden konnte; denn die Boten blieben aus, und man bekam nur ungünstige Antworten.

Das flämische Heer begann zu murren und wollte trotz des Verbotes des Feldherrn gegen die Franzosen eine Schlacht liefern; der Wille der Truppen ließ sich endlich so ernstlich vernehmen, daß Johann von Namur gezwungen war, über die Scarpe zu ziehen, um den Feind anzugreifen. Es wurde auf fünf Schiffen eine Brücke über den Fluß gelegt, und das flämische Heer zog, froh, daß es zum Kampfe ging,

singend hinüber; es kam aber eine bedenkliche Nachricht aus Frankreich, welche sie noch einige Tage zurück hielt. Endlich wollten sich die Scharen durchaus nicht mehr beruhigen, und es zeigten sich ernstliche Spuren von Aufruhr. Nun wurde alles zum Angriff bereit gemacht, und die Flamländer gingen den Franzosen entgegen; diese jedoch wollten keine Schlacht wagen, brachen ihr Lager eilig ab und zogen in Unordnung von dannen. Die Flamländer fielen über die Fliehenden her und erschlugen eine große Anzahl derselben; vordringend nahmen sie die Feste Harne, woselbst der König von Navarra die Magazine für das Heer angelegt hatte. Die Vorräte, die Zelte und alles, was das französische Heer mitgebracht hatte, fiel in die Hände der Flamländer. Hierauf kamen noch einige unbedeutende Gefechte vor, deren Ergebnis war, daß die Franzosen, mit Schmach beladen, bis tief in Frankreich zurück getrieben wurden.

Als die flämischen Feldherrn sahen, daß man den Feind nicht mehr im offenen Felde zu bekämpfen hatte, entließen sie ihr Heer zum Teil und behielten nur so viele Leute, um die Besatzungen der französischen Grenzstädte am Rauben und Plündern verhindern zu können.

Aus dem Städtchen Lessines, auf der Grenze von Hennegau, zogen täglich Haufen von Söldnern auf den flämischen Boden und richteten viel Unheil unter den Bewohnern des platten Landes an. Als Johann von Namur dieses vernahm, legte er sich mit einem Teil seiner Truppen davor und bestürmte, eroberte und verbrannte Lessines, welches dem Grafen von Hennegau gehörte.

Inzwischen wandte sich Wilhelm von Füllich mit den Rünsten von Brügge und Kortryk nach St. Omaars, um diese Stadt den Franzosen zu nehmen. Dort wurde er von der französischen Reiterei, welche bei weitem zahlreicher war, als die seinige, mit Ungestüm angegriffen; da er keinen Ausweg sah, stellte er seine Leute in einem Kreise auf und wehrte sich, bis die Finsternis ihm gestattete, zurück zu weichen und so einer gewissen Niederlage zu entgehen. Einige Tage später kam Johann von Namur von Lessines zu Wilhelm zurück, wodurch ihre vereinigte Macht an die dreißigtausend Mann stark wurde. Sie griffen das französische Heer an, schlugen es in die Flucht und zerstreuten die feindlichen Scharen.

Man begann jetzt St. Omaars zu bestürmen; alle Tage wurde

die Stadt mit ungewöhnlichem Mut von verschiedenen Seiten angegriffen; da jedoch die Besatzung sehr stark war, wurden die Belagerer oft mit Verlust von vielen Leuten zurückgeschlagen; dieses hinderte sie aber nicht, eine große Menge Steine über die Wälle zu werfen und die Häuser sehr zu beschädigen. Auch viele Einwohner von St. Omer wurden in den Straßen durch die Steine getödtet. Die Franzosen wurden besorgt für die Erhaltung der Stadt und brachten, in der Absicht, noch einen kräftigen Versuch zu machen, alle Bürger unter die Waffen, wodurch sie eine ansehnliche Kriegsmacht bekamen, die sie in zwei Scharen teilten. In der Nacht, als eine undurchdringliche Finsternis die Fluren bedeckte, gingen sie im geheimen aus der Stadt, legten die eine Hälfte ihrer Macht in ein dichtes Gebüsch zur Seite des flämischen Lagers, und der andere Teil zog zur Feste Arcques, welche gleichfalls von den Flamländern belagert wurde. Beim Aufgange der Sonne begann der Angriff bei Arcques mit solcher Gewalt, daß die Flamländer, sich überrascht sehend, fliehen wollten; die Stimme ihrer Anführer gab ihnen jedoch den Mut wieder; sie trieben die Franzosen zurück, und der Sieg schien sich auf ihre Seite zu neigen, bis eine große Schar Reiter sie im Rücken angriff, beim ersten Stoß mehrere Glieder über den Haufen warf und die Flamländer nach einem hartnäckigen Kampfe auseinander und in die Flucht trieb.

Der andere Teil des flämischen Heeres wurde unversehens von den in dem Gehölz verborgenen Soldaten angegriffen, stellte sich schnelligst in Schlachtordnung und zog sich langsam zurück; vielleicht würden sie ohne großen Schaden davon gekommen sein, aber ein beklagenswertes Unglück mußte die Ursache ihrer Niederlage werden. Als sie an den Aafluß gekommen waren, begaben sie sich in so großer Anzahl und so dicht gedrängt auf die Brücke, daß dieselbe das Gewicht so vieler Menschen nicht mehr tragen konnte und mit furchtbarem Krachen in den Fluß stürzte. Das Geschrei und die Klagen derer, die verwundet in das Wasser fielen, brachten Bestürzung unter die flämischen Scharen, die noch vor dem Flusse standen; ohne auf die Stimme ihrer Anführer zu hören, begaben sie sich auf die Flucht und liefen zerstreut vom Schlachtfelde. Diese Niederlage kostete den Flamländern fast viertausend Mann.

Als Johann von Namur und Wilhelm von Füllich sahen, daß

der Feind, um ihr verlassenes Lager zu plündern, aufgehört hatte, sie zu verfolgen, sammelten sie die Flüchtlinge, so gut sie konnten, hielten ihnen die Schmach dieser Niederlage vor Augen und legten ihnen den Wunsch nach schleuniger Rache an das Herz. Dann kehrten sie zum Feinde zurück, überraschten ihn, als er damit beschäftigt war, das Lager zu plündern, und fielen unversehens mit großem Geschrei über ihn her. Die meisten Plünderer wurden erschlagen und die andern in die Stadt getrieben; so behielten die Flamländer den Sieg.

Während man gegen Frankreich einen langwierigen und wenig bedeutenden Krieg führte, war Seeland durch den Tod seines letzten Fürsten herrenlos geworden. Wilhelm von Hennegau wollte dieses Land in Besitz nehmen, vorgebend, daß es ihm durch Erbrecht zugehöre. Die Söhne des Grafen von Flandern machten gleichfalls Anspruch darauf. Johann von Namur rüstete schleunigst eine Flotte aus und landete mit einem flämischen Heere auf der Insel Cadzand; nach einem unbedeutenden Gefechte wandte er sich nach Walcheren und stieg bei Veere, welches sich ergab, an das Land. Wilhelm von Hennegau hatte gleichfalls ein Heer aufgebracht; auch er kam mit demselben nach Seeland, wo er Johann von Namur eine Schlacht anbot. Die Flamländer besiegten ihn in einem furchtbaren Kampfe und schlugen ihn bis Arnemuiden in die Flucht. Wilhelm von Hennegau, welcher daselbst frische Hilfstruppen fand, versammelte sein zerstreutes Heer und zog aufs neue gegen die Flamländer; aber dieses Mal war seine Niederlage noch schrecklicher; er wurde genötigt, auf die Insel Schouwen zu flüchten. Kurz hierauf eroberten die Flamländer Middelburg nebst vielen andern Städten. Dies zwang Wilhelm von Hennegau zu einem Waffenstillstand, durch den der größte Teil von Seeland an Flandern abgetreten wurde.

Philipp der Söhne versammelte unterdessen abermals ein mächtiges Heer, um sich für die Schlacht bei Kortrijk zu rächen. Er gab den Oberbefehl über dasselbe Walthar von Chatillon und trug ihm auf, bei seiner Ankunft in Flandern alle Besatzungen aus den Grenzstädten an sich zu ziehen, wodurch sein Heer über hunderttausend Mann stark werden mußte.

Als Philippus, einer der Söhne des alten Grafen von Flandern, welcher in Italien zwei kleine Grafschaften geerbt hatte, die Zusammenziehung des französischen Heeres vernahm, kam er mit

einigen Hülfsstruppen nach Flandern, woselbst er von seinen Brüdern zum Oberbefehlshaber erwählt wurde. Mit dem Heere, welches in Seeland gekämpft hatte, und noch einigen andern Scharen brachte er seine Macht bis auf fünftzigtausend Mann, zog bis St. Omaars, um die Franzosen zu erwarten, und überrumpelte die Feste Arques. Die feindlichen Heere stießen bald aufeinander. In den beiden ersten Tagen fanden einige kleine Gefechte statt, in welchen Peter von Coutrenel, einer der französischen Anführer, mit seinen Söhnen fiel und die Franzosen eine Menge Leute verloren. Walther von Chatillon wagte, von Furcht ergriffen, nicht, eine allgemeine Schlacht zu liefern; er zog des Nachts mit seinem Heer nach Utrecht, und zwar so heimlich, daß die Flamländer, welche nichts von diesem Zuge gemerkt hatten, am andern Morgen ganz erstaunt waren, als sie nicht einen einzigen Franzosen mehr gewahrten. Philippus benutzte den Rückzug des Feindes, bestürmte und nahm die Städte Terwanen, Lens, Lillers und Bassée. Zur Rache für die Greuel, welche die Franzosen vor der Schlacht bei Kortryk in Flandern verübt hatten, wurde die ganze Gegend durch die Flamländer verwüstet und geplündert, bis sie, mit reicher Beute beladen, nach Flandern zurückkamen.

Der König von Frankreich, durch so viele Niederlagen überzeugt, daß es ihm unmöglich sein würde, Flandern durch die Gewalt der Waffen zu gewinnen, sandte dann Amadeus von Savoyen als Friedensunterhändler zu dem flämischen Feldherrn Philippus. Die Kinder des gefangenen Grafen, welche sich nach nichts mehr sehnten, als die Befreiung ihres Vaters Gwyde und ihres Bruders Robrecht zu erlangen, wünschten innig den Frieden mit Frankreich und übersahen gern einige Schwierigkeiten; es wurde ein Waffenstillstand geschlossen, bis die Bedingungen von beiden Seiten angenommen sein würden.

Inzwischen wurde am französischen Hofe ein Friedensvertrag aufgesetzt, welcher verschiedene für Flandern sehr nachtheilige Punkte enthielt; dennoch hoffte Philipp der Schöne, dessen Annahme durch List zu erreichen. Er ließ den achtzigjährigen Grafen von Flandern aus seiner Gefangenschaft zu Compiègne nach Flandern gehen und nahm ihm sein Ehrenwort ab, daß er, wenn er die Annahme des Vertrages, wie ihn der französische Hof aufgestellt, nicht erreichen könnte, im Monat Mai des künftigen Jahres in seinen Kerker zurückkehren werde. Der alte

Graf wurde von seinen Unterthanen mit Pracht empfangen und nahm seine Wohnung auf dem Schlosse Wynendaal. Als er die Bedingungen des Friedens mit Frankreich vorgelegt hatte, wurden sie fast allgemein von den Städten verworfen. Der alte Graf hoffte jedoch, mit der Zeit ihre Annahme zu erlangen.

Als der Waffenstillstand mit Wilhelm von Hennegau abgelaufen war, vernahm der Graf, daß ein holländisches Heer aufgeboden sei, um Seeland einzunehmen; in aller Eile wurden deshalb Jan von Renesse und Florens von Borsele hingesandt, diesem neuen Feinde die Spitze zu bieten. Die Flamländer besiegten die holländische Flotte in einer Seeschlacht, worin die Holländer und Hennegauer mehr als dreitausend Mann und alle ihre Schiffe verloren; man nahm den Bischof von Utrecht, den Feldherren der utrechtschen Scharen, gefangen und brachte ihn nach Wynendaal in Gewahrsam. In derselben Schlacht fielen Wilhelm von Hoorn, Dietrich von Harlem, Dietrich von Zulen und Suederus von Beverenweerd. Die Flamländer zogen triumphierend durch ganz Nordholland und eroberten fast alle Städte außer Harlem, welches sich hartnäckig wehrte. Die vornehmsten Bewohner von Nordholland wurden als Geiseln gefangen nach Gent gebracht.

Während der Graf von Hennegau, das Feld räumend, Holland den Flamländern überließ, erhob sich in Dordrecht ein tapferer Mann, Namens Miklaas van den Putte; dieser wollte sein Vaterland befreien, sammelte einige Kriegsscharen, fiel mit denselben über eine Abteilung Flamländer her und erschlug in einem Gefecht fast zweitausend. Von einer andern Seite brachte Witte von Haamstede, auch ein tapferer Mann, gleichfalls viele Krieger zusammen und erschlug kurz darauf, einem Teile des flämischen Heeres bei Hillegom begegnend, dasselbe bis auf den letzten Mann. Diese einzelnen Gefechte veränderten aber wenig an dem Stande der Dinge in Seeland und hinderten nicht, daß man mit der Belagerung von Blerickzee fortfuhr.

Unterdessen rückte das Ende des Waffenstillstandes mit Frankreich heran, und alles deutete auf einen neuen Krieg, indem der Friede nicht hatte geschlossen werden können, weil die Bedingungen desselben für die Flamländer nicht annehmbar waren. Am letzten Tage des Monats April kehrte der alte Gwyde krank und schwach, gleich einem zweiten Regulus, nach Frankreich in seine Gefangenschaft zurück.

Philipp der Schöne hatte während des Waffenstillstandes alles mögliche angewandt, um ein ungeheures Heer zusammen zu bringen; in allen Landen hatte man für seine Rechnung Hülfstruppen geworben, und verschiedene neue Abgaben waren dem Volke auferlegt, um die Kosten dieses Krieges bestreiten zu können. Der König selbst kam gegen Ende Juni an die flämische Grenze; obgleich er die größte Kriegsmacht, die Frankreich je besessen, unter seinem Befehl hatte, kam außerdem noch eine zahlreiche Flotte unter Renier Grimaldi von Genua an die flämische Seeküste, um den jungen Gwyde und Jan von Renesse in Seeland zu bekämpfen.

Philippus von Flandern hatte inzwischen auch einen Aufruf im Lande ergehen lassen und viele Kriegsscharen unter seinem Befehle versammelt; er zog mit denselben dem französischen Heere entgegen, um Philipp dem Schönen eine Schlacht anzubieten. Beider Lager waren so dicht nebeneinander, daß man gegenseitig die Banner flattern sehen konnte. Schon am ersten Tage fand ein Gefecht statt, in welchem ein französischer Heerführer mit allen seinen Leuten erschlagen wurde. Die Flamländer stellten sich, ungeduldig nach dem Kampfe verlangend, des andern Tages in Schlachtordnung und bereiteten sich zu einem gewaltigen Angriff vor. Die Franzosen zogen sich aber, als sie dieses bemerkten, eiligst nach Utrecht zurück und überließen ihr Lager den Flamländern, welche große Beute machten und alle Werke, die die Franzosen erbaut hatten, abbrachen oder vernichteten. Die Stadt Bassee wurde von ihnen zum zweiten Male erobert, und die Vorstädte der Stadt Lens wurden niedergebrannt.

Philipp der Schöne wollte nun Flandern vom Hennegau aus angreifen und zog mit seinem Heere nach Doornik; aber bereits am ersten Tage seiner Ankunft standen die Flamländer ihm gegenüber; er hatte nicht vor, eine Schlacht anzunehmen, bevor er wüßte, was seine Flotte in Seeland ausgerichtet hätte; um nicht handgemein zu werden, brach er fast jede Nacht sein Lager ab und schweifste, stets von den Flamländern verfolgt, von einer Stelle zur andern.

Am zehnten August 1304 fand die Seeschlacht zwischen den beiden Flotten statt. Der Kampf dauerte zwei Tage vom Morgen bis zum Abend; am ersten Tag war der Vorteil auf Seiten der Flamländer, und vielleicht würden sie den vollen Sieg errungen haben, aber sie

hatten ihre Schiffe des Nachts auf einer Sandbank festgefahren und wurden des andern Tages von den Franzosen unter dem berühmten Admiral Renier Grimaldi geschlagen; ihre Schiffe wurden verbrannt, und der junge Gwyde fiel mit vielen andern in die Hände der Feinde. Jan von Renesse, der mutige Seeländer, welcher mit wenigen Leuten Utrecht bewachte, wollte die Stadt verlassen und begab sich in einen Nachen, um über den See zu fahren; aber das Schiff hatte zu schwer geladen, sank mitten im Flusse, und der edle Ritter Jan fand ein beklagenswertes Ende, — er ertrank. Als die Flamländer dieses Unglück von den Flüchtigen erfuhren, betrauertem sie ihn mit schmerzlichen Klagen und schwuren, ihn nicht ungerächt zu lassen.

Als die Nachricht von dem Ausgang der Seeschlacht in das französische Lager kam, befand sich dasselbe bei Nyssel auf dem Pewelberg. Philipp der Schöne schwenkte ein wenig ab und verließ die günstige Stellung, welche dann auch unmittelbar nachher von den Flamländern eingenommen wurde. Diese wollten die Schlacht nicht länger aussetzen; es war den Feldherrn unmöglich, sie noch länger zurück zu halten; sie stellten das Heer deshalb in Schlachtordnung, um den Feind anzugreifen. Als Philipp der Schöne dieses sah, sandte er einen Boten mit Friedensvorschlägen, aber die Flamländer wollten durchaus nicht darauf hören und schlugen den Boten tot. Kurze Zeit darauf stürzten sie mit furchtbarem Geschrei und donnerndem Hurra auf das französische Heer, welches verwirrt und erschreckt in Unordnung geriet. Beim ersten Stöße wurden die vordersten Scharen über den Haufen geworfen und erschlagen. Es herrschte in dem flämischen Heere noch mehr Wut, als in der Schlacht bei Kortryk; auch konnten die Franzosen ihnen nur schwachen Widerstand bieten, obwohl sie mit gleichem Mute fochten. Philippus von Flandern und Wilhelm von Füllich drangen durch alle feindliche Scharen bis zu dem Könige Philipp dem Schönen, der dadurch in große Gefahr geriet. Man hieb seine Leibwache rund um ihn nieder, und er wäre sicherlich auch gefangen oder getötet worden, wenn man ihm nicht seinen Mantel und die anderen Abzeichen seiner Würde genommen hätte; also unkenntlich gemacht, floh er, nachdem er noch eine leichte Wunde durch einen eisernen Pfeil empfangen hatte. Das französische Heer ward völlig in die Flucht geschlagen, so daß die Flamländer einen entschiedenen Sieg errangen.

Das französische Kronbanner, die Driflamme, wurde in Stücke zerrissen, wie das die Chronik von Flandern bezeugt.

In dieser Schlacht verlor Wilhelm von Jülich das Leben. Die Flamländer waren bis zum Abend damit beschäftigt, des Königs Belt und alle die andern Kostbarkeiten zu erbeuten. Sie gingen dann, um etwas zu genießen, nach dem Beuwelberge zurück, brachen jedoch, da sie hier nichts fanden, nach Nyssel auf. Des andern Tages kehrten alle in ihre Heimat zurück. Diese Schlacht wurde am 15. August 1304 geliefert.

Vierzehn Tage später kam Philipp der Schöne wieder mit einem Heere, um Nyssel zu belagern. Die flämische Bürgerschaft schloß ihre Thüren und griff in Masse zu den Waffen; Philippus von Flandern versammelte sie bei Kortryk und zog einige Tage darauf nach Nyssel, den Franzosen entgegen. Als Philipp der Schöne ihre große Anzahl sah, rief er erstaunt aus:

„Mich dünkt, Flandern speit oder regnet Soldaten.“

Da er keine Niederlage mehr wagen durfte, machte er nach einigen Scharmützeln Friedensvorschläge; man schloß einen Waffenstillstand und trat in Unterhandlung. Es dauerte sehr lange, ehe man die Bedingungen auf beiden Seiten annahm.

Während dieser Zeit starb der alte Graf Gwyde zu Compiègne in seinem Gefängnis; Johanna von Navarra verschied gleichfalls.

Endlich wurde der Friede von Philippus von Flandern und Philipp dem Schönen geschlossen und unterzeichnet. Kobrecht von Bethune mit seinen Brüdern Wilhelm und Gwyde und all den andern gefangenen Rittern wurden freigelassen und in das Vaterland zurück gesandt. — Das Volk war mit den Bedingungen des Vertrages nicht zufrieden und nannte denselben einen Bund der Ungerechtigkeit. Dies Mißvergnügen hatte jedoch keine weiteren Folgen.

Dem Herrn Kobrecht von Bethune wurde, als er nach Flandern gekommen war, mit ungewöhnlicher Pracht als Grafen gehuldigt. Er lebte noch siebenzehn Jahre, hielt die Ehre und den Ruhm Flanderns aufrecht und entschlief im Herrn am 18. September 1322.

## Erläuterungen.\*)

**1.**\*\*\*) Rousselare eine kleine Stadt in Westflandern. — Ein seidenes Wams. „Die Ritter trugen dieses Kleidungsstück über ihrem Harnisch; es ging bis zu den Knien herab und war ohne Ärmel. Es bestand aus Seide oder Goldstoff. Die Wappen und Wahlsprüche (Devisen) waren auf demselben vor der Brust gestickt.“ — Die Rüstung der Ritter. „Ein Ritter jener Zeit hatte folgende Waffenrüstung: einen eisernen Helm oder Sturmhaube, mit oder ohne Federbusch, einen eisernen Harnisch, Handschuhe von Dachslleder, auf der oberen Seite mit eisernen Schuppen bedeckt, eiserne Platten auf den Beinen und Schenkeln, einen Schild, worauf das Wappen gemalt war, einen langen Speer oder eine Lanze und ein großes Schlachtschwert oder einen Degen. Unter dem Harnisch trug er einen Panzer oder Waffenrock (ein Hemd aus eisernen Ringen oder Maschen verfertigt). Das Pferd war gleichfalls mit breiten Eisenplatten über und über bedeckt.“ — **2.** den scharfen Sporn. „Die Ritter trugen in jener Zeit nur einen Sporn.“ — **3.** St. Abkürzung von Saint (Sanft). — Wijnendaal. „Das Schloß Wijnendaal ist jetzt verfallen und liegt neben dem Dorfe gleichen Namens, in der Nähe von Thourout in Westflandern.“ Vgl. S. 8. — **4.** ein Zeichen, daß er Vgl. S. 49 über das Banner des Königs. „Karl, der zweite Sohn von Philipp dem Kühnen, war Graf von Valois, von Mengon und von Perche. Er empfing von seinem Bruder Philipp dem Schönen, König von Frankreich, den Oberbefehl über die französische Armee und eroberte Flandern.“ — **5.** Pierre Peter. — Raoul Rudolf. — **6.** Enguerrand von Marigny. „Enguerrand von Marigny, ein Edelmann aus der Normandie, wurde unter Philipp dem Schönen Minister der Finanzen und öffentlichen Bauten. Er gebrauchte seine Macht zu schlechten Thaten, verschwendete des Reiches Gelder, verfälschte die Münzen und machte das Volk durch Auflegung von willkürlichen Lasten verarmen.“ — Königin Johanna. „Johanna, eine Tochter Heinrichs I., Königs von Navarra, erbte dieses König-

\*) Die mit Anführungszeichen versehenen Erläuterungen sind vom Verfasser selbst beigelegt.

\*\*\*) Die Ziffern bezeichnen die Seiten des Textes.

reich von ihrem Vater und wurde eine der reichsten Fürstinnen ihrer Zeit. Sie vermählte sich mit Philipp dem Schönen und vereinigte durch diese Heirat zwei Kronen auf ihrem Haupte.“ — Gildeu Bünfte, gesetzlich anerkannte und geordnete Vereine von Meistern zc. desselben Handwerks. — Troßknecht vgl. zu S. 101. — 7. Jan Johann. — 9. Koller ledernes Wams (ohne Ärmel). — Kobrecht von Bethune. „Um den Charakter dieses edlen Ritters kennen zu lernen, möge folgendes dienen: Karl von Anjou, König von Sicilien, in der Absicht, gegen Manfred in den Krieg zu ziehen, der dieses Königreich gegen den Willen des Papstes besaß, bildete ein französisches Heer von ungefähr zwanzigtausend Mann auserlesener Truppen und übergab den Oberbefehl über dasselbe Kobrecht von Bethune, welcher damals kaum achtzehn Jahre alt war. Einige Zeit nachher nahm Karl von Anjou den jungen Konradin, Enkel des deutschen Kaisers Friedrich, gefangen. Da er sich von einem so gefährlichen Feinde zu befreien gedachte, beschloß er, ihn zum Tode verurtheilen zu lassen. Simon de Sismondi, in seiner *histoire des républiques italiennes*, sagt: „Ein einziger Richter sprach das Todesurtheil, und der junge Konrad ward auf das Schafott gebracht, um enthauptet zu werden. Der Richter, welcher Konradin zum Tode verurtheilt hatte, las ihm vor, daß er als Verräther der Krone und Feind der Kirche überführt sei. Er erwiderte mit dem Todesurtheil, als Kobrecht von Flandern, der eigene Schwager Karls von Anjou, sich auf den falschen Richter stürzte und, ihn mit seinem Degen durchbohrend, rief: „Es steht Ihnen nicht zu, Glender, einen so edlen und schönen Herrn zum Tode zu verurtheilen.“ Der Richter fiel in Gegenwart des Königs tot nieder, und dieser durfte seinen Günstling nicht rächen. Mehrere andere Thaten noch beweisen, daß er von einem bewunderungswürdigen Mute besetzt war, und daß man von ihm sagen konnte: Er hat ein Löwenherz in einem eisernen Körper.“ — 10. Pulchrum pro patria mori. Schön ist's, für das Vaterland zu sterben. — Zelter „Ein Zelter ist ein kleines Pferd, das sanft geht und ausschließlich für Frauen bestimmt ist. Die Traber waren ebenfalls leichte Pferde zum rascheren Fortkommen; die Schlachtpferde, die man im Krieg gebrauchte, waren groß und schwer, wie die Bauernpferde in Belgien noch sind.“ — 12. meinen Handschuh zuwerfen. „Um einen Ritter zum Kampf herauszufordern, warf man ihm einen Handschuh zu; wenn er ihn aufhob, nahm er den Zweikampf an, sonst heftete man den Handschuh an die Thür seiner Wohnung, an einen Pfosten, so daß jeder sehen konnte, daß er den Zweikampf verweigert hatte.“ — 13. Schlacht bei Benevent am 26. Februar 1266. Manfred (vgl. zu S. 9) verlor in derselben Krone und Leben. — offenen Hof sodas jeder Zutritt zu ihm hatte. Compiègne Stadt nördlich von Paris. — 16. Der sechste Kreuzzug (1248—1254) wurde veranstaltet von König Ludwig dem Heiligen von Frankreich (1226—1270). Er blieb aber ohne Erfolg. Die Schlacht bei Mansura oder Mansura (in Aegypten) war 1250. — 21. Falschmünzer Vgl. das zu S. 6 über Enguerrand von Marigny Gesagte. — 22. Dorn an der wahren Krone Christi. — 24. Basall Lehmann. — Sire in der Urrede: Majestät.

27. dem dritten Stande den Bürgern, während dem ersten der hohe Adel, dem zweiten die hohe Geistlichkeit angehörte. — Auflage von Steuern. — von meinem Königreiche „Frankreich und Navarra waren damals noch zwei voneinander unabhängige Reiche. Der König von Frankreich hatte auf Navarra kein Recht und in dessen Regierungs-Angelegenheiten nichts zu sagen. Die Einkünfte und andere Vorteile kamen Johanna allein zu, und diese stand als Fürstin von Navarra keineswegs unter ihrem Gemahl.“ — 30. Prälaten kirchliche Würdenträger. — 31. Sie haben mit Eduard von England zc. „Der Graf Wiltze hatte bereits im Jahre 1295 mit dem König von England ein Bündnis geschlossen, worin unter andern eine Heirat zwischen dem Prinzen von Wales und der Tochter des Grafen von Flandern festgesetzt war“ Vgl. Einleitung! 35. Villen-Wappen von Frankreich vgl. S. 49. — 36. Klauwaarts „Zu dieser Zeit wurden die französisch-gefinnten Flämänder Vestaarts genannt, wohingegen die Freunde des Grafen und der Unabhängigkeit des Landes den Namen Klauwaarts trugen, von den Klauen (flämisch klauwen), womit der Löwe von Flandern die Villen zu bedrohen schien.“ — 38. zum heiligen Kreuz d. h. nach dem Dorfe St. Kruijs („h. Kreuz“) bei Brügge, in dem sich eine berühmte Kapelle „zum h. Kreuze“ befand. — 40. Wilhelm Graf von Füllich war auch zugleich Propst von Aachen. — 41. Zunftmeister Vorsteher der Zunft. — stillen Iles: stellen. — 44. Pand. „Die Zünfte hatten besondere Gebäude, wo sie sich versammelten und ihr Festgerät, Standarten zc. bewahrten. Dies nannte man „de Pand““. — Goeden-dag. „Die Brügger hatten eine fürchterliche Waffe, die sie mit großer Behendigkeit zu gebrauchen wußten. Es waren lange Speere mit einer eisernen Spitze. Sie hatten dieselben aus Scherz Goedenbags („Guten Tag!“) genannt, was so viel bedeutete, daß sie den Feind damit tüchtig begrüßen wollten.“ — 47. die Herberge den Pand (vgl. zu S. 44). — 48. Symbol Sinnbild. — Kathelkenstraße = Katharinenstraße. — allegorische Sinnbildliche. — 50. Standarte Ketterfahne. — 53. Prinzenhof der alte Palast der Grafen von Flandern. — 56. Kortryk Courtral. — Put. „Dies war der Platz am Rathause, von welchem zu dem Volke gesprochen wurde“ — 57. Tuchwalder diejenigen Arbeiter, welche das Tuch mit Hilfe von Hämmern dicht machten. — 58. Altmeister Ehrentitel älterer Meister. — 60. Oberzöllner der oberste Zolleinnehmer. — 62. Chroniken Jahrbüchern. — 69. Sturmmrammen um damit gegen die Mauern zu stoßen. — Ballisten Wurfmaschinen. — 75. Kapuze mit dem Mantel zc. verbundene Kopfbedeckung, wie sie die Mönche zc. tragen. — 77. Louvre Dieser Palast zu Paris diente damals auch als Staatsgefängnis. — 83. Citadelle Feste. — 85. Die Bauern waren damals meist Selbige. — Kirchof hier: Hof um die Kirche (Kapelle). 87. Das von Breydel gesungene Lied ist verfaßt von J. A. Vaet, einem Freunde Conscience's. — „Er streckt die Klauw wild gen Osten“ zc. „An allen Zügen, welche von den Christen unternommen wurden, um Jerusalem zu erobern und das Grab des Erlösers von den Ungläubigen zu befreien, nahmen

die Belgier den größten Anteil. Bereits im Jahre 1095 drang Gottfried von Bouillon, geboren im Schlosse Baisy, vier Meilen von Brüssel, in Palästina ein, und Jerusalem wurde durch ihn im Jahre 1099 erobert. Im Jahre 1204 zog Balduin Graf von Flandern mit einigen französischen Rittern und mit Dandolo, dem Dogen von Venedig, nach dem Osten und besiegte die Türken in vielen Schlachten. Seiner Tapferkeit wegen wurde er zum Kaiser von Konstantinopel erhoben." — **92.** St. Kruis vgl. zu S. 38 („h. Kreuz"). — **95.** Sturmriemen feste Riemen, mit denen der Helm (die Sturmhaube) im Gefecht zc. befestigt war. — **101.** Troßwagen Gepäckwagen. — **107.** Lanzette seine Nadel. — **108.** Traber vgl. zu S. 10 (Zelter). — **110.** Die Mauren hatten damals Mallorca (östlich von Spanien) und Malta (Melinde) erobert; die Könige dieser Inseln hatten Philipp gebeten, ihnen dieselben zurückzuerobern. (Vgl. S. 143). — **124.** Seeland (Zeeland) jetzt Provinz Hollands. — **133.** Vlaanderen den Leouw „Flandern dem Löwen!“ — Schild en vriend („Schild und Freund“) das scharfe „sch“ auszusprechen ist den Franzosen unmöglich. — **134.** Wat Walsch is etc. „Was welsch (französisch) ist, ist falsch! Schlagt alles tot!“ — **138.** Halle Wildenhäus; noch jetzt dienen die „Hallen“ als Tuch- und Fleischerhalle. — **142.** Nyffel Vlle. — **143.** Mallorca vgl. zu S. 110. — **146.** Seneschall hoher Hofbeamter, entsprechend dem deutschen Truchseß, auch Führer der Ritterschaft. — **156.** Das weiße Priestergewand vgl. zu S. 40. — **159.** sollen bleiben von edelem Blute. Sie wurden also in den erblichen Adelsstand erhoben. — **164.** Melinde und Mallorca vgl. zu S. 110. — **167.** Es ist gewiß Ihre Tochter. „Abele, Tochter Rudolfs von Nesle, war verheiratet mit Wilhelm von Denbermonde, einem der Söhne des alten Grafen von Flandern.“ — **177.** Grönningen lies: Groningen. — **179.** Noël Weihnachten. — **180.** Ornate (priesterliche) Amtsstracht. — Conne-  
table Titel des Befehlshabers der Reiterei. — **199.** Kronbanner die Dris-  
flamme (aus auri flamma = goldene Flamme), das damalige Reichsbanner  
Frankreichs.

## Inhaltsverzeichnis.

---

|                                                     | Seite |
|-----------------------------------------------------|-------|
| Vorwort . . . . .                                   | III   |
| Einleitung . . . . .                                | IV    |
| 1. In Lebensgefahr . . . . .                        | 1     |
| 2. Auf der Falkenjagd . . . . .                     | 8     |
| 3. Die Folgen des Zweikampfes . . . . .             | 16    |
| 4. Am französischen Hofe . . . . .                  | 23    |
| 5. Die Gefangennahme der flämischen Edeln . . . . . | 27    |
| 6. Breydel und Defoninck . . . . .                  | 35    |
| 7. Der Königin Einzug . . . . .                     | 47    |
| 8. Defonincks Gefangennahme und Befreiung . . . . . | 56    |
| 9. Brüggens Übergabe . . . . .                      | 66    |
| 10. Ein Bote aus dem Kerker . . . . .               | 74    |
| 11. Die Erstürmung von Male . . . . .               | 83    |
| 12. Der schwarze Ritter . . . . .                   | 94    |
| 13. Der Kriegsrat . . . . .                         | 100   |
| 14. Der Franzosen Rache . . . . .                   | 113   |
| 15. Im Lager der Zünfte . . . . .                   | 123   |
| 16. Brüggens Befreiung . . . . .                    | 132   |
| 17. Die Rückkehr aus dem Kerker . . . . .           | 138   |
| 18. Der Flamländer Rüstungen . . . . .              | 142   |
| 19. Des Verräthers Strafe . . . . .                 | 149   |
| 20. Der Ritterschlag . . . . .                      | 154   |
| 21. Im französischen Lager . . . . .                | 163   |
| 22. Die Entscheidungsschlacht . . . . .             | 176   |
| 23. Der Löwe von Flandern . . . . .                 | 204   |
| Anhang . . . . .                                    | 219   |
| Erläuterungen . . . . .                             | 231   |

### Vollbilder.

|                                        |        |
|----------------------------------------|--------|
| 1. Titelbild: Der Löwe von Flandern.   | 24/25  |
| 2. Vor dem Throne Philipps des Schönen | 62/63  |
| 3. Defonincks Gefangennahme            | 80/81  |
| 4. Ein Bote aus dem Kerker             | 96/97  |
| 5. Der schwarze Ritter                 | 120/21 |
| 6. Der Franzosen Rache                 | 160/61 |
| 7. Der Ritterschlag                    |        |

---